



**Donna Leon**  
***Verschwiegene  
Kanäle***

*Commissario Brunetti's  
zwölfter Fall*

*Roman · Diogenes*

**Donna Leon**

**Verschwiegene  
Kanäle**

**scanned by ut  
corrected by rpf**

Ein Fall, der Brunetti näher geht als jeder andere: der vermeintliche Selbstmord eines Jugendlichen, so als wie sein eigener Sohn. Ein Fall auch, der in eine unheimliche Welt führt: hinter die verschlossenen Tore der Kadettenschule von San Martino.

ISBN: 3 257 06390 3

Original: Uniform Justice

Aus dem Amerikanischen von Christa E. Seibicke

Verlag: Diogenes

Erscheinungsjahr: 2004

Umschlaggestaltung: Fulvio Roiter

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

Für Hedi und Augusti Janés

*In uomini, in soldati  
Sperare fedeltà?*

*Bei Männervolk, bei Soldaten  
Sucht ihr ein treues Herz?*

COSÌ FAN TUTTE

# 1

Durst weckte ihn. Nicht der gesunde Durst, der sich nach drei Runden Tennis oder einem Tag auf der Skipiste allmählich einstellt, sondern jener unbarmherzige, quälende Brand infolge übermäßigen Alkoholkonsums, wenn der Körper dringend nach Flüssigkeitsausgleich verlangt. Er lag wach im Bett, verschwitzt, in klebrig feuchter Unterwäsche, und hatte Durst.

Erst dachte er, er könne ihn überlisten und sich einfach zurückfallen lassen in den dumpfen Trunkenheitsschlaf. Also drehte er sich auf die Seite, atmete mit offenem Mund ins Kissen und zog sich die Decke über die Schultern. Aber so sehr sein Körper auch nach Ruhe verlangte, er kam nicht dagegen an – weder gegen den

Durst noch gegen das nervöse Ziehen in der Magengegend.

Schlapp und willenlos lag er da und versuchte wieder einzuschlafen. Tatsächlich gelang das auch für ein paar Minuten, aber dann schreckte eine Kirchenglocke irgendwo stadteinwärts ihn unsanft ins Bewußtsein zurück. In seinem Kopf entstanden Flüssigkeitsbilder: prickelndes Mineralwasser in einem beschlagenen Glas, von dem die Tropfen abperlten; der Trinkbrunnen auf dem Flur seiner Grundschule; ein Becher schäumendes Cola. Mehr als alles, was ihm am Leben je begehrenswert oder verlockend erschienen war, brauchte er etwas zu trinken.

Noch einmal versuchte er den Schlaf herbeizuzwingen und wußte doch schon, daß er verloren und nun keine andere Wahl mehr hatte, als aufzustehen. Er wußte nicht gleich, auf welcher Seite er aus dem Bett steigen mußte, ihm graute vor dem kalten Fußboden im Gang, aber dann warf er alle Bedenken so ungestüm beiseite wie seine Decken und richtete sich auf. Sein Kopf dröhnte, der Magen protestierte unwirsch gegen den abrupten Stellungswechsel, doch der Durst war stärker.

Er öffnete seine Zimmertür und tappte auf den Flur hinaus, den von draußen ein fahler Lichtschein erhellte. Wie er befürchtet hatte, war es scheußlich, mit bloßen Füßen über kaltes Linoleum zu laufen, aber der Gedanke an das erlösende Wasser, das am Ende des Flurs winkte, half ihm, sich zu überwinden.

Schlaftrunken taumelte er in den Waschraum und stürzte gierig zum ersten der weißen Becken hin, die in langer Reihe eine ganze Wand säumten. Er drehte den Kaltwasserhahn auf und ließ ihn gut eine Minute laufen: Selbst in seinem benommenen Zustand ekelte er sich vor dem rostig warmen Geschmack des ersten Strahls, der aus diesen Rohren kam. Als das Wasser, das ihm über den

Ellbogen rann, kalt genug war, fing er es mit den hohlen Händen auf, beugte sich nieder und schlürfte geräuschvoll wie ein schlapper Hund. Herrlich kühl und erfrischend spürte er es die Kehle hinabfließen: gerettet! Er wußte aus Erfahrung, daß man nach den ersten Schlucken innehalten sollte, innehalten und warten, wie der aufgewühlte Magen auf die unverhoffte Zufuhr alkoholfreier Flüssigkeit reagieren würde: im ersten Moment sehr empfindlich, aber da er jung war und gesund, gab sich das bald, und dann schluckte auch der Magen brav, ja konnte gar nicht genug bekommen.

Erleichtert hielt er den Kopf unter den Hahn und schlürfte noch acht oder neun Mundvoll, einer ums andere eine Wohltat für den ausgetrockneten Körper. Dann allerdings kippte etwas in seinem vollgepumpten Magen, der löste ein Signal im Gehirn aus, und ihm wurde im Nu so schwindelig, daß er sich vorbeugen und mit den Händen am Beckenrand abstützen mußte, so lange, bis die Welt sich nicht mehr um ihn drehte.

Wieder tauchte er die Hand unter den fließenden Strahl und trank. An einem gewissen Punkt, als Verstand und Erfahrung ihn warnten, daß jeder weitere Schluck riskant wäre, richtete er sich mit geschlossenen Augen auf und fuhr sich mit den nassen Handflächen erst übers Gesicht und dann übers T-Shirt. Rasch noch einmal mit dem Hemdzipfel die Lippen betupft, bevor er sich erfrischt und mit dem Gefühl, langsam wieder unter die Lebenden zu gehören, anschickte, in sein Zimmer zurückzukehren.

Und die riesige Fledermaus sah, einen Vampir, oder das, was seine benebelten Sinne auf die Entfernung dafür hielten. Auch wenn es keiner sein konnte, denn das, was da schwarz und drohend von der Decke hing, war bestimmt zwei Meter lang und so breit wie ein ausgewachsener Mensch. Trotzdem sah es aus wie ein

Vampir: Ganz deutlich erkannte er den Kopf über den schlaff herabhängenden Flügeln und darunter die Krallenfüße.

Er kniff die Augen zusammen und rubbelte sich mit den Händen übers Gesicht, wie um die Erscheinung fortzuwischen, aber als er die Augen wieder aufschlug, war der finstere Spuk noch immer da. Er wollte fliehen und schlich, weil er sich nicht traute, dem Gespenst den Rücken zu kehren, im Krebsgang zur Tür zurück, neben der er den Schalter für die Deckenbeleuchtung wußte. Wie er jetzt, halb betäubt vor ungläubigem Entsetzen und die Hand zitternd nach hinten gestreckt, fahrig über die Kacheln tastete, hätte man glauben können, mit der Berührung dieser Wand vergewissere er sich der letzten ihm noch verbliebenen Verbindung zur Realität.

Wie ein Blinder folgte er seiner sehenden Hand an der Wand entlang, bis er den Lichtschalter gefunden hatte. Die Neonröhren, die in langer Doppelreihe angeordnet waren, flammten eine nach der anderen auf und tauchten den Raum in ein kaltes, grelles Licht.

Während die gleißende Helligkeit sich flackernd ausbreitete, kniff er die Lider ganz fest zusammen. Nur nicht mit ansehen müssen, wie sich der Vampir, aus dem wohligen Schattendunkel seines Versteckes aufgescheucht, in Bewegung setzte! Erst als alle Lichter ruhig brannten, öffnete der Junge die Augen und zwang sich hinzusehen.

Obwohl die Spukgestalt im Hellen deutlicher hervortrat und Kontur gewann, verlor sie weder ihre Ähnlichkeit mit einer Fledermaus, noch milderte sich die Drohgebärde der im Luftzug schleifenden Flügel. Nur daß sich diese Flügel mit einemmal als der reiche Faltenwurf eines der dunklen Paletots entpuppte, die zur Winteruniform der Kadetten gehörten, und aus dem Fledermauskopf im Licht der

Neonröhren der Kopf von Ernesto Moro wurde, einem Venezianer und, gleich dem Jungen, der sich nun, von heftigem Brechreiz geschüttelt, über einem Waschbecken krümmte, Schüler der Militärakademie San Martino.

## 2

Es dauerte ziemlich lange, bis die Behörden auf den Tod des Kadetten Moro reagierten, wobei diese Verzögerung am wenigsten seinem Klassenkameraden Pietro Pellegrini anzurechnen war. Der kehrte, sobald die Wellen der Übelkeit verebbten, auf sein Zimmer zurück, griff zum *telefonino*, das ihm schon fast wie ein natürlicher Fortsatz seiner Gliedmaßen erschien, so oft benutzte er es, und rief seinen Vater an, der geschäftlich in Mailand weilte. Pietro erklärte ihm, was passiert war oder vielmehr was er gerade gesehen hatte. Der Vater versprach zunächst, er würde die Polizei verständigen, besann sich dann aber in seiner Eigenschaft als Rechtsanwalt eines Besseren und entschied, der Sohn solle selber anrufen, und zwar unverzüglich.

Nicht, daß Pellegrinis Vater befürchtet hätte, sein Sohn könne etwas mit dem Tod des anderen Jungen zu tun haben. Aber als Strafverteidiger war er mit den Gedankengängen der Behörden wohlvertraut und wußte zum einen, daß ein Zeuge, der eine Straftat erst mit Verzögerung anzeigte, unweigerlich selbst in Verdacht geriet, und zum anderen, daß man es sich bei der Polizei gern einfach machte. Also riet er seinem Sohn – ja man könnte sagen, er befahl es ihm –, umgehend die Behörden zu verständigen. Der Junge, den sein Vater und zwei Jahre San Martino zu striktem Gehorsam erzogen hatten, bezog das auf die Schulbehörde, und so ging er nach unten, um seinem Direktor zu melden, daß in dem Waschraum im dritten Stock ein Toter hing.

Der Polizist in der Questura, der schließlich verständigt wurde, notierte den Namen des Anrufers und ließ sich den



Sachverhalt schildern. Kaum war das Gespräch beendet, erkundigte er sich bei dem Kollegen, der mit ihm in der Telefonzentrale Dienst tat, ob sie die Meldung nicht an die Carabinieri weiterleiten sollten, da San Martino als Militäreinrichtung doch wohl eher in deren Zuständigkeit als in die der Questura falle. Nach einigem Hin und Her rief der zweite Polizist im Bereitschaftsraum an, um die Verfahrensfrage dorthin weiterzuleiten. Der Kollege, der drüben abhob, sagte, nein, die Akademie sei eine Privatschule ohne offizielle Anbindung an die Armee – er wußte das, weil der Sohn seines Zahnarztes auf die San Martino ging –, und folglich seien doch sie zuständig. Die zwei in der Telefonzentrale diskutierten noch eine Weile, bevor sie sich endlich der Meinung ihres Kollegen anschlossen. Da es inzwischen schon nach acht war, eine Zeit, zu der ihr Vorgesetzter für gewöhnlich bereits an seinem Schreibtisch saß, wählte einer der beiden die Nummer von Commissario Guido Brunetti.

Der bestätigte ohne Zögern ihre Zuständigkeit, fragte aber gleich darauf argwöhnisch: »Wann ist der Anruf eingegangen?«

»Sieben Uhr sechszwanzig, Signore«, antwortete Alvisi wie aus der Pistole geschossen.

Ein Blick zur Uhr bestätigte Brunetti, daß seitdem über eine halbe Stunde verstrichen war, aber da Alvises Stern nicht zu den hellsten am Firmament der Questura zählte, sparte er sich jede Kritik und sagte nur: »Fordern Sie ein Boot an. Ich komme runter.«

Sowie er aufgelegt hatte, überflog Brunetti den Dienstplan. Da Ispettore Lorenzo Vianello weder für diesen noch für den nächsten Tag eingeteilt war, rief er bei ihm zu Hause an und erklärte in groben Zügen, was vorgefallen sei. Bevor der Commissario ihn darum bitten konnte, sagte Vianello: »Wir treffen uns dort.«

Wenn es Alvisе gelungen war, dem Bootsführer Brunetti's Auftrag fehlerfrei zu übermitteln, dann wohl nicht zuletzt deshalb, weil der nur einen Schreibtisch weiter saß. Immerhin fand Brunetti, als er ein paar Minuten später aus der Questura trat, Alvisе und den Bootsführer schon an Bord der im Leerlauf vor sich hin tuckernden Barkasse. Mit einer unmißverständlichen Handbewegung winkte er Alvisе wieder zurück. »Gehen Sie nach oben, Sergeantе, und schicken Sie mir Pucetti herunter.«

»Aber soll ich Sie denn nicht begleiten, Signore?« fragte Alvisе so enttäuscht wie eine Braut, die der Bräutigam vor der Kirche stehengelassen hat.

»Das geht nicht, leider. Wissen Sie, falls die Schule noch mal anruft, dann möchte ich, daß sie denselben Ansprechpartner haben. Das schafft Vertrauen, und auf die Weise werden wir um so mehr erfahren.«

Auch wenn diese Notlüge alles andere als plausibel war, gab Alvisе sich offenbar damit zufrieden, und Brunetti überlegte nicht zum ersten Mal, ob es vielleicht gerade die unsinnigen Befehle waren, die einem Mann wie ihm am ehesten einleuchteten. Jedenfalls kehrte der Sergeantе folgsam in die Questura zurück. Ein paar Minuten später war Pucetti an Bord, und der Bootsführer manövrierte die Barkasse von der *Riva* fort und auf den *Bacino* di San Marco zu. Der Regen der letzten Nacht hatte die Luft reingewaschen und der Stadt einen herrlich klaren Morgen beschert, auch wenn schon ein scharfer Hauch von Spätherbst in der Luft lag.

Brunetti hatte seit über zehn Jahren keine Veranlassung mehr gehabt, nach San Martino hinauszufahren, nicht seit der Abschlußprüfung eines Vетters zweiten Grades, der anschließend, wie die meisten Absolventen der Kadettenschule, gleich im Leutnantsrang von der Marine

übernommen worden und fortan zügig aufgestiegen war – gleichermaßen zum Stolz seines Vaters wie zur Verwirrung der übrigen Verwandtschaft. Weder bei den Brunettis noch in der Familie seiner Mutter hatte es je eine Militärtradition gegeben. Wenn es zum Krieg kam, wurden die Männer natürlich trotzdem eingezogen, und falls, wie im Zweiten Weltkrieg, die Front quer durchs eigene Land verlief, blieb auch die Familie daheim nicht verschont.

Vor diesem Hintergrund war es nur verständlich, daß Brunetti von Kindheit an über die Militärs und ihre pompösen Auftritte mit jener geringschätzigen Verachtung hatte reden hören, die seine Eltern und deren Freunde sich ansonsten für Regierung und Kirche aufsparten. Und im Laufe seiner Ehe mit Paola Falier, einer Frau von linkslastiger, wenn auch sprunghafter politischer Gesinnung, hatten sich Brunettis Vorbehalte begreiflicherweise noch verstärkt. Für Paola bestand das größte Verdienst der italienischen Armee in ihrer langen Tradition vermeintlich feiger Rückzugsgefechte. Die größte Schmach hingegen lastete sie jenen politischen und militärischen Führern der jüngeren Geschichte an, die sich dieser Tradition widersetzt und den sinnlosen Tod Hunderttausender junger Männer verschuldet hatten, weil sie sich in trügerischer Verblendung nur mehr von der eigenen Ruhmsucht und dem politischen Ehrgeiz ihrer Verbündeten leiten ließen.

Brunettis eigene Erfahrungen mit den Militärs, im Wehrdienst und danach, hatten ihm wenig Anlaß gegeben, Paolas Urteil in Frage zu stellen. Selbst die zynische These, das Militär (das italienische wie das jeder anderen Nation) unterscheide sich nicht groß von der Mafia, war nicht ganz von der Hand zu weisen: Hier wie dort herrschte eine von Männern dominierte, frauenfeindliche

Organisation; unfähig zu moralischem Handeln oder auch nur schlichter Fairneß außerhalb der eigenen Reihen; machtgierig, arrogant gegenüber der Zivilbevölkerung; gewaltbereit und feige zugleich. Nein, der Unterschied war tatsächlich nicht groß, außer daß die einen ihre Uniformen mit Orden und Lametta dekorierten, während die anderen den unauffälligen Zwirn von Armani und Brioni bevorzugten.

Mit der Geschichte der Akademie war Brunetti leidlich vertraut. 1852 von Alessandro Loredan – einem frühen Gefolgsmann und späteren General Garibaldis – auf der Giudecca gegründet, residierte die Schule in einem weitläufigen Gebäudekomplex auf der Insel. Loredan, der kinderlos und ohne männliche Erben starb, hatte zusätzlich zu diesem Anwesen auch seinen Privatpalazzo und das gesamte Familienvermögen in einen Treuhandfonds überführt, unter der Bedingung, daß die Erträge ausschließlich zum Aufbau und Erhalt der Militäarakademie verwendet würden, die er nach dem Schutzpatron seines Vaters benannt hatte.

Nun waren die Oligarchen von Venedig zwar nicht unbedingt Anhänger des Risorgimento, aber wenn es galt, der Stadt ein so riesiges Vermögen wie das von Alessandro Loredan zu erhalten, durfte die Gesinnung ruhig einmal hintanstehen. Nur Stunden nach dem Tod des Generals war der genaue Wert seines Vermächtnisses beziffert, und binnen Tagen hatten die im Testament benannten Treuhänder einen pensionierten Offizier, der zufällig mit einem von ihnen verschwägert war, mit der Leitung der Akademie betraut. Die wurde bis zum heutigen Tag nach streng militärischen Regeln geführt, eine Eliteschule, auf der die Söhne hoher Offiziere und vermögender Patrizierfamilien jenen sprichwörtlich letzten

Schliff erhielten, der in der Regel auch ihnen den Weg in den Offiziersstand eröffnete.

Bis hierher war Brunetti mit seinem Rückblick gekommen, als das Boot hinter der Kirche Sant' Eufemia in einen Seitenkanal einschwenkte und den nächsten Anlegeplatz ansteuerte. Pucetti sprang mit dem Tau an Land und schlang es um den eisernen Haltering auf dem Pflaster. Dann streckte er Brunetti die Hand entgegen und half ihm von Bord.

»Zur Schule geht's da lang, nicht wahr?« Brunetti wies auf die Leeseite der Insel und zur Lagune hin, die in der Ferne gerade noch erkennbar war.

»Keine Ahnung, Signore«, gestand Pucetti. »Ich muß zugeben, daß ich außer zum Redentore-Fest eigentlich nie auf die Giudecca komme. Daher weiß ich leider auch nicht, wo die Schule ist.«

Daß seine venezianischen Mitbürger durch die Bank zähe Nesthocker waren, wußte Brunetti natürlich, aber von einem wie Pucetti, der so intelligent und weltoffen wirkte, hätte er doch etwas mehr Aufgeschlossenheit erwartet.

Als ob er die Enttäuschung seines Chefs erraten hätte, fuhr Pucetti fort: »Überspitzt gesagt, war die Insel für mich immer fast schon Ausland, Signore. Muß an meiner Mutter liegen: Sie spricht über die Giudecca, als gehörte sie nicht zu Venedig. Man könnte ihr hier das schönste Haus schenken, sie würde es nicht nehmen.«

Brunetti, dem es klüger schien, nicht zu erwähnen, daß seine eigene Mutter ähnlich dachte, ja daß auch er einiges von dieser Mentalität geerbt hatte, sagte nur: »Doch, doch, die Schule liegt dahinten, am anderen Ende des Kanals« und gab zielstrebig die Richtung vor.

Schon von ferne sah er, daß der große *portone*, der in den Hof der Akademie führte, für jedermann weit

offenstand. Er wandte sich nach Pucetti um. »Finden Sie heraus, wann das Tor heute morgen geöffnet wurde und ob beim Verlassen und Betreten des Schulgeländes Meldepflicht besteht.«

Bevor Pucetti etwas sagen konnte, fuhr Brunetti fort: »Das gilt auch für die letzte Nacht, wir wissen ja nicht, wie lange der Junge schon tot ist. Und erkundigen Sie sich, wer Schlüssel zum *portone* hat und wann er abends geschlossen wird.«

Pucetti brauchte man die Vernehmungsfragen nicht im Wortlaut vorzubeten: eine willkommene Entlastung bei einer Dienststelle, deren Beamte im Durchschnitt das Niveau eines Alvise hatten.

Vianello stand bereits vor dem *portone*. Er begrüßte seinen Vorgesetzten mit leicht gerecktem Kinn und nickte Pucetti zu.

Brunetti, der den Vorteil, unangemeldet und in Zivil zu erscheinen, nicht ungenutzt lassen wollte, schickte Pucetti zurück zum Boot; er solle ihnen zehn Minuten Vorsprung geben und dann nachkommen.

Im Hof hatte sich die Nachricht von dem Todesfall offenbar bereits herumgesprochen, auch wenn Brunetti nicht hätte erklären können, woran er das merkte. Vielleicht am Anblick der Knaben und jungen Burschen, die in kleinen Gruppen beisammenstanden und sich mit gedämpfter Stimme unterhielten, vielleicht auch daran, daß einer von ihnen weiße Socken zu den Uniformschuhen trug, ein sicheres Zeichen dafür, daß er sich überstürzt und ohne nachzudenken angekleidet hatte. Außerdem fiel ihm auf, daß keiner der Jungen Bücher dabei hatte. Militärakademie hin oder her – dies war eine Lehranstalt, und Schüler trugen Bücher bei sich, es sei denn, ein Ereignis von höchster Dringlichkeit hätte ihren

Alltagsrhythmus außer Kraft gesetzt.

In der Nähe des *portone* löste sich ein Kadett aus seiner Gruppe und trat Brunetti und Vianello entgegen. »Was kann ich für Sie tun?« fragte er, allerdings in einem Ton, als sei es an *ihnen* zu erklären, was sie hier verloren hätten. Ein gutaussehender junger Mann, dunkelhaarig, mit markanten Gesichtszügen und fast so groß wie Vianello, auch wenn er sicher noch keine zwanzig war. Seine Kameraden folgten ihm mit den Augen.

Verärgert über den hochfahrenden Ton des Kadetten, sagte Brunetti: »Ich möchte mit dem Schulleiter sprechen.«

»Und wer sind Sie?« fragte der Junge zurück.

Brunetti antwortete nicht, sondern maß sein Gegenüber nur mit einem langen, abschätzigen Blick. Der andere zuckte mit keiner Wimper und wich auch nicht zurück, als Brunetti einen Schritt auf ihn zu trat. Er trug die vorschriftsmäßige Dienstuniform – dunkelblaue Hose und Jacke weißes Hemd mit Krawatte – und hatte zwei goldene Streifen auf den Ärmelaufschlägen. Während Brunetti beharrlich schwieg, verlagerte der Junge sein Gewicht und starrte ihn, die Hände in die Hüften gestemmt, durchdringend an. Aber er unterließ es, seine Frage zu wiederholen.

»Wie heißt der zuständige Mann hier?« erkundigte sich Brunetti barsch und fügte nicht weniger schroff hinzu: »Ich meine nicht seinen Namen, sondern den Titel.«

»Comandante«, entfuhr es dem überraschten Jungen.

»Ah, wie imposant«, spottete Brunetti, der nicht sicher war, was ihm mehr gegen den Strich ging, die mangelnde Achtung der Jugend vor dem Alter im allgemeinen oder die aufmüpfige Arroganz dieses Knaben im besonderen. »Inspektor, notieren Sie den Namen dieses jungen

Mannes«, sagte er an Vianello gewandt und schritt auf die Freitreppe zu, die in den Palazzo führte.

Er ging die fünf Stufen hoch und stieß die Eingangstür auf. Der Fußboden im Foyer war mit einem großflächigen Rautenmuster aus verschiedenfarbigen Hölzern getäfelt. Stiefelbewehrte Füße hatten quer übers Parkett eine dunkle Spur gelegt, die zu einer Tür an der Stirnwand führte. Brunetti folgte der ausgetretenen Fährte durch die menschenleere Halle, öffnete die Tür und gelangte in einen Korridor, dessen Wände über und über mit Regimentsflaggen geschmückt waren. Die meisten trugen den Löwen von San Marco im Wappen, aber auch anderes Getier war vertreten, allesamt in kriegerischer Haltung, mit gebleckten Zähnen, ausgestreckten Krallen oder gesträubtem Nackenhaar.

Über den drei Türen zur Rechten stand jeweils eine Zahl. Als Brunetti an der letzten vorbeiging, trat ein Junge, kaum älter als fünfzehn, auf den Flur hinaus. Erstaunt sah er Brunetti an, der ihm ruhig zunickte und fragte: »Wo finde ich das Büro des Comandante?«

Sein Ton oder sein Auftreten lösten bei dem Jungen eine Art Pawlowschen Reflex aus: Er nahm unverzüglich Haltung an und grüßte zackig. »Eine Treppe höher, Signore. Dritte Tür rechts.«

Brunetti widerstand der Versuchung, »Stehen Sie bequem« zu sagen, und wandte sich mit einem schlichten »Danke« der Treppe zu.

Oben angekommen, folgte er der Weisung des Jungen und fand richtig neben der angegebenen Tür ein Schild mit der Aufschrift: COMANDANTE GIULIO BEMBO.

Brunetti klopfte, zögerte einen Moment und klopfte noch einmal. Als es drinnen stillblieb, beschloß er kurzerhand, die Abwesenheit des Comandante zu nutzen, um sich in



dem Büro ein wenig umzusehen. Noch ein rascher Blick den Flur hinunter, dann drückte er auf die Klinke und trat ein. Es ist schwer zu sagen, wer mehr erschrak, Brunetti oder der Mann, der mit einem Stoß Papiere in Händen vor der Fensterfront stand.

»Oh, ich bitte um Verzeihung«, sagte Brunetti. »Einer der Schüler meinte, ich solle hinaufgehen und in Ihrem Büro auf Sie warten. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier sind.« Er wandte sich halb zur Tür und drehte den Kopf zurück, scheinbar unschlüssig, ob er bleiben oder sich entfernen sollte.

Der Mann am Fenster sah ihn an, doch durch den Lichteinfall geblendet, konnte Brunetti seine Gesichtszüge kaum erkennen. Die Uniform des Comandante war heller als die der Kadetten, auch hatten die Hosen keine farbigen Seitenstreifen, und die Ordensspange auf seiner Brust schätzte Brunetti über eine Handspanne breit.

Der Mann legte die Papiere auf den Schreibtisch, machte aber keine Anstalten, auf Brunetti zuzugehen. »Und Sie sind?« fragte er betont gelangweilt.

»Commissario Guido Brunetti, Signore. Ich habe den Auftrag, einen hier gemeldeten Todesfall zu untersuchen.«

Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, es sei denn, Brunetti hätte sich selbst beauftragt, doch er sah keinen Grund, dies dem Comandante auf die Nase zu binden. Er trat vor und streckte so unbefangen die Hand aus, als wäre er immun gegen die frostige Kühle, mit der sein Gegenüber ihn offenbar auf Distanz halten wollte.

Nach einer angemessenen Frist, die zeigen sollte, wer hier das Sagen hatte, ließ Bembo sich herab, die Begrüßung zu erwidern. Sein Händedruck war fest, aber irgendwie verhalten – ganz so, als wolle er die Hand des Zivilisten schonen.

»Ach ja«, sagte Bembo, »ein Commissario.« Er legte eine Pause ein, um der herablassenden Feststellung ihre gebührende Wirkung zu verleihen, und fuhr dann fort: »Ich wundere mich, daß mein Freund, Vice-Questore Patta, nicht daran gedacht hat, mich anzurufen und von Ihrem Kommen zu unterrichten.«

Brunetti überlegte, ob der Hinweis auf seinen Vorgesetzten (der im übrigen frühestens in einer Stunde in seinem Büro sein würde) ihn einschüchtern sollte, damit er versprach, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um Bembo nur ja nicht mit seinen Ermittlungen zu behelligen. »Ich bin sicher, das wird er nachholen, sobald ich ihm meine ersten Erkenntnisse vorlege, Signore«, sagte Brunetti.

»Natürlich.« Bembo ging um den Schreibtisch herum, nahm in seinem Sessel Platz und bedeutete Brunetti mit einer zweifellos huldvoll gemeinten Geste, er dürfe sich ebenfalls setzen. So angelegentlich, wie der Comandante den Zierrat auf seinem Schreibtisch herumschob, Papiere zu einem Stoß aufeinanderstapelte und zurechtklopfte, schien er nicht übermäßig interessiert daran, daß die Ermittlungen rasch in Gang kamen. Brunetti verharrte schweigend.

»Eine unglückselige Geschichte, das«, sagte Bembo endlich.

Brunetti nickte nur.

»Ist das erste Mal, daß wir in der Akademie einen Selbstmord haben«, fuhr Bembo fort.

»Ja, das muß ein Schock gewesen sein. Wie alt war der Junge?« fragte Brunetti. Er zog ein Notizbuch aus der Jackentasche und bog, sobald er eine leere Seite gefunden hatte, den Falz auseinander. Dann klopfte er mit verlegenem Lächeln seine Taschen ab, beugte sich vor und

griff nach einem Bleistift auf dem Schreibtisch. »Wenn Sie erlauben, Signore«, sagte er.

Bembo machte sich nicht die Mühe, auf die Bitte einzugehen. »Siebzehn, glaube ich«, sagte er.

»Und sein Name, Signore?« fragte Brunetti.

»Ernesto Moro.«

Brunetti zuckte erstaunt zusammen, als unvermutet einer der berühmtesten Namen Venedigs fiel.

»Ja«, sagte Bembo, »Fernandos Sohn.«

Dottor Fernando Moro hatte einige Jahre als Abgeordneter in verschiedenen Parlamentsgremien gewirkt – einer der wenigen Politiker, denen man allenthalben attestierte, daß sie ihr Amt redlich und in Ehren versahen. Böse Zungen behaupteten, Moro sei nur deshalb von Ausschuß zu Ausschuß weitergereicht worden, weil den Kollegen ebendiese Redlichkeit unbequem war: Sobald man einsehen mußte, daß er tatsächlich immun war gegen die Verlockungen von Macht und Geld, suchte und fand jedes Komitee Mittel und Wege, sich seiner rasch wieder zu entledigen. Wenn Moro als Politiker dennoch Karriere machte, so bewies das lediglich, daß die Hoffnung nie versiegt: Jeder Vorsitzende, in dessen Ausschuß Moro berufen wurde, war überzeugt, er werde den Dottore umstimmen und auf den Kurs einschwören können, der langsam, aber sicher die Taschen der Minderheit auf Kosten der Mehrheit füllt.

Drei Jahre lang war es offenbar keinem gelungen, Moro zu korrumpieren. Und dann, es war gerade erst zwei Jahre her, hatte er plötzlich und ohne Erklärung sein Mandat niedergelegt und sich von einem auf den anderen Tag von der politischen Bühne zurückgezogen, um sich fortan wieder ausschließlich seiner Arztpraxis zu widmen.

»Hat man ihn schon benachrichtigt?« fragte Brunetti.

»Wen?« fragte Bembo verständnislos zurück.

»Den Vater des Toten.«

Bembo schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ist das nicht Aufgabe der Polizei?«

Brunetti beherrschte sich nur mit Mühe. »Wie lange ist es her, daß die Leiche entdeckt wurde?« sagte er mit einem Blick auf die Uhr, und es gelang ihm nicht, den Vorwurf aus seiner Stimme herauszuhalten.

Bembo richtete sich drohend auf. »Irgendwann heute morgen.«

»Um wieviel Uhr?«

»Ich weiß es nicht. Kurz bevor die Polizei verständigt wurde.«

»Wie kurz davor?«

»Ich habe keine Ahnung. Man hat mich zu Hause angerufen.«

»Um wieviel Uhr?« fragte Brunetti erneut, diesmal mit gezücktem Bleistift.

Bembo preßte in kaum verhohlenem Ärger die Lippen zusammen. »Ich bin mir nicht sicher. So gegen sieben.«

»Waren Sie schon wach?«

»Natürlich.«

»Und dann haben Sie die Polizei verständigt?«

»Nein, das hatte bereits jemand von hier aus getan.«

Brunetti stellte die übereinandergeschlagenen Beine wieder nebeneinander und beugte sich vor. »Comandante, der Anruf bei der Questura wurde um sieben Uhr sechsundzwanzig protokolliert. Also fast eine halbe Stunde, nachdem Sie vom Tod des Jungen unterrichtet wurden.« Nachdem Bembo keine Anstalten machte, sich zu rechtfertigen, fuhr Brunetti fort: »Könnten Sie mir das

erklären?«

»Was?«

»Daß die Behörden erst mit einer halben Stunde Verzögerung über einen verdächtigen Todesfall in Ihrer Schule informiert wurden.«

»Verdächtig?« wiederholte Bembo scharf.

»Solange die Rechtsmedizin die Todesursache nicht geklärt hat, ist für uns jeder Todesfall verdächtig.«

»Aber es war doch eindeutig Selbstmord.«

»Haben Sie den Toten gesehen?«

Der Comandante antwortete nicht gleich. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und musterte sein Gegenüber. Endlich sagte er: »Ja, allerdings. Nach dem Anruf kam ich sofort her und habe ihn mir angesehen. Moro hat sich erhängt.«

»Und warum die Verzögerung?«

Bembo wehrte ab. »Keine Ahnung. Meine Leute müssen gedacht haben, ich würde die Polizei verständigen, und ich war sicher, sie hätten das bereits getan.«

Brunetti ließ es dabei bewenden und fragte: »Können Sie mir sagen, wer angerufen hat?«

»Auch wenn ich mich nur ungern wiederhole: Ich weiß es nicht. Aber der Betreffende hat doch sicher seinen Namen angegeben.«

»Sicher«, echote Brunetti und kehrte zum Thema zurück. »Aber Dottor Moro hat niemand verständigt?«

Bembo schüttelte den Kopf.

Brunetti erhob sich. »Ich kümmere mich darum, daß das nachgeholt wird.«

Bembo machte sich nicht die Mühe aufzustehen. Brunetti zögerte einen Moment, gespannt, ob der

Comandante wieder seine vermeintliche Überlegenheit herauskehren und sich seinen Schreibtischtrophäen widmen würde, um den Abgang des lästigen Besuchers zu beschleunigen. Aber nein: Bambos Hände ruhten untätig auf der Schreibtischplatte, während seine Augen Brunetti belauerten.

Der Commissario schob das Notizbuch in die Jackentasche, legte den Bleistift sorgsam vor Bembo auf den Schreibtisch und verließ das Zimmer.

Draußen auf dem Korridor entfernte Brunetti sich ein paar Meter von Bambos Tür, bevor er sein *telefonino* aus der Tasche zog. Er wählte die 12 und wollte sich eben Moros Nummer geben lassen, als ein Wortwechsel im Treppenhaus ihn aufhorchen ließen.

»Wo ist mein Sohn?« fragte eine Männerstimme laut und fordernd. Eine leisere antwortete beschwichtigend, aber die erste blieb hartnäckig: »Wo ist er?« Hastig unterbrach Brunetti die Verbindung und steckte das Handy wieder ein.

Als er sich dem Treppenhaus näherte, wurden die Stimmen noch lauter. »Ich will wissen, wo er ist«, rief aufgebracht der erste Sprecher, den offenbar kein Zuspruch und keine Erklärung besänftigen konnten.

Brunetti beugte sich vorsichtig über das Geländer und sah unter sich einen Mann etwa seines Alters und seiner Größe, den er auf Anhieb erkannte, denn er hatte nicht nur sein Foto in der Zeitung gesehen, sondern war ihm auch schon bei verschiedenen offiziellen Anlässen begegnet: Moro hatte ein asketisch hageres Gesicht, dem die hohen Wangenknochen einen slawischen Anstrich verliehen. Die dunklen Augen und der sonnengebräunte Teint standen in scharfem Kontrast zu seinem dichten, schlohweißen Haar. Der jüngere Mann ihm gegenüber trug die gleiche dunkelblaue Uniform wie die Jungen draußen auf dem Hof.

»Dottor Moro«, sagte Brunetti und ging ihm über die Treppe entgegen.

Der Arzt wandte ihm das Gesicht zu, schien ihn jedoch

nicht zu erkennen. Sein Mund stand offen, und er rang mühsam nach Luft. Augenscheinlich stand er unter Schock, verstärkt noch durch das hilflose Ringen mit seinem hartnäckigen Begleiter.

»Ich bin Guido Brunetti, Signore. Von der Polizei«, sagte der Commissario. Als Moro nicht antwortete, wandte Brunetti sich an den Uniformierten und fragte streng: »Wo ist der Junge?«

Vor so viel Autorität und Schützenhilfe für Dottor Moro kapitulierte der Kadett endlich. »Im Waschraum. Oben«, setzte er so unwirsch hinzu, als ob keiner der beiden ein Recht hätte, von ihm Auskunft zu fordern.

»Wo?« fragte Brunetti noch einmal.

Doch da meldete sich über ihnen auf dem Treppenabsatz Vianello. »Er ist hier oben, Signore«, sagte er und deutete in die Richtung, aus der er gekommen war.

Brunetti sah Moro an, dessen Aufmerksamkeit nun auf Vianello gerichtet war. Er stand wie angewurzelt, den Mund zu einem runden O geöffnet, und Brunetti konnte ihn immer noch atmen hören.

Der Commissario trat vor und zog den Arm des Arztes in den seinen. Wortlos führte er ihn die Treppe hinauf, immer Vianellos sich langsam entfernendem Rücken hinterher. Im dritten Stock machte Vianello halt und vergewisserte sich, daß sie ihm folgten, bevor er in einen von vielen Türen gesäumten Flur abbog. An dessen Ende öffnete sich nach rechts ein weiterer Korridor. Hier blieb Vianello vor einer weißlackierten Tür mit rundem Glasfenster in der oberen Füllung stehen. Er fing Brunettis Blick auf und nickte unmerklich. Trotzdem war Moro das Zeichen nicht entgangen, und er stützte sich schwerer auf Brunettis Arm, auch wenn sein Schritt nicht ins Stocken geriet.



Schon im nächsten Moment jedoch machte er sich von ihm los und hastete an Vianello vorbei. Brunetti, der in der Tür stehenblieb, sah ihn wie einen schwarzen Schatten ans andere Ende des Raums taumeln, wo ein dunkles Etwas am Boden lag.

»Ich habe ihn abgenommen, Signore«, sagte Vianello halblaut und legte seinem Vorgesetzten die Hand auf den Arm. »Wir dürfen am Tatort nichts verändern, ich weiß, aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß jemand von der Familie den Jungen so sehen würde.«

Brunetti hatte Vianello kaum die Hand gedrückt und ein beifälliges »Schon gut« gemurmelt, da erklang vom anderen Ende des Raums ein unterdrückter tierischer Laut. Moro lag auf den Knien neben dem Leichnam und wiegte ihn in den Armen. Das schaurige Winseln, das keiner menschlichen Sprache glich, kam gleichwohl von ihm. Hilflos sahen die beiden Polizisten zu, wie Moro den Toten fester an sich preßte und den schlaff herabhängenden Kopf zärtlich und behutsam in seine Halsbeuge bettete. Sein dumpfes Gestammel verdichtete sich endlich doch zu Worten, aber weder Brunetti noch Vianello konnten verstehen, was er sagte.

Zögernd traten sie näher. Brunetti blickte auf den Mann, der ihm von Alter und Statur her so sehr glich und nun den Leichnam seines einzigen Sohnes in den Armen hielt, der wiederum kaum älter war als Brunettis eigener. Ihn schwindelte vor Entsetzen, er mußte die Augen schließen, und als er sie wieder öffnete, sah er Vianello hinter dem Arzt knien. Er hatte ihm den Arm um die Schultern gelegt und war ganz dicht an ihn herangerückt, aber ohne den Toten zu berühren. »Lassen Sie ihn, Dottore«, mahnte Vianello leise und lehnte sich fester gegen den Rücken des Mannes. »Lassen Sie ihn«, wiederholte er und rückte langsam seitwärts, um das Gewicht des Toten

aufzufangen. Moro schien erst nicht zu begreifen, aber dann drangen Vianellos sanfte Weisungen doch zu ihm durch, und gemeinsam mit ihm legte er den Oberkörper seines toten Kindes auf dem Boden ab und kniete neben ihm nieder, den Blick starr und unverwandt auf das aufgedunsene Gesicht geheftet. So lange, bis Vianello es mit einem Ende des Paletots verhüllte.

Brunetti wartete noch einen Moment, dann beugte er sich zu Moro hinab, schob ihm eine Hand unter den Arm und half dem unsicher Schwankenden auf die Füße.

Vianello stützte ihn von der anderen Seite. Und so verließen sie den Waschraum und gelangten in stockendem Gang über Flure und Treppen hinunter auf den Hof. Als sie ins Freie traten, standen die Kadetten immer noch in Gruppen beisammen. Im ersten Moment reckten sich alle Köpfe nach ihnen, aber ebenso rasch wich man ihren Blicken wieder aus.

Moro schleppte sich vorwärts wie ein Gefangener in Ketten, der nur ganz kurze Schritte machen kann. Einmal blieb er stehen, schüttelte den Kopf wie zur Antwort auf eine Frage, die seine Begleiter nicht hören konnten, und ließ sich dann willenlos weiterführen.

Brunetti, der Pucetti aus einem Gang auf der anderen Hofseite kommen sah, winkte ihn mit der freien Hand herbei. Als der Sergente neben ihm stand, trat Brunetti zur Seite, und Pucetti hakte den Dottore unter, der den Wechsel indes gar nicht zu bemerken schien. »Bringen Sie ihn zurück zum Boot«, sagte Brunetti zu den beiden Polizisten. Und setzte, an Vianello gewandt, hinzu: »Wenn Sie ihn nach Hause begleiten würden?«

Pucetti sah den Commissario fragend an.

»Helfen Sie Vianello, den Dottore an Bord zu schaffen, und dann kommen Sie zurück«, sagte Brunetti, der darauf

zählte, daß Pucettis Intelligenz und angeborene Neugier – nicht zu vergessen seine Altersnähe zu den Kadetten – ihm deren Befragung erleichtern würde. Die beiden Beamten setzten sich in Bewegung; Moro taumelte so ungelenk zwischen ihnen, als nähme er seine Helfer gar nicht wahr.

Brunetti sah ihnen nach, während sie den Hof verließen. Die Jungen spähten hin und wieder verstohlen in seine Richtung, aber kaum daß er ihren Blick erwiderte, schauten sie sofort weg oder starrten durch ihn hindurch auf die rückwärtige Mauer, als ob der Commissario Luft wäre.

Als Pucetti nach ein paar Minuten zurückkam, bat Brunetti ihn herauszufinden, ob am Abend zuvor etwas Ungewöhnliches vorgefallen sei, und sich ein Bild von dem jungen Moro zu machen sowie die Meinung seiner Klassenkameraden über ihn einzuholen. Brunetti wußte, daß man diese Dinge jetzt klären mußte, bevor die Zöglinge ihre Aussagen miteinander absprechen konnten und bevor der Tod des Jungen sie veranlaßte, alles, was sie über ihn zu sagen hatten, mit jenem Schwachsinn zu verbrämen, der sich wie klebriger Zuckerguß auf Heiligen- und Märtyrerlegenden legt.

Sobald draußen der ersehnte Zweiklang der Sirene aufheulte, ging Brunetti dem Team von der Spurensicherung bis zur Uferpromenade entgegen. Das weiße Polizeiboot drehte am Kanalufer bei; vier uniformierte Beamte stiegen aus und hievten die Koffer und Taschen mit der Ausrüstung von Bord.

Die beiden Kriminaltechniker folgten zum Schluß. Brunetti winkte ihnen, die Männer griffen nach ihren Tatortkoffern und steuerten auf ihn zu. Als sie vor ihm standen, erkundigte sich Brunetti bei Santini, dem Teamleiter: »Wer kommt von der Rechtsmedizin?«

Die gesamte Kriminaltechnik teilte Brunetti Vorliebe für Dottor Rizzardi, und so befeißigte sich Santini einer besonderen Betonung, als er antwortete: »Venturi« und den Titel bewußt unterschlug.

»Ah«, meinte Brunetti, ehe er kehrtmachte und die Männer in den Hof führte. Die Leiche sei oben, sagte er und ging den anderen voraus in den dritten Stock und den Flur entlang bis zu der offenen Tür des Waschrums.

Daß er Santini und seine Leute nicht hineinbegleitete, geschah nicht aus Sorge, etwaige Spuren am Tatort zu verwischen. Er wollte die Männer einfach in Ruhe arbeiten lassen und kehrte unterdessen in den Hof zurück.

Dort fand er weder Pucetti noch die Kadetten. Letztere waren entweder im Unterricht oder oben auf ihren Zimmern: Im einen wie im anderen Fall hatten sie sich dem Zugriff der Polizei entzogen.

Brunetti ging noch einmal zu Bembo hinauf und klopfte an der Tür. Als keine Antwort kam, klopfte er abermals und drückte dann probeweise auf die Klinke. Die Tür war verschlossen. Er klopfte noch einmal, doch drinnen regte sich nichts.

Auf dem Weg zurück ins Treppenhaus öffnete Brunetti eine nach der anderen die Türen zum Flur und spähte in die dahinter liegenden Klassenzimmer: Im ersten waren die Wände mit Tabellen und Landkarten bedeckt, im nächsten zwei Tafeln mit Algebraformeln vollgeschrieben, und im dritten hing eine riesige Wandtafel, auf der sich ein Heer von Pfeilen und Linien zu einem komplizierten Diagramm zusammenfügte, wie man es aus Geschichtsbüchern zur Illustration von Truppenbewegungen oder Frontverläufen kennt.

Dieser Plan hätte Brunetti, der im Lauf der Jahre schon etliche hundert Militärhistoriker gelesen hatte,

normalerweise gewiß interessiert, doch heute schenkte er der Skizze nur einen flüchtigen Blick, bevor er die Tür wieder schloß. Dann stieg er hinauf in den dritten Stock, wo sich früher sehr wahrscheinlich die Dienstbotenkammern befunden hatten, und dort fand der Commissario endlich, was er suchte: die Schlafräume der Kadetten. Zumindest vermutete er das angesichts der nicht zu dicht aufeinanderfolgenden Türen, neben denen jeweils links ein Kärtchen mit zwei Nachnamen in einem adretten Plastikhalter steckte.

Brunetti klopfte an die erste Tür. Keine Antwort. Ebenso wenig bei der zweiten. Als er vor der dritten von innen ein schwaches Geräusch zu hören glaubte, trat er ein, ohne die Namen auf der Karte zu lesen. Ein junger Mann saß mit dem Rücken zu Brunetti an einem Schreibtisch vor dem Fenster und wand sich auf seinem Stuhl, als versuche er sich daraus zu befreien. Oder war das ein Anfall? Obwohl Brunetti die heftigen Zuckungen nicht geheuer waren, scheute er sich, näher zu treten, aus Angst, den Jungen zu erschrecken und seinen Zustand zu verschlimmern.

Während er noch unschlüssig auf der Schwelle stand, ließ der junge Mann plötzlich den Kopf auf die Tischplatte sinken, breitete die Arme aus und schlug dreimal mit der flachen Hand aufs Holz. Dazu stimmte er ein durchdringendes »Yaah, yaah, yaah« an und hielt den letzten Ton so lange, bis der Drummer, den Brunetti selbst auf die Entfernung hören konnte, zu einem langgezogenen letzten Riff ansetzte, dessen Rhythmus der Junge zur Begleitung mit den Fingern auf die Tischkante trommelte.

In das Intro zum nächsten Stück hinein bellte Brunetti mit absichtlich überlauter Stimme: »Kadett!«

Der scharfe Kommandoton durchdrang das Wummern in den Kopfhörern, und der Junge sprang auf die Füße.

Hastig wandte er sich nach der Stimme um, und seine Rechte schoß salutierend an die Stirn, verfiel dabei aber so unglücklich im Kabel der Kopfhörer, daß der Discman zu Boden krachte und die Kopfhörer gleich mitriß.

Die CD war bei dem Aufprall offenbar nicht aus der Spur geraten, denn Brunetti erkannte immer noch den Baß, der wummernd bis zu ihm herüberschallte. »Hat Ihnen noch keiner gesagt, wie schädlich das fürs Gehör ist?« erkundigte sich Brunetti im Plauderton. Wenn er die nämliche Frage seinen Kindern stellte, dämpfte er die Stimme für gewöhnlich zu einem Flüstern, was die ersten paar Male erfolgreich dazu geführt hatte, daß sie ihn baten, seine Worte zu wiederholen. Inzwischen aber hatten sie seine Taktik durchschaut und ignorierten ihn einfach.

Der Junge, der völlig verdutzt dreinblickte, ließ langsam den Arm sinken. »Was sagten Sie?« fragte er und fügte, der Macht der Gewohnheit folgend, ein »Signore« an. Er war groß und spindeldürr, und sein schmales Kinn sah aus, als sei eine Hälfte mit einer stumpfen Klinge rasiert worden, während die andere von den Narben einer hartnäckigen Akne gezeichnet war. Seine mandelförmigen Augen aber waren mädchenhaft schön.

Mit zwei Schritten durchmaß Brunetti den Raum. Er merkte wohl, wie der Körper des Jungen sich bei seiner Annäherung versteifte, doch er bückte sich lediglich, um Discman und Kopfhörer aufzuheben, und legte beides vorsichtig auf den Schreibtisch. Das spartanisch eingerichtete Zimmer wirkte eher wie die Behausung eines Roboters als wie die eines oder – wenn er die Stockbetten richtig deutete – zweier junger Männer.

»Ich sagte, zu laute Musik kann Ihr Gehör schädigen. Das predige ich auch meinen Kindern immer, aber sie hören nicht auf mich.«

Die Antwort verwirrte den Jungen noch mehr; offenbar war es ihm ganz ungewohnt, daß ein Erwachsener ihn als Gesprächspartner ernst nahm. »Ja, meine Tante sagt das auch.«

»Aber Sie hören nicht auf sie?« fragte Brunetti. »Oder glauben Sie ihr etwa nicht?« Er war ehrlich neugierig.

»Doch, ich glaube ihr schon«, entgegnete der Junge, der sich immerhin so weit gefangen hatte, daß er seinen Discman ausschaltete.

»Aber?« hakte Brunetti nach.

»Ist nicht weiter wichtig«, sagte der Junge achselzuckend.

»Nein, sagen Sie schon«, beharrte Brunetti. »Es interessiert mich wirklich.«

»Mir ist egal, was mit meinem Gehör passiert«, erklärte der Junge.

»Egal?« fragte Brunetti verständnislos. »Ob Sie taub werden?«

»Nein, das nicht.« Der Junge sah Brunetti aufmerksam an. Offenbar wollte er sich ihm jetzt wirklich verständlich machen. »Aber bis es soweit kommt, das dauert Jahre und Jahre. Darum ist es egal. Genau wie das mit der globalen Erwärmung. Alles, was so lange dauert, kann mir egal sein.«

Brunetti hatte keinen Zweifel daran, daß der Junge es ernst meinte. »Aber Sie gehen zur Schule, bereiten sich auf eine künftige Karriere vor – vermutlich eine militärische Laufbahn. Die wird auch noch etliche Jahre auf sich warten lassen. Ist Ihnen die denn auch egal?«

Der Junge antwortete erst nach einigem Überlegen. »Das ist was anderes.«

Brunetti ließ nicht locker. »Wieso?« fragte er.

Das ungezwungene Gespräch und die Ernsthaftigkeit, mit der Brunetti auf ihn einging, nahmen dem Jungen allmählich seine Befangenheit. Er setzte sich auf den Schreibtisch, griff nach einem Päckchen Zigaretten und hielt es Brunetti hin. Als der verneinend den Kopf schüttelte, fischte der Junge sich eine Zigarette heraus und tastete über die Tischplatte, bis er, unter einer Kladde versteckt, ein Plastikfeuerzeug fand.

Er zündete die Zigarette an, warf das Feuerzeug wieder hin und nahm einen tiefen Zug. Brunetti fiel auf, wie sehr er sich anstrengte, älter und weltläufiger zu wirken, als er war. Dann blickte der Junge zu ihm auf und sagte: »Weil ich mir die Musik aussuchen kann, die Schule aber nicht.«

Brunetti sah zwar ein, daß das für sein Gegenüber einen gewaltigen Unterschied machte, wollte indes nicht näher darauf eingehen und erkundigte sich statt dessen nach dem Namen des Jungen. Wobei er umstandslos zum vertraulichen *tu* überging, wie er das vom Umgang mit den Freunden seiner Kinder gewohnt war.

»Giuliano Ruffo«, lautete die Antwort.

Nun stellte sich auch Brunetti vor, ganz formlos, also nur mit Namen, ohne Dienstgrad. Dabei machte er einen Schritt auf Ruffo zu, der sich aufrichtete und die Hand schüttelte, die Brunetti ihm entgegenstreckte.

»Kannst du ihn? Ich meine den Toten.«

Ruffos Miene erstarrte, die Ungezwungenheit war dahin, und er schüttelte nur mechanisch den Kopf. Ehe Brunetti fragen konnte, wie denn jemand in dieser eher kleinen Schule hatte anonym bleiben können, meinte der Junge:

»Das heißt, ich habe ihn nicht gut gekannt. Wir hatten nur ein Fach zusammen.« Auch seine Stimme klang nicht mehr unbefangen, und er stieß die Worte so hastig hervor, als wolle er sich von dem Gesagten distanzieren.



»Welches denn?«

»Physik.«

»Und was hast du sonst noch belegt?« fragte Brunetti.  
»Du bist in der zweiten Jahrgangsstufe, oder?«

»Jawohl. Wir haben Latein, Griechisch, Mathematik, Englisch und Geschichte, und dazu kommen noch zwei Wahlfächer.«

»Und bei dir ist eins davon Physik?«

»Ja, Signore.«

»Und das andere?«

Die Antwort ließ lange auf sich warten. Offenbar wollte der Junge erst einmal herausfinden, was dieser Mann mit all seinen Fragen bezweckte. Allein, Brunetti tappte selbst noch im dunkeln: Im Moment konnte er nichts weiter tun als Eindrücke sammeln, die Atmosphäre an der Schule einfangen; vorläufig hatten alle Informationen mehr oder weniger den gleichen Zufallswert und würden erst dann einen Sinn ergeben, wenn sie sich Steinchen um Steinchen zu einem Muster fügten.

Der Junge drückte die Zigarette aus, schielte nach dem Päckchen, steckte sich jedoch keine neue an. »Und? Dein zweites Wahlfach?« fragte Brunetti.

Widerstrebend, als gäbe er damit womöglich eine Schwäche preis, antwortete der Junge endlich: »Musik.«

»Na, bravo«, versetzte Brunetti umgehend.

»Warum sagen Sie das, Signore?« fragte der Junge neugierig. Oder vielleicht war er auch nur erleichtert über die Rückkehr zu einem unverfänglichen Thema.

Da Brunettis Reaktion ganz spontan erfolgt war, mußte er sich nachträglich eine Begründung einfallen lassen. »Ich lese gern Geschichtsbücher«, begann er, »und da bekommt man eben auch sehr viel Militärgeschichte mit.«

Der Junge nickte, und sein offenkundiges Interesse spornte Brunetti an. »Etliche Historiker behaupten, Soldaten verstünden sich nur auf eines, nämlich das Kriegshandwerk.« Wieder nickte der Junge. »Aber auch wenn sie das noch so gut beherrschen – es reicht nicht. Damit allein kommt man nicht durchs Leben.« Er lächelte den Jungen an, und der lächelte zurück. »Es ist das große Manko der Militärs, daß sie sich nur aufs Kriegführen verstehen.«

»Wenn Sie das doch meinem Großvater plausibel machen könnten«, sagte Ruffo.

»Er ist nicht der Meinung?«

»O nein! Er mag das Wort ›Musik‹ nicht einmal hören, zumindest nicht von mir.«

»Was würde er denn lieber hören? Daß du dich duelliert hast?« fragte Brunetti, der keine Hemmungen hatte, dergestalt die großväterliche Autorität zu untergraben.

»Ja, das würde ihm gefallen, besonders wenn es ein Duell auf Säbel wäre.«

»Und du mit einem Schmiß auf der Wange nach Hause kämest?« legte Brunetti nach.

Diese absurde Vorstellung brachte beide zum Lachen, und just in dem Moment, da sie sich in entspanntem Einvernehmen über säbelrasselnde militärische Bräuche mokierten, überraschte sie Comandante Bembo.

**R**uffo!« blaffte eine Stimme hinter Brunetti.  
 Dem Kadetten gefror das Lächeln auf den Lippen.  
 Hastig sprang er auf, reckte sich starr wie ein Pfahl in der Lagune und schlug die Hacken zusammen, während die Finger gleichzeitig zum stocksteifen militärischen Gruß an die Stirn flogen.

»Wieso sind Sie nicht in Ihrer Klasse?« fragte Bembo barsch.

»Ich habe heute morgen keinen Unterricht, Comandante«, antwortete Ruffo, den Blick krampfhaft geradeaus gerichtet.

»Und was haben Sie statt dessen gemacht?«

»Mich mit diesem Herrn unterhalten«, erwiderte Ruffo und fixierte eisern die gegenüberliegende Wand.

»Und wer hat Ihnen dazu die Erlaubnis gegeben?« fragte Bembo in noch strengerem Ton.

Da trat Brunetti vor und grüßte den Comandante mit leicht geneigtem Kopf. Es klang durchaus verbindlich, als er fragte: »Braucht der Junge eine Erlaubnis, um mit der Polizei zu sprechen, Signore?«

»Er ist minderjährig«, entgegnete Bembo.

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen folgen kann, Signore.« Brunetti sagte es mit einem Lächeln, das seine Ratlosigkeit unterstreichen sollte. Ihm hätte es eingeleuchtet, wenn Bembo sich auf das militärische Reglement berufen hätte, darauf, daß die Kadetten einzig den Weisungen eines direkten Vorgesetzten folgen dürften. Aber ein Gespräch zwischen der Polizei und dem Jungen allein aufgrund seines Alters zu unterbinden, das

empfand Brunetti schlichtweg als juristische Haarspalterei. »Ich begreife nicht, wieso Kadett Ruffos Alter hier eine Rolle spielt.«

»Weil im Fall eines Minderjährigen die Eltern anwesend sein sollten, wenn Sie ihn vernehmen.«

»Und warum, Signore?« fragte Brunetti, gespannt auf Bombos Begründung.

Es dauerte einen Moment, bis der Comandante eine gefunden hatte. Endlich sagte er: »Um sicherzugehen, daß er Ihre Fragen versteht.«

Bombos Zweifel an der Auffassungsgabe des Jungen sprachen schwerlich für die Qualität der Schule. Brunetti wandte sich wieder dem Kadetten zu, der sich kerzengerade hielt, die Arme hölzern herabhängen und das Kinn nur ja nicht den Kragen berühren ließ. »Sie haben meine Fragen doch verstanden, Kadett, oder?«

»Ich weiß nicht, Signore«, versetzte der Junge, den Blick starr auf die Wand geheftet.

»Wir haben über seinen Unterricht gesprochen, Comandante«, sagte Brunetti, »und Kadett Ruffo erzählte mir gerade, daß Physik zu seinen Lieblingsfächern gehört.«

»Ist das wahr, Ruffo?« erkundigte sich der Comandante, ungeniert die Glaubwürdigkeit Brunettis in Frage stellend.

»Ja, allerdings«, antwortete der Junge. »Ich habe dem Herrn erzählt, wie sehr mir meine beiden Wahlfächer gefallen.«

»Heißt das, die Pflichtfächer gefallen Ihnen nicht?« fragte Bembo streng. Und an Brunetti gewandt: »Hat er sich darüber beklagt?«

»Nein«, antwortete Brunetti ruhig. »Über die Pflichtfächer haben wir noch gar nicht gesprochen.«

Wovor hatte Bembo wohl Angst? War es denn nicht ganz normal, daß Schüler ihren Lehrplan kritisierten?

»Sie können gehen, Ruffo«, erklärte Bembo unvermittelt. Der Junge salutierte vor seinem Rektor und verließ das Zimmer, ohne Brunetti auch nur anzusehen. Die Tür blieb offen.

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich künftig informierten, bevor Sie einen meiner Kadetten vernehmen«, bemerkte Bembo feindselig.

Brunetti, der es nicht der Mühe wert fand, darüber zu streiten, erklärte sich einverstanden. Woraufhin der Comandante sich zum Gehen wandte, an der Tür kurz zögerte, als wolle er noch etwas sagen, nur um dann doch wortlos den Raum zu verlassen.

Allein geblieben, betrachtete sich der Commissario gewissermaßen als Gast in Ruffos Zimmer. Selbstverständlich hatte man die Privatsphäre seines Gastgebers zu respektieren. Brunetti, dem dieses Gebot normalerweise heilig war, durchforstete als erstes die Schreibtischschubladen. Sie enthielten zumeist Notizen, offenbar Entwürfe für Hausaufsätze, aber auch ein paar Briefe.

»Lieber Giuliano«, las Brunetti, ganz ohne Scham oder Skrupel. *»Letzte Woche hat mich Deine Tante besucht, und sie erzählte mir, wie gut Du in der Schule bist.«* Der Brief, der so begann, war mit *»Deine Nonna«* unterzeichnet. Die Schrift hatte die hübschen Rundungen, wie er sie noch von seiner Mutter gewohnt war, doch die Zeilen wanderten zittrig auf und ab, einem unsichtbaren Pfad folgend, den wohl nur die Verfasserin kannte. Brunetti blätterte noch die übrigen Papiere durch und legte, als er nichts Aufschlußreiches entdecken konnte,

alles zurück an seinen Platz.

Als nächstes ging er an den Schrank neben Ruffos Schreibtisch und sah die Taschen der Kleidungsstücke durch, fand jedoch nur ein paar Münzen und entwertete Vaporetto-Fahrscheine. Auf dem Schreibtisch stand ein Laptop, aber Brunetti verlor keine Zeit damit, ihn einzuschalten, wohl wissend, daß er ihn ohnehin nicht hätte bedienen können. Unter dem Bett lag, ganz hinten an die Wand geschoben, ein Geigenkasten. Die Lektüre entsprach seinen Erwartungen: Lehrbücher, ein Führerschein-Handbuch, eine Geschichte des AC Mailand und Bildbände über andere Fußballmannschaften. Auf dem untersten Bord lagen Notenhefte von Mozarts Violinsonaten und dem ersten Violinpart eines Streichkonzerts von Beethoven. Brunetti schüttelte verwundert den Kopf über den Kontrast zwischen der Musik auf dem Discman und der im Regal. Schließlich warf er noch einen Blick in den Schrank von Ruffos Stubenkameraden und auf dessen Schreibtisch, konnte aber auch hier nichts Interessantes entdecken.

Doch angesichts des so ordentlich aufgeräumten Zimmers, der penibel gemachten Betten liebäugelte er einen Augenblick mit dem Gedanken, seinen Sohn Raffi unter Narkose zu setzen und nach San Martino zu verschleppen. Doch dann fiel ihm ein, was ihn hergeführt hatte, und der mißratene Einfall stahl sich auf leisen Sohlen davon.

Die anderen Zimmer waren leer, zumindest antwortete niemand auf sein Klopfen, und so ging er zurück in den Waschraum, wo man den Toten gefunden hatte. Die Spurensicherung war schon im Einsatz, der Leichnam nun vollständig mit dem dunklen Wollpaletot bedeckt.

»Wer hat ihn abgenommen?« fragte Santini, als er Brunetti kommen sah.

»Vianello.«

»Hätte er nicht tun sollen«, rief ein anderer Kriminaltechniker dazwischen.

»Genau seine Worte«, versetzte Brunetti.

Santini zuckte die Achseln. »Ich hätte nicht anders gehandelt.« Zwei der Männer brummt zustimmend.

Brunetti wollte eben fragen, ob es schon Erkenntnisse über den Tathergang gebe, als er Schritte hörte. Er wandte sich um und erblickte Dottor Venturi, einen von Rizzardis Assistenten. Ein beiderseitiges Nicken war alles, was sie einander zur Begrüßung gönnten.

Venturi, der, sofern nicht selbst betroffen, reichlich unsensibel war, trat vor die Leiche und stellte seine Arzttasche neben dem Kopf ab. Dann ließ er sich auf ein Knie nieder und zog dem Jungen den Paletot vom Gesicht.

Brunetti, der den Anblick nicht ertrug, sah hinüber zu den Duschen, wo Santinis Assistent Pedone mit einer Plastikspraydose auf die Wand zu seiner Rechten zielte und lauter kleine Wölkchen eines dunkelgrauen Pulvers auf die Kacheln sprühte. Dabei ging er gewissenhaft von links nach rechts vor und kehrte, sobald eine Reihe fertig war, zum Ausgangspunkt zurück, um zwanzig Zentimeter tiefer erneut anzusetzen.

Als die ganze Kabine eingesprüht war, hatte Venturi seine Untersuchung beendet und erhob sich, ohne das Gesicht des Toten wieder zu verhüllen.

»Wer hat ihn runtergeholt?« war das erste, was der Gerichtsmediziner fragte.

»Einer meiner Männer. Auf meine Veranlassung hin.«

Brunetti bückte sich und deckte das Gesicht des Jungen wieder zu. Als er sich aufrichtete, sah er Venturi schweigend an.

»Was soll das? Warum haben Sie das getan?«

Brunetti war fassungslos. Hatte der Mann denn gar kein Pietätsgefühl? Ohne Venturis Frage zu beantworten, forschte er: »Und? Sieht es nach Selbstmord aus?«

Venturis Schweigen währte so unhöflich lange, daß jeder merkte, er legte es darauf an, Brunetti zu brüskieren. Aber als Santini einsprang und mit einem »Na, was ist?« nachhakte, antwortete der Pathologe: »Solange ich ihn nicht aufgeschnitten habe, kann ich dazu gar nichts sagen.« Und direkt an Santini gewandt: »Habt ihr einen Stuhl gefunden? Irgendwas, worauf er hätte stehen können?«

Einer der Kriminaltechniker rief herüber: »Einen Stuhl, ja. In der Dusche.«

»Ihr habt ihn doch nicht verrückt, oder?« fragte Venturi scharf.

»Ich habe ihn fotografiert«, antwortete der Mann eisig.

»Achtmal, glaube ich. Anschließend hat Pedone die Fingerspuren gesichert. Dann erst habe ich ihn weggestellt, damit er Pedone nicht im Weg war, als er die Duschkabine einstäubte.« Er wies mit dem Kinn auf einen Holzstuhl vor einem der Waschbecken. »Da drüben, das ist er.«

Der Doktor würdigte den Stuhl keines Blickes. »Ich schicke Ihnen meinen Bericht, wenn ich mit der Obduktion fertig bin«, sagte er zu Brunetti, nahm seine Tasche und ging.

Sowie Venturis Schritte verklungen waren, fragte Brunetti den Kriminaltechniker: »Was ist Ihr Eindruck?«

»Es *könnte* Selbstmord gewesen sein«, antwortete Santini. Er wies auf ein paar Schrammen, die sich von dem grauen Graphitpulver auf den Kacheln der



Duschkabine abhoben. »Hier haben wir in Schulterhöhe zwei lange Striemen ausgemacht. Die könnten von ihm stammen.«

»Aber paßt das zur Selbstmordtheorie?«

»Doch, schon. Das ist der Instinkt: Und wenn einer sich noch so verzweifelt den Tod wünscht – der Körper wird sich bis zum Schluß dagegen wehren.«

Pedone, der ihr Gespräch mit angehört hatte, fügte hinzu: »Die Kabine ist sauber, Signore. Da hat kein Kampf stattgefunden, falls Sie darauf hinauswollten.«

Da sein Partner offenbar nichts weiter zu sagen hatte, ergriff Santini wieder das Wort: »So geht das, Signore, wenn einer sich erhängt. Glauben Sie mir. Falls eine Wand in der Nähe ist, versucht er, sich daran festzukrallen; er kann gar nicht anders.«

»Erhängen kommt vor allem bei Männern vor, nicht wahr?« fragte Brunetti und vermied es, auf Moros Leichnam hinabzusehen.

»Häufiger als bei Frauen, ja«, stimmte Santini zu. Und mit einem zornigen Unterton in der Stimme fuhr er fort:

»Wie alt war der Junge – siebzehn, achtzehn? Wie konnte er so was tun?«

»Das weiß Gott allein.« Brunetti seufzte.

»Der hat damit nichts zu schaffen«, versetzte Santini hitzig, wobei unklar blieb, ob er die Barmherzigkeit Gottes in Frage stellte oder gleich dessen Existenz. Dann ging er hinaus auf den Flur, wo zwei weißbekittelte Sanitäter mit einer zusammengeklappten Trage warteten. »Sie können ihn jetzt mitnehmen«, sagte er, blieb aber draußen, während die beiden den Leichnam auf die Bahre hoben und wegtrugen. Als sie an ihm vorbeikamen, hob Santini gebieterisch die Hand. Die Sanitäter blieben stehen, und

Santini bückte sich, um einen Zipfel des dunkelblauen Paletots, der hinter der Bahre herschleifte, hochzuheben. Erst als er das Tuch unter dem Bein des Jungen eingeschlagen hatte, bedeutete er den Sanitätern, nun könnten sie den Leichnam aufs Boot bringen.

Brunetti unterdrückte den Wunsch, zu kneifen und mit den anderen auf dem Polizeiboot in die Klinik und von dort zurück zur Questura zu fahren. Vielleicht war es das jähe Erschrecken beim Anblick des jungen Leichnams oder vielleicht auch seine Bewunderung für des älteren Moros kompromißlose Ehrlichkeit – jedenfalls drängte ihn irgend etwas, sich ein detaillierteres Bild vom Tathergang zu verschaffen. Männliche Jugendliche waren offenbar generell suizidgefährdeter als Mädchen. Des weiteren hatte Brunetti irgendwo gelesen, daß die Selbstmordrate in Zeiten wirtschaftlichen Wohlstands mit fast mathematischer Präzision anstieg, in schlechten dagegen sank. Und in Kriegszeiten tendierte sie praktisch gegen Null. Vermutlich war sein eigener Sohn ebenso anfällig für die Launen der Pubertät wie jeder andere Junge: ein Spielball seiner Hormone, seiner Beliebtheit oder seiner schulischen Erfolge. Daß Raffi in einem seelischen Tief jemals bis zum Selbstmord getrieben würde, war gleichwohl unvorstellbar, aber das glaubten wohl alle Eltern von ihren Kindern.

Solange es keine Indizien gab, die gegen Selbstmord sprachen, hatte Brunetti auch keine Handhabe, nach einer anderen Todesursache zu forschen: nicht bei Ernestos Mitschülern, und bei seinen Eltern schon gar nicht. Es dennoch zu tun würde nicht nur von makabrer Neugier zeugen, sondern wäre regelrechter Amtsmißbrauch. Trotzdem trat der Commissario entschlossen auf den Hof hinaus und rief über das *telefonino*, das er zum Glück eingesteckt hatte, Signorina Elettra in der Questura an.

Als sie sich meldete, erklärte er ihr, wo er sich befand,

und bat sie, im Telefonbuch Moros Adresse nachzuschlagen, die seiner Meinung nach in Dorsoduro sein mußte, auch wenn er sich nicht erinnern konnte, wieso er den Dottore mit diesem Viertel in Verbindung brachte.

Signorina Elettra stellte keine Fragen, bat ihn nur, einen Moment zu warten, und sagte schließlich bedauernd, im Telefonbuch gebe es keinen Eintrag, Moro habe offenbar eine Geheimnummer. Er möge sich noch einen Augenblick gedulden. Wieder verstrichen ein, zwei Minuten, dann nannte sie ihm eine Adresse in Dorsoduro. Unmittelbar an dem Kanal, der an der Kirche der Madonna della Salute entlangführe. »Es muß das Haus neben dem niedrigen Backsteinbau mit der üppigen Blumenterrasse sein«, meinte sie noch.

Brunetti dankte ihr, ging ins Schulgebäude zurück und stieg wieder hinauf zu den Schlafräumen im dritten Stock. Hier schritt er den stillen Flur entlang und las die Türschilder. Am Ende des Korridors fand er, was er suchte: MORO/CAVANI. Ohne zu klopfen, trat er ein. Wie Ruffos Zimmer war auch dieses makellos sauber, ja fast steril: auf der einen Seite die Stockbetten und gegenüber zwei kleine Schreibtische, die penibel aufgeräumt waren. Brunetti nahm einen Bleistift aus der Brusttasche, hebelte damit die Schublade des Schreibtischs auf, der ihm am nächsten stand, und öffnete die Kladde, die zuoberst lag. Auf dem Vorsatzblatt stand Ernestos Name, und das Heft war voll mit mathematischen Formeln in einer klaren, leserlichen Schrift. Er schob die Kladde in die hinterste Ecke der Schublade und schlug die auf, die darunter lag. Allein, sie war nicht ergiebiger als die erste, auch wenn es sich diesmal um englische Sprachübungen handelte.

Brunetti schloß die Schublade wieder und wandte sich

dem Schrank zwischen den beiden Schreibtischen zu. Auf einer Tür stand Moros Name. Brunetti öffnete sie von unten mit der Fußspitze. Drinnen hingen zwei Uniformen in Reinigungshüllen, eine Jeansjacke und ein brauner Tweedmantel. In den Taschen fand er nichts weiter als etwas Kleingeld und ein schmutziges Taschentuch.

Im Bücherregal standen nur Lehrbücher, und Brunetti konnte sich nicht aufraffen, jedes einzelne herunterzuholen und durchzublättern. Mit einem abschließenden Blick in die Runde verließ er den Raum, drückte mit dem Stift die Klinke hinunter und zog, ohne sie zu berühren, die Tür ins Schloß.

Auf der Treppe traf er mit Santini zusammen, den er anwies, Moros Zimmer kriminaltechnisch zu untersuchen. Dann verließ er das Schulgelände und ging hinunter zum Canale della Giudecca, wo er sich nach rechts wandte und, die *Riva* entlangschlendernd, auf ein *vaporetto* hoffte. Im Gehen schweifte sein Blick über die Gebäude am anderen Ufer des Kanals: Nicos Bar und darüber die Wohnung, in der er sich, bevor er Paola kennenlernte, sehr oft aufgehalten hatte; die Kirche Dei Gesuati, der einst ein grundanständiger Priester vorgestanden hatte; das ehemalige und nicht mehr beflaggte Schweizer Konsulat. Lassen selbst die Schweizer uns im Stich?, fragte er sich. Weiter vorn lag der Ruderclub Bucintoro, dessen lange, schlanke Lagunenboote freilich längst vom Geruch der Guggenheim-Millionen vertrieben worden waren und der seinen Anleger hatte räumen müssen, um noch mehr Touristenläden Platz zu machen. Als Brunetti sah, wie am Redentore ein *traghetto* ablegte, lief er vor zum *embarcadero* Palanca, um von dort überzusetzen zur Fondamenta Zattere. Seine Uhr bezeugte, daß die Fahrt von der Giudecca tatsächlich keine fünf Minuten dauerte. Trotzdem erschien ihm die Insel immer noch so fern wie

der Galapagos-Archipel.

Er brauchte nur ein paar Minuten, um sich bis zu dem weiträumigen *campo* durchzuschlängeln, der die monumentale Chiesa Santa Maria della Salute umgab, und dort fand er auch das gesuchte Haus. Wieder unterdrückte er den Impuls, die Sache hinauszuzögern, drückte entschlossen auf die Klingel und meldete sich über die Sprechanlage mit Namen und Dienstgrad.

»Sie wünschen?« fragte eine Frauenstimme.

»Ich möchte Dottor Moro sprechen«, erwiderte Brunetti und gab damit zumindest sein dringlichstes Anliegen preis.

»Er kann im Moment niemanden empfangen«, beschied ihn die Frau kurz angebunden.

»Aber ich habe bereits mit ihm gesprochen«, wandte Brunetti ein. »In der Schule«, fügte er hinzu, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen. Und als auch das die Frau nicht zu beeindrucken schien, setzte er hinzu: »Ich muß ihn sprechen, es ist wirklich sehr dringend.«

Die Frau grummelte etwas Unverständliches, das obendrein vom Schnarren des elektrischen Türöffners übertönt wurde. Er stieß das Tor auf, durchquerte raschen Schritts die Diele und blieb am Fuß der Treppe stehen. Im Obergeschoß öffnete sich eine Tür, und eine hochgewachsene Frau erschien auf dem Treppenabsatz. »Hier herauf«, sagte sie.

Als er oben angekommen war, drehte sie sich auf dem Absatz um, ging wortlos in die Wohnung voran, und erst als sie die Tür geschlossen hatte, wandte sie sich ihm wieder zu. Obwohl sie bestimmt jünger war als er, hatte sie schlohweißes Haar, das ihr knapp bis auf die Schultern reichte. Ihr Teint dagegen war dunkel wie der einer Araberin, und so tiefschwarze Augen wie die ihren hatte

Brunetti wohl noch nie gesehen.

Sie streckte die Hand aus. »Ich bin Luisa, Fernandos Cousine.«

Brunetti ergriff die dargebotene Hand und stellte sich seinerseits vor. »Ich weiß, das ist ein denkbar schlechter Zeitpunkt«, begann er und überlegte, wie er am besten mit ihr ins Gespräch käme. Ihre Haltung war starr und aufrecht, ja sie hielt sich so gerade, als ob sie den Rücken gegen eine Mauer stützte. Sie blickte ihm fest in die Augen.

Als Brunetti über seine verlegene Einleitung nicht hinauskam, fragte sie nüchtern: »Nun, was wollen Sie wissen?«

»Ich möchte mich bei Dottor Moro erkundigen, wie es um die geistige Verfassung seines Sohnes stand.«

»Warum?« fragte sie scharf. Brunetti dachte, das läge doch auf der Hand. Um so mehr überraschte ihn die Heftigkeit, mit der sie ihm in die Parade gefahren war.

»In einem Fall wie diesem«, begann er ausweichend, »hängt sehr viel davon ab, wie es dem Betreffenden ging, wie er sich benommen hat, ob es vielleicht Anzeichen –«

»Anzeichen wofür?« fiel sie ihm ins Wort, ohne ihren Zorn oder ihre Verachtung zu verhehlen. »Daß er sich das Leben nehmen wollte?« Und bevor Brunetti darauf antworten konnte, fuhr sie fort: »Wenn Sie das meinen, dann sagen Sie's doch auch, um Himmels willen!« Wieder wartete sie seine Antwort nicht ab. »Aber der Gedanke ist absurd. Widerwärtig! Ernesto würde sich genausowenig umbringen wie ich mich. Der Junge war völlig normal, etwas anderes zu unterstellen ist einfach ungeheuerlich.« Sie schloß die Augen und rang mit zusammengepreßten Lippen um Selbstbeherrschung.

Bevor Brunetti beteuern konnte, daß er rein gar nichts

unterstellt habe, erschien Dottor Moro auf der Bildfläche.

»Laß gut sein, Luisa«, meinte er begütigend. »Du sagst jetzt besser nichts mehr.«

Brunetti hörte zwar, was der Mann sagte, achtete jedoch weiter auf das Gesicht der Frau. Sie löste sich aus ihrer starren Haltung und neigte sich ihrem Cousin entgegen. Ja, sie hob eine Hand in seine Richtung, machte indes keine Anstalten, ihn zu berühren. Statt dessen nickte sie einmal und wandte sich dann ab, als ob Brunetti Luft wäre. Der Commissario sah ihr nach, wie sie den Gang entlangschritt und durch eine Tür am Ende des Flurs verschwand.

Als sie fort war, wandte Brunetti seine Aufmerksamkeit dem Doktor zu. In der kurzen Zeit seit ihrer letzten Begegnung schien Moro um Jahre gealtert. Sein Gesicht wirkte käsig, die Augen waren stumpf und vom Weinen gerötet; am deutlichsten aber sah man den Wandel in seiner Haltung, dem vornübergeigten Rücken eines alten Mannes.

»Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrem Schmerz störe, Dottore«, begann Brunetti, »aber ich hoffe, wenn wir jetzt miteinander sprechen, brauche ich Sie nicht noch einmal zu belästigen.« So geschult er auch in taktischer Heuchelei war: Diese Entschuldigung klang selbst in seinen Ohren so gestelzt und weit hergeholt, daß sich unwillkürlich eine Kluft auftat zwischen ihm und dem trauernden Vater.

Der Doktor fuhr mit der Hand durch die Luft, eine Geste, die man sowohl abweisend wie zustimmend deuten konnte. Dann schlang er die Arme um den Leib und neigte den Kopf.

»Dottore«, fuhr Brunetti fort, »ist Ihnen in den letzten Tagen oder Wochen im Verhalten Ihres Sohnes irgend etwas Ungewöhnliches aufgefallen?« Moro hielt den Kopf gesenkt, so daß Brunetti ihm nicht in die Augen sehen



konnte. Er wußte nicht einmal, ob der Arzt ihm zuhörte.

Er setzte aufs neue an: »Dottore, ich weiß, wie schwer das für Sie sein muß, aber es ist wichtig, daß Sie meine Fragen beantworten.«

Ohne aufzublicken, sagte Moro: »Das glaube ich nicht.«

»Wie bitte?« fragte Brunetti.

»Ich glaube nicht, daß Sie ermessen können, wie schwer es für mich ist.«

Die schlichte Wahrheit ließ Brunetti vor Scham erröten. Als das Blut wieder aus seinen Wangen gewichen war, hatte Moro ihn immer noch keines Blickes gewürdigt. Nach einer Pause, die Brunetti quälend lang erschien, hob der Doktor endlich den Kopf. Seine Augen waren trocken, und seine Stimme klang so ruhig wie eingangs, als er mit seiner Cousine gesprochen hatte. »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie jetzt gehen würden, Commissario.« Brunetti wollte etwas einwenden, doch Moro kam ihm zuvor. Diesmal hob er die Stimme, aber sein Ton blieb gefaßt und unpersönlich. »Bitte lassen Sie uns nicht streiten. Ich kann Ihnen rein gar nichts sagen. Weder jetzt noch später.« Er löste die schützenden Arme vom Körper und ließ sie seitwärts niedersinken. »Wirklich, ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.«

Brunetti war sicher, daß es sinnlos wäre, jetzt noch länger in ihn zu dringen. Zugleich wußte er aber auch, daß er wiederkommen und Moro dieselben Fragen stellen würde, sobald der Doktor Zeit gehabt hatte, den ersten Schmerz zu überwinden. Seit er vom Tode des Jungen erfahren hatte, beschäftigte ihn die Frage, ob Moro wohl noch andere Kinder hatte, doch er traute sich nicht, danach zu fragen. Jeder Versuch, sich an Moros Stelle zu versetzen und ermessen zu wollen, welchen Trost er in einem solchen Fall aus dem Überleben eines seiner beiden

Kinder schöpfen würde, schlug fehl: Sein Bewußtsein verweigerte sich dieser entsetzlichen Vorstellung. Oder vielmehr ergriff eine Kraft, die weit stärker war als herkömmliche Tabus, von ihm Besitz und betäubte seinen Verstand. Ohne daß er es gewagt hätte, Moro die Hand zu bieten oder noch etwas zu sagen, verließ Brunetti die Wohnung.

Vom Anleger Salute fuhr er mit der Linie eins nach San Zaccaria und ging von dort zu Fuß zurück zur Questura. Unterwegs purzelten ihm, von der Ponte dei Greci her, ein paar Teenager, drei Jungen und zwei Mädchen, entgegen, die untergehakt und mit ausgelassenem Gelächter auf ihn zusteuerten. Brunetti blieb mitten auf der *calle* stehen, um diese Woge überschäumender Jugendlichkeit über sich hinwegrauschen zu lassen. Allein, die Woge teilte sich, wie einst das Rote Meer, und rauschte rechts und links an ihm vorbei. Brunetti war sicher, daß die jungen Leute ihn ihrerseits gar nicht richtig wahrgenommen hatten; er war nur ein Hindernis, das es zu umrunden galt.

Jedes der Mädchen hielt eine Zigarette in der Hand, was Brunetti normalerweise immer in Versuchung brachte, an die Betreffenden zu appellieren, daß sie, sofern ihnen Gesundheit und Wohlergehen am Herzen lägen, doch das Rauchen aufgeben sollten. Diesmal aber flößte ihm, als er sich umdrehte und ihnen nachblickte, die strahlende Jugend und Lebensfreude des Quintetts eine fast andächtige Ergriffenheit ein.

Als er sein Büro betrat, hatte sich diese Empfindung wieder verflüchtigt. Auf dem Schreibtisch erwartete ihn das erste der vielen Formulare, die bei einem Suizid immer anfielen. Er machte sich nicht die Mühe, es auszufüllen; ohnehin konnte er über das weitere Vorgehen erst entscheiden, wenn Venturis Bericht eingegangen war.

Er telefonierte hinunter in den Bereitschaftsraum, aber weder Vianello noch Pucetti waren an ihrem Platz. Als nächstes rief er Signorina Elettra an und bat sie, alle ihr zur Verfügung stehenden Quellen, offizielle wie inoffizielle, nach Informationen über Fernando Moros Laufbahn als Arzt und Parlamentarier zu durchforsten. Elettra erklärte, sie habe bereits damit angefangen, und versprach ihm erste Ergebnisse noch am selben Tag.

Der Gedanke an die Mittagspause verstimmte den Commissario heute: Essen erschien ihm auf einmal als nebensächlicher Luxus. Gleichwohl verspürte er eine quälende Sehnsucht nach seiner Familie. Aber da er wußte, daß er Frau und Kindern in seiner augenblicklichen Verfassung vor lauter Betulichkeit nur auf die Nerven gehen würde, rief er Paola an und sagte, er könne nicht zum Mittagessen kommen. Ein unerwarteter Zwischenfall, er werde in der Questura aufgehalten, und ja, ja, er würde etwas essen und abends zur gewohnten Zeit daheim sein.

»Hoffentlich ist es nicht zu schlimm.« Paolas Tonfall gab ihm zu verstehen, daß sie seinen Gemütszustand erraten hatte und er nicht länger den Unbefangenen zu spielen brauchte.

»Nein, nein. Dann bis heute abend«, versetzte er und konnte sich einfach nicht dazu durchringen, ihr zu erzählen, was passiert war, »Gib den Kindern einen Kuß von mir«, sagte er noch, bevor er auflegte.

Ein paar Minuten saß er grübelnd am Schreibtisch, dann zog er eine Akte zu sich heran und sah sie durch. Er las Wort für Wort, verstand jedes einzelne und war doch nicht sicher, ob er den Zusammenhang begriff. Er schob den Ordner beiseite, nahm ihn sich dann noch einmal vor und las den Schriftsatz aufs neue durch. Diesmal ergaben die Sätze einen Sinn, auch wenn er sich nicht vorstellen konnte, wieso irgend jemand ihre Botschaft wichtig

nehmen sollte.

Brunetti trat ans Fenster und betrachtete die Kräne, die getreulich über der Kirche Wache standen und an die geplante Restaurierung erinnerten, die immer noch nicht begonnen hatte. Irgendwo hatte er gelesen oder jemand hatte ihm erzählt, wieviel die Stadt täglich für die untätigen Kräne zahlen mußte, die die leere Hülle des Opernhauses überragten. Wohin floß nur das ganze Geld?, fragte er sich. Wer um alles in der Welt strich für soviel Nichtstun solch riesige Profite ein? Vielleicht, um sich vom gewaltsamen Tod des Jungen abzulenken, stellte er ein paar grobe Kalkulationen auf. Gesetzt, so ein Kran kostete pro Tag fünftausend Euro, dann mußte die Stadt im Jahr dafür fast zwei Millionen Euro berappen, egal, ob sie in Betrieb waren oder nicht. Lange stand er so am Fenster und rechnete mit einer Geschäftigkeit, wie sie die Kräne draußen schon seit geraumer Zeit nicht mehr an den Tag gelegt hatten.

Doch dann wandte er sich abrupt ab, kehrte an den Schreibtisch zurück, streckte die Hand nach dem Telefon aus. Als ihm niemand einfiel, den er hätte anrufen können, verließ er sein Büro und die Questura und schlenderte hinüber zu der Bar am Fuß der Brücke, wo er sich ein *panino* und ein Glas Rotwein genehmigte und die Schlagzeilen der Tageszeitung an seinen Augen vorbeiziehen ließ.

O bwohl er seinen kleinen Imbiß so lange wie möglich in die Länge zog, blieb Brunetti am Ende keine andere Wahl, als in die Questura zurückzukehren. Dort machte er als erstes einen Abstecher in den Bereitschaftsraum, wo er diesmal sowohl Vianello als auch Pucetti antraf. Der Jüngere wollte aufspringen, als er ihn kommen sah, doch Brunetti winkte ab. Außer den beiden war nur noch ein Polizist im Zimmer, der etwas abseits an einem Schreibtisch saß und telefonierte.

»Irgendwas Neues?« wandte sich der Commissario an seine beiden Vertrauten.

Pucetti bedeutete Vianello mit einem Blick, daß er ihm den Vortritt lasse.

»Ich habe den Doktor nach Hause gebracht«, begann der Inspektor und setzte achselzuckend hinzu: »Aber er hat mich nicht hineingebeten. Und bei Ihnen, Commissario?«

»Ich habe mit Moro gesprochen und mit seiner Cousine, die gerade bei ihm war. Sie hält es für ausgeschlossen, daß der Junge sich das Leben genommen hat.« Brunettis Stimme klang betont sachlich; irgend etwas hielt ihn davon ab, den beiden zu gestehen, wie leicht auch er sich von Moro hatte abwimmeln lassen.

»Sagten Sie, seine Cousine war bei ihm?« erkundigte sich Vianello ebenso beiläufig.

»So hat sie sich mir vorgestellt.« Ach, dieses immerwährende mißtrauische Taktieren, dieser ständige Drang, sich abzusichern und moralisch hinter dem kleinsten gemeinsamen Nenner zu verschanzen – das ist uns allen in Fleisch und Blut übergegangen, dachte

Brunetti. Es scheint ein psychologisches Gesetz zu geben, wonach jedes weitere Dienstjahr eines Polizisten seinen Glauben an die Ehrlichkeit und das Gute im Menschen schmälert. Zu Hause, in der Familie, war das gottlob anders, bloß: Wie lange würde es ihm noch gelingen, die beiden Welten auseinanderzuhalten und sein heiles Privatleben nicht mit dem freudlosen Pessimismus des beruflichen Alltags zu vergiften?

Brunetti schreckte hoch. Vianello hatte ihm offenbar gerade eine Frage gestellt. »Verzeihung, was sagten Sie?«

»Ich wollte wissen, ob auch seine Frau da war«, wiederholte Vianello.

Brunetti schüttelte den Kopf. »Nicht, daß ich wüßte. Ich habe jedenfalls nur ihn und die Cousine gesehen. Allerdings hätte die Mutter des Jungen, wenn sie dagewesen wäre, wohl kaum mit mir reden wollen.«

»Gibt es überhaupt eine Ehefrau?« fragte Pucetti skeptisch.

Brunetti, der das auch nicht wußte, antwortete ausweichend: »Ich habe Signorina Elettra gebeten, soviel wie möglich über die Familie in Erfahrung zu bringen.«

»Vor ein paar Jahren stand, glaube ich, mal was über sie in der Zeitung«, meinte Vianello. Die beiden anderen sahen ihn erwartungsvoll an, doch alles, was der Ispettore schließlich sagte, war: »Ich erinnere mich nur noch dunkel, aber ich glaube, es hatte mit der Frau zu tun.«

»Was immer es war, die Signorina wird es herausfinden«, behauptete Pucetti.

Normalerweise hätte der Commissario Pucettis kindliches Vertrauen in Signorina Elettras Zauberkräfte ebenso belächelt wie die Inbrunst jener neapolitanischen Bauern, die so fest an die wundersame Verflüssigung des Blutes von San Gennaro glaubten. Doch da er gegenwärtig

selbst zum unerleuchteten Fußvolk gehörte, hielt er sich zurück.

»Warum sagst du dem Commissario nicht, was du in San Martino herausgefunden hast?« Wieder einmal war es Vianello, der mit einem praktischen Vorschlag der andächtigen Schwärmerei seines jungen Kollegen und Brunettis philosophischen Betrachtungen ein Ende machte und zur Tagesordnung zurückkehrte.

»Also der *portiere* sagt, das Tor wird abends um zehn geschlossen«, berichtete Pucetti. »Vom Lehrkörper hat allerdings fast jeder einen Schlüssel. Wer von den Schülern zu spät kommt, muß sich bei ihm melden, sagt er, sonst werden sie nicht eingelassen.«

»Und weiter?« forschte Brunetti, den Pucettis skeptischer Ton hellhörig gemacht hatte.

»Ich weiß selbst nicht recht, aber zwei von den Jungs, die ich, wohlgemerkt getrennt voneinander, befragt habe, machten sich lustig über dieses angeblich so strenge Reglement. Und als ich den Grund wissen wollte, da lächelte der eine und machte so.« Pucetti legte den Kopf in den Nacken und führte mit unmißverständlicher Geste die Hand zum Mund.

Brunetti nickte stumm, und Pucetti fuhr fort: »Ich glaube den Jungs, zumal der *portiere* eindeutig Alkoholiker ist. Der war schon am Vormittag, als ich mit ihm gesprochen habe, fast hinüber.«

»Können das auch die anderen Schüler bezeugen?«

»Ich weiß nicht, ich wollte ihnen keine Fangfragen stellen Commissario. Und was ich von wem erfahren habe, behalte ich sowieso lieber für mich. Man ist immer im Vorteil, wenn die Zeugen glauben, man sei ohnehin über alles informiert. Dann kriegen sie's nämlich mit der Angst und fürchten, daß man jede Lüge durchschaut. Aber was

die Hausordnung in San Martino angeht: Also ich hatte den Eindruck, daß die Schüler kommen und gehen können, wie es ihnen beliebt.«

Brunetti nickte ihm aufmunternd zu, aber Pucetti hob bedauernd die Schultern. »Viel mehr habe ich nicht in Erfahrung gebracht, Commissario. Die meisten waren so geschockt, daß sie meine Fragen immer nur mit Gegenfragen beantworten konnten.«

»Und was für Fragen haben Sie ihnen gestellt?«

»Da habe ich mich ganz an Ihre Weisungen gehalten, Commissario: Wie gut sie Moro kannten, ob sie in den letzten Tagen Kontakt mit ihm hatten ... Sie werden es nicht glauben, aber angeblich konnte sich keiner erinnern, ob der Junge jemals etwas Auffälliges gesagt oder getan hatte. Niemand wollte bestätigen, daß er ein Sonderling, ein Außenseiter war, und niemand wollte sein Freund gewesen sein.«

»Und die Lehrkräfte?« fragte Brunetti.

»Dasselbe Lied. Keinem ist irgend etwas aufgefallen, und alle beteuern, daß er ein prächtiger, ein ganz prächtiger Junge gewesen sei. Aber jeder beeilt sich hinzuzufügen, daß er ihn eigentlich kaum gekannt hat.«

Ein Phänomen, das allen dreien nur zu vertraut war: Sobald es zur Vernehmung kam, stellten die meisten Zeugen sich blind und taub. Nur in Ausnahmefällen war einer bereit, sein Wissen preiszugeben. Das Problem war offenbar keineswegs neu: Schon eine Abhandlung aus dem Mittelalter, die Paola in ihrer Dissertation ausgewertet hatte, trug den beredten Titel *The Cloud of Unknowing*. Brunetti stellte sich diese Wolke des Nichtwissens als ein warmes, trockenes Plätzchen vor, wohin alle geladenen und potentiellen Zeugen flüchteten, um dicht zusammengedrängt wie die Lemminge



auszuharren, bis alle lästigen Fragen vorübergezogen waren.

»Ich wollte natürlich auch mit seinem Stubenkameraden sprechen«, fuhr Pucetti fort, »aber der war letzte und vorletzte Nacht gar nicht in San Martino.« Und als seine Zuhörer interessiert aufblickten, erklärte er: »Dreiundzwanzig Schüler, darunter auch Moros Mitbewohner, waren übers Wochenende in Livorno, zu einem Fußballmatch gegen die dortige Marineakademie. Das Spiel fand Sonntag nachmittag statt, gestern und heute haben die Jungs am Unterricht der Gastgeber teilgenommen. Sie kommen erst heute abend zurück.«

Müde und resigniert schüttelte Vianello den Kopf. »Ich fürchte, die können wir auch vergessen.« Und Pucetti, der offenbar genauso pessimistisch war, hob nur stumm die Schultern.

Brunetti unterdrückte die Bemerkung, daß nichts anderes zu erwarten sei von einer Gesellschaft, der die Obrigkeit und ihre Vertreter als natürliche Widersacher galten. Er war belesen genug, um zu wissen, daß es anderswo Länder gab, deren Bürger nicht diese feindselige Haltung einnahmen, sondern in der Regierung ein dienendes Organ sahen, das ihre Interessen wahrnahm und ein offenes Ohr für ihre Wünsche hatte. Allein, wie würde er reagieren, wenn einer seiner Bekannten behauptete, das nämliche gelte auch für diese Stadt, dieses Land? Wahrscheinlich würde er denjenigen für verrückter halten als irgendwelche Spinner mit religiösen Wahnvorstellungen.

Diese krausen Überlegungen behielt er wohlweislich für sich. Vianello und Pucetti sollten, auch wenn wahrscheinlich nichts dabei herauskäme, am Nachmittag noch einmal hinaus nach San Martino und die Befragung von Schülern und Lehrern fortsetzen. Ihn fänden sie oben in seinem Büro, sagte er noch und ging.

Neugier und der Wunsch zu hören, was Signorina Elettra in Erfahrung gebracht hatte, bewogen Brunetti auf dem Weg nach oben zu einem Abstecher ins Vorzimmer. Doch als er die Tür öffnete, hatte er das Gefühl, sich in einen Wald, wenn nicht gar einen Dschungel verirrt zu haben: Vier hohe, ausladende Bäume mit riesigen, tiefgrün leuchtenden Blättern in Terrakottakübeln säumten die rückwärtige Wand. Vor diesem dunkelbelaubten Hintergrund saß in einem Outfit, dessen Farben er bislang nur von der Tracht buddhistischer Mönche kannte, Signorina Elettra an ihrem Schreibtisch, hindrapiert wie eine exotische Frucht vor dem Baum, von dem sie gefallen war.

»Zitronen?« fragte er.

»Ja.«

»Wo haben Sie die denn her?«

»Ein Freund hat die *Lulu* inszeniert und mir nach der letzten Vorstellung die Dekoration überlassen.«

»*Lulu*?«

Sie lächelte. »Ganz recht.«

»Ich erinnere mich an keine Zitronenbäume in *Lulu*«, sagte Brunetti verdutzt, aber wie immer bereit, sich von ihr belehren zu lassen.

»Er hat die Oper nach Sizilien verlegt«, erklärte sie.

»Ah!« machte Brunetti und versuchte, sich die Handlung ins Gedächtnis zu rufen. Die Musik war ihm gnädigerweise entfallen. Um das Gespräch in Gang zu halten, fragte er: »Und haben Sie sich die Aufführung angesehen?«

Ihre Antwort ließ so lange auf sich warten, daß er schon fürchtete, sie mit der Frage irgendwie gekränkt zu haben.

Endlich sagte sie: »Nein, Signore. Mein Niveau ist zwar sehr bescheiden, aber Oper in einem Zelt – auf einem Parkplatz –, nein, da hört es bei mir auf!«

Brunetti, der in seinem ästhetischen Empfinden genauso konservativ war, nickte nur und fragte dann: »Wie steht es übrigens mit Moro? Haben Sie schon etwas herausgefunden?«

Ihr Lächeln wurde schwächer, aber es war immerhin noch da. »Einiges ist schon reingekommen. Ich warte allerdings noch auf Nachricht von einem Freund in Siena, der mir Näheres über die Ehefrau, Federica Moro, erzählen wollte.«

»Was ist mit ihr?« fragte Brunetti.

»Sie hatte dort, also in der Nähe von Siena, einen Unfall.«

»Verkehrsunfall?«

»Nein, ein Jagdunfall.«

»Ach? Eine Frau und ein Jagdunfall?« fragte er ungläubig.

Sie hob die Brauen, als wolle sie andeuten, in einer Welt, wo die *Lulu* in Sizilien spielte, sei alles möglich. Laut aber sagte sie nur: »Ausnahmsweise will ich Ihnen diese grob sexistische Bemerkung noch mal durchgehen lassen, Commissario.« Und nach einer didaktischen Pause fuhr sie fort:

»Es geschah vor zwei Jahren. Die Signora war in der Gegend von Siena zu Besuch bei Freunden auf dem Land. Während eines Nachmittagsspaziergangs geriet sie ins Revier einer Jagdgesellschaft und wurde versehentlich angeschossen. Zum Glück wurde sie rasch gefunden und ins Krankenhaus gebracht, bevor sie hätte verbluten können.«

»Und der Jäger? Hat man den gefaßt?«

»Nein. Er wird sie vermutlich gehört, mit einem Wild verwechselt und einfach drauflosgeballert haben.«

»Und er hat sich auch hinterher nicht die Mühe gemacht nachzusehen, was er erlegt hatte?« fragte Brunetti empört.

»Hat sich nicht um die Frau gekümmert, keine Hilfe geholt?«

»Das ist beileibe kein Einzelfall.« Signorina Elettra klang nicht minder entrüstet als er. »Lesen Sie denn keine Zeitung? Jedes Jahr, wenn die Jagdsaison eröffnet ist, werden oft gleich am ersten Tag drei oder vier Todesfälle gemeldet. Das geht die ganze Saison über so weiter. Und es trifft nicht nur die Trottel, die über ihre eigene Flinte stolpern und sich das Hirn rauspusten«, stieß sie ganz ohne Mitleid hervor.

»Die erschießen sich auch gegenseitig, und nicht selten muß das arme Opfer elendiglich verbluten, nur weil der Unglücksschütze zu feige ist, sich zu stellen.«

Brunetti wollte etwas sagen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Also von mir aus sollen diese sogenannten Weidmänner sich ruhig gegenseitig abknallen. Dann ist wenigstens irgendwann Schluß mit dem Wahnsinn.«

Brunetti wartete ab, ob sie sich beruhigen und ihre harschen Worte zurücknehmen würde, entschied dann aber, daß ihre Einstellung zur Jägerei ihn nichts anging, und fragte, diplomatisch zum eigentlichen Thema wechselnd: »Und als Signora Moro angeschossen wurde – hat man da die Polizei verständigt?«

»Weiß ich noch nicht. Auf den Polizeibericht warte ich ja gerade.«

»Und die Signora? Wo ist sie jetzt?« fragte Brunetti.

»Auch das versuche ich noch herauszukriegen.«

»Demnach ist sie nicht bei ihrem Mann?«

»Sieht nicht so aus. Ich habe die Computerdateien der *Comune* durchgesehen, doch da ist sie nicht unter der Adresse ihres Mannes gemeldet, obwohl beide Ehepartner als Wohnungseigentümer eingetragen sind.« Brunetti hatte sich mittlerweile so an ihre nützlichen kriminellen Aktivitäten gewöhnt, daß er ohne schlechtes Gewissen darüber hinweg sah, daß man als gesetzestreuer Bürger ihr »durchgesehen« mit »geknackt« hätte übersetzen müssen.

Dafür, daß Moros Frau nicht unter seiner Adresse in Dorsoduro gemeldet war, konnte es mehrere Erklärungen geben, aber es lag wohl doch nahe anzunehmen, daß sie nicht mehr mit ihrem Mann zusammenlebte. »Geben Sie mir Bescheid, sobald Sie den Polizeibericht über diesen Jagdunfall haben, ja?« bat Brunetti und hoffte, ihr damit kein Stichwort für eine neuerliche Attacke gegen das Weidwerk zu liefern. Er selbst interessierte sich, wie die meisten Venezianer, nicht für die Jägerei, einen in seinen Augen teuren unbequemen und übermäßig lauten Sport. Im übrigen hatte er sowohl bei seinen Ermittlungen als auch bei den Verhaltensstudien, die er so gern betrieb, allzuoft eine beängstigende Übereinstimmung zwischen Waffennarren und Männern mit Potenzproblemen festgestellt.

»Es könnte auch eine Warnung gewesen sein«, erklärte Signorina Elettra unvermittelt.

»Ich weiß«, versetzte er prompt, denn das war sein erster Gedanke gewesen, als sie ihm von dem Jagdunfall berichtet hatte. »Fragt sich nur: Wovor?«

**S**keptisch, wie er mit den Jahren geworden war, konnte Brunetti sich nicht vorstellen, daß es bei Signora Moros Unfall mit rechten Dingen zugegangen war. Bestimmt hatte sie geschrieen, als sie angeschossen wurde, und ihr Schreien hätte mit Sicherheit die Jäger auf den Plan gerufen. Er hielt zwar nicht viel von dieser Zunft, aber daß sie eine verletzte Frau einfach in ihrem Blut würden liegen lassen, das traute er ihnen denn doch nicht zu. Wem aber war so etwas zuzutrauen? Und zu was für Grausamkeiten mochte so ein Mensch noch fähig sein?

In diesem Zusammenhang fiel Brunetti wieder ein, wie plötzlich und unerwartet Moro vor zwei Jahren von seinen politischen Ämtern zurückgetreten war. Für die Launen des Zufalls galten in der Regel drei Grundkonstellationen: Unterschiedliche Personen hatten das gleiche Erlebnis; ein und derselben Person stießen allerlei unglaubliche Dinge zu; mehrere merkwürdige Ereignisse fielen zeitlich zusammen. Moro hatte seinen Parlamentssitz etwa um die Zeit aufgegeben, als seine Frau verletzt wurde. Normalerweise würde das keinen Verdacht erregen, nicht einmal bei einem so mißtrauischen Beobachter wie Brunetti. Seit nun aber noch der Tod des Sohnes hinzukam, konnte er nicht umhin, sich zu fragen, in welcher Beziehung das dritte Ereignis zu den beiden anderen stand.

Brunettis Verhältnis zum Parlament war am ehesten demjenigen vergleichbar, das die meisten Italiener zu ihrer Schwiegermutter hatten. Der war man zwar nicht durch Blutsbande verpflichtet, dennoch forderte sie Achtung und Gehorsam, selbst wenn sie durch ihr Verhalten beides

nicht im mindesten verdiente. Diese fremde Person, die sich ganz willkürlich in das Leben eines Mannes drängte, stellte immer höhere Ansprüche und pochte dabei auf ebenjenen häuslichen Frieden, den sie ihm vergällte. Widerstand war zwecklos, denn jedes kleine Aufbegehren wurde mit den hinterhältigsten Racheakten geahndet.

Brunetti griff zum Telefon und wählte seine Privatnummer. Als sich nach viermaligem Klingeln der Anrufbeantworter einschaltete und er seine eigene Stimme hörte, legte er auf, bückte sich und holte das Telefonbuch aus der untersten Schreibtischschublade. Er blätterte bis zum P und ging die Einträge Seite für Seite durch, bis er auf Perulli, Augusto stieß. Dann schob er das Buch ins Fach zurück und wählte die Nummer.

Nach dem dritten Klingeln meldete sich eine Männerstimme. »Perulli.«

»Brunetti hier. Ich muß dich sprechen.«

Nach einer langen Pause meinte der Mann am anderen Ende: »Ich war schon auf deinen Anruf gefaßt.«

Brunetti fiel dazu nur ein verlegenes »Ach ja?« ein.

»In einer halben Stunde hätte ich Zeit für dich. Eine Stunde. Ansonsten morgen.«

»Ich komme gleich«, sagte Brunetti.

Mit dem Fuß stieß er die Schreibtischlade zu, stand auf und verließ sein Büro und die Questura. Da er noch eine halbe Stunde Zeit hatte, machte er einen Umweg über den Campo San Maurizio, wo eine Freundin eine Schmuck-Werkstatt betrieb. Aber er war mit den Gedanken woanders und nahm kaum wahr, was sie ihm zeigte. So tauschten sie nur einen Wangenkuß, und er versprach, bald einmal mit Paola zum Essen zu kommen. Dann überquerte er den *campo* und wandte sich zum Canal Grande.

Sechs Jahre waren vergangen, seit er Perullis Wohnung zum letzten Mal betreten hatte. Das war gegen Ende einer langwierigen Ermittlung gewesen, bei der es um Drogengelder ging; Brunetti verfolgte damals eine heiße Spur, die von den Nasen jugendlicher New Yorker zu einem diskreten Schweizer Konto führte und auf dem Wege dorthin lange genug in Venedig verweilte, um zwei Gemälde aufzutun, die sich zu dem Barvermögen im Tresorraum jener ungemein diskreten Bank gesellen sollten. Das Geld war unbehelligt durch die himmlischen Regionen des Cyberspace gereist, aber die Bilder, die aus einem weniger überirdischen Stoff gemacht waren, hatte man am Genfer Flughafen abgefangen. Das eine stammte von Palma il Vecchio, das andere von Marieschi, und da mithin beide zum kulturellen Erbe Italiens gehörten, konnten sie nicht außer Landes gebracht werden, zumindest nicht auf legalem Wege.

Keine vier Stunden nachdem die Gemälde sichergestellt worden waren, hatte Augusto Perulli sie bei den Carabinieri als gestohlen gemeldet. Daß er einen Tip bekommen hatte und von der Beschlagnahme wußte – ein ungeheuerlicher Gedanke, denn er war gleichbedeutend mit dem Vorwurf der Korruption in den Reihen der Polizei –, ließ sich nicht nachweisen. Also beschloß man, Brunetti, der seit der gemeinsamen Schulzeit viele Jahre lang freundschaftlich mit Perulli verkehrt hatte, zu einem informellen Gespräch mit ihm zu entsenden. Nur daß diese Entscheidung erst einen Tag nach dem Bilderfund getroffen wurde, und da war der Mann, der sie außer Landes schaffen sollte, schon wieder auf freiem Fuß. Welches bürokratische Versehen zu solch einem Schnitzer führen konnte, wurde der italienischen Polizei nie zufriedenstellend erklärt.



Als Brunetti endlich mit seinem alten Schulfreund sprach, sagte Perulli, er habe erst tags zuvor bemerkt, daß die Bilder verschwunden waren, und könne sich nicht erklären, wie es passiert sei. Als Brunetti wissen wollte, wieso denn nur zwei Bilder gestohlen worden seien, blockte Perulli alle weiteren Fragen ab, indem er Brunetti sein Ehrenwort gab und beteuerte, er wisse von nichts. Brunetti glaubte ihm.

Zwei Jahre später ging der Mann, den man mit den Gemälden geschnappt hatte, den Schweizern erneut ins Netz; diesmal in Zürich, weil er als Schleuser illegale Einwanderer ins Land gebracht hatte. In der Hoffnung, sein Strafmaß zu mindern, gab der Mann zu, daß ihm die Gemälde seinerzeit von Perulli persönlich übergeben worden waren, mit der Weisung, sie über die Grenze zu schaffen und bei ihrem neuen Eigentümer abzuliefern. Perulli aber war mittlerweile ins Parlament gewählt worden und genoß diplomatische Immunität.

»Ciao, Guido«, grüßte Perulli, als er Brunetti hereinließ, und streckte ihm die Hand entgegen.

Brunetti merkte selbst, wie theatralisch sein Zögern vor dem Händedruck wirkte, und Perulli merkte es auch. Keiner von beiden machte ein Hehl daraus, daß er vor dem anderen auf der Hut war, und sie prüften einander ganz ungeniert darauf, welche Spuren die Jahre hinterlassen hatten, die seit ihrer letzten Begegnung verstrichen waren.

»Es ist lange her, nicht wahr?« meinte Perulli, während er sich umwandte und Brunetti in die Wohnung vorausging. Hochgewachsen und schlank, wie er war, bewegte Perulli sich noch immer mit der Geschmeidigkeit eines Jünglings, ganz so, wie Brunetti ihn aus der gemeinsamen Schulzeit in Erinnerung hatte. Sein Haar war noch voll, allerdings trug er es länger als früher, seine Haut glatt und straff, und auf den gebräunten Zügen lag

der Abglanz eines sonnenreichen Sommers. Wann, dachte Brunetti, hatte er angefangen, in den Gesichtern seiner Jugendfreunde nach den ersten verräterischen Spuren des Alterns zu forschen?

Die Wohnung war noch weitgehend so, wie er sie in Erinnerung hatte: hohe, gut geschnittene Räume, in denen Sofas und Sessel, in zwanglosen Sitzgruppen arrangiert, zu offenen, ja vertraulichen Gesprächen einluden. An den Wänden hingen Porträts von Männern und Frauen vergangener Jahrhunderte. Perulli verstand es, mit beiläufigen Bemerkungen den Eindruck zu erwecken, es handele sich um seine Ahnen; dabei lebte seine Familie seit Generationen in Castello und handelte mit Wurst und Dosenfleisch.

Neu waren die Reihen silbergerahmter Fotos auf der nicht sonderlich gelungenen Kopie einer Anrichte aus der Florentinischen Renaissance. Als Brunetti näher trat, um die Bilder zu betrachten, fand er darin die Flugbahn von Perullis steiler Karriere widergespiegelt: der Jüngling mit seinen Freunden; der frischgebackene Akademiker mit einem Führer jener politischen Partei, der Perulli sich damals verschrieben hatte; in gesetzteren Jahren dagegen posierte er Arm in Arm mit einem ehemaligen Bürgermeister der Stadt, dem Innenminister und dem Patriarchen von Venedig. Aus einem besonders opulenten Rahmen lächelte Perullis Gesicht vom Titelbild eines Nachrichtenmagazins, das inzwischen eingegangen war. Speziell dieses Foto oder vielmehr Perullis Bedürfnis, es auszustellen, machte Brunetti gegen seinen Willen unsagbar traurig.

»Kann ich dir etwas anbieten?« Perulli, der auf der anderen Seite des Salons vor einem Ledersofa stand, wollte die Frage der Bewirtung offenbar geklärt haben, bevor er sich hinsetzte.

»Nein, danke«, antwortete Brunetti.

Nun nahm Perulli Platz und zupfte dabei penibel an beiden Hosenbeinen – was nach Brunettis Erfahrung sonst nur alte Männer zu tun pflegten, damit sich der Stoff über den Knien nicht ausbeulte. Ob Perulli im Vaporetto auch die Mantelschöße zurückschlug, bevor er sich hinsetzte?

»Du willst wohl nicht so tun, als ob wir immer noch Freunde wären, oder?« fragte Perulli.

»Ich will überhaupt nichts vortäuschen, Augusto. Ich möchte dir nur ein paar Fragen stellen und hoffe, daß du sie ehrlich beantwortest.«

»Nicht wie beim letzten Mal?« fragte Perulli mit einem Grinsen, das jugenhaft wirken sollte, aber nur verschlagen geriet – und Brunetti für einen Moment verunsicherte, denn irgend etwas an Perullis Mund, an der Art, wie er die Lippen bewegte, hatte sich verändert.

»Nein, nicht wie beim letzten Mal«, sagte Brunetti und war selbst überrascht, wie gefaßt seine Stimme klang, gefaßt, aber auch erschöpft.

»Und wenn ich deine Fragen nicht beantworten kann?«

»Dann sag's mir, und ich gehe.«

Perulli nickte. »Ich hatte keine andere Wahl damals, Guido«, beteuerte er.

Brunetti überhörte das und fragte: »Kennst du Fernando Moro?«

Er sah Perulli an, daß er den Namen kannte, aber in seiner Reaktion schwang noch etwas anderes mit.

»Ja.«

»Und wie gut kennst du ihn?«

»Er ist etliche Jahre älter als wir, aber mein Vater war mit ihm befreundet, dadurch ergab es sich, daß wir uns auf der Straße grüßten oder gelegentlich ein Glas miteinander

tranken. Zumindest in jüngeren Jahren. Aber so gut, daß wir uns angefreundet hätten, war das Verhältnis nun auch wieder nicht.« Brunetti schwante, was jetzt kommen würde. »Nicht so wie bei uns beiden«, ergänzte Perulli, doch Brunetti überhörte auch das.

»Habt ihr euch auch in Rom getroffen?«

»Privat oder beruflich?«

»Beides.«

»Privat nicht, nein, aber im Palazzo Montecitorio ist man sich schon ein paarmal über den Weg gelaufen. Doch da wir verschiedenen Parteien angehörten, haben wir nicht miteinander gearbeitet.«

»Parlamentarische Ausschüsse?«

»Nein, auch da gab es keine Überschneidungen.«

»Und sein Ruf?«

»Ich verstehe die Frage nicht.«

Brunetti unterdrückte den Seufzer, der in seiner Brust aufstieg, und antwortete gelassen: »Ich meine, als Politiker. Was hielten die Leute von ihm?«

Perulli schlug elegant die langen Beine übereinander, senkte den Kopf und strich mit der Hand ein paarmal an seiner rechten Braue entlang, wie er es immer getan hatte, wenn er über etwas nachdachte oder sich eine Antwort zurechtlegen mußte. Erst als Brunetti ihn so sah, fiel ihm auf, daß Perullis auffallend jugendliches Gesicht sich doch verändert hatte: Die Wangenknochen wirkten härter und schärfer konturiert als zu Studentenzeiten. Endlich antwortete er mit einem Hauch von Spott in der Stimme: »Ich würde sagen, er stand in dem Ruf, ein anständiger Kerl zu sein.« Perulli ließ die Hand sinken und setzte ein kleines Lächeln auf. »Vielleicht zu anständig.« Das Lächeln vertiefte sich: Es war immer noch jenes

gewinnende Lächeln, dem einst weder die Mädchen noch, später dann, die Frauen widerstehen konnten.

»Was heißt das?« fragte Brunetti, zunehmend gereizt von Perullis aalglatten Ausweichmanövern.

Wieder antwortete Perulli nicht gleich, und während er überlegte, was er sagen oder wie er es formulieren sollte, stülpte er ein paarmal die Lippen vor und schürzte sie zu einem straffen kleinen Kreis, eine Marotte, die Brunetti bisher nicht an ihm kannte. Endlich sagte er: »Es heißt wohl, daß die Zusammenarbeit mit ihm nicht immer einfach war.«

Brunetti, der damit nichts anfangen konnte, fragte wieder: »Was meinst du damit?«

Perullis Augen blitzten zornig auf, als er Brunetti ansah, aber sobald er sprach, klang seine Stimme gefaßt und ruhig, fast zu ruhig. »Daß Kollegen, die eine andere Ansicht vertraten als er, ihn nicht dazu bringen konnten, die Dinge auch einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.«

»Nämlich dem ihren?« fragte Brunetti beiläufig.

Doch so leicht war Perulli nicht zu ködern. »Egal, welchem. Solange er nicht immer nur stur auf dem seinen beharrt hätte.«

»Sprichst du aus eigener Erfahrung?«

Perulli verneinte mit einem energischen Kopfschütteln.

»Ich hab dir doch gesagt, daß wir nie in denselben Ausschüssen saßen.«

»In welchen hat er denn mitgearbeitet?« fragte Brunetti.

Perulli lehnte den Kopf an die Lehne zurück und schloß die Augen. Brunetti konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Pose eigens für ihn bestimmt war, ihm zeigen sollte, wie angestrengt und konzentriert Perulli

sich seinen Fragen widmete.

Nach einer scheinbar endlos langen Pause sagte Perulli:

»Soweit ich mich erinnern kann, war er erst in dem Ausschuß zur Überprüfung des Postwesens, dann in einem, der irgendwas mit Landwirtschaft zu tun hatte, und in einem dritten ...« Hier brach er ab und bedachte Brunetti mit einem leise vertraulichen Lächeln, ehe er fortfuhr: »Ich erinnere mich beim besten Willen nicht mehr, worum es dabei ging. Möglicherweise um diese humanitäre Hilfsaktion in Albanien oder vielleicht auch um die Altersversorgung der Bauern. Ich weiß es wirklich nicht mehr.«

»Und was geschieht in diesen Ausschüssen?«

»Das gleiche wie in allen anderen auch.« Perulli schien ehrlich erstaunt, daß ein Bürger so etwas fragen konnte.

»Man untersucht die anstehenden Probleme.«

»Und dann?«

»Werden Empfehlungen ausgearbeitet.«

»Für wen?«

»Die Regierung natürlich.«

»Und was geschieht mit diesen Empfehlungen?«

»Sie werden geprüft, analysiert, und dann wird darüber abgestimmt. Und falls nötig, wird ein Gesetz erlassen oder das bestehende Gesetz reformiert.«

»So einfach ist das also, ja?« sagte Brunetti.

Perullis Lächeln konnte nicht so schnell aufgehen, wie es unter Brunettis frostigem Ton erloschen war.

»Du kannst dich ruhig darüber lustig machen, Guido, aber es ist nicht leicht, ein Land wie dieses zu regieren.«

»Glaubst du wirklich, daß du es regierst?«

»Natürlich nicht ich persönlich«, sagte Perulli mit

aufrichtigem Bedauern in der Stimme.

»Dann ihr alle zusammen? Die Mitglieder des Parlaments?«

»Wer sonst, wenn nicht wir?« fragte Perulli in einem Ton, der zwischen Zorn und Entrüstung schwankte.

»Du sagst es«, versetzte Brunetti trocken. Nach einer langen Pause fuhr er in sachlichem Ton fort: »Weißt du sonst noch etwas über die Ausschüsse, denen Moro angehörte? Vielleicht, wer seine Mitstreiter waren?«

Perulli hatte dieser abrupte Themenwechsel die Zielscheibe für seine selbstgerechte Empörung geraubt. »Über die anderen gibt es nicht viel zu sagen. Schon weil das ganz unbedeutende Ausschüsse waren, in denen Moro mitarbeitete, die Sorte, in die normalerweise bloß Neuparlamentarier oder solche ohne Beziehungen berufen werden.«

»Verstehe«, sagte Brunetti gefaßt. »Aber kennst du trotzdem jemanden aus einem dieser Ausschüsse?«

Er fürchtete schon, er habe es zu weit getrieben und Perulli würde seine Frage abweisen oder die Unterredung aus Termingründen für beendet erklären, aber nach einigem Überlegen antwortete der Abgeordnete doch: »Den einen oder anderen kenne ich zwar, aber nur flüchtig.«

»Könntest du mit ihnen reden?«

»Worüber?« fragte Perulli, sofort mißtrauisch geworden.

»Moro.«

»Nein.« Diesmal kam die Antwort prompt und entschieden.

»Und warum nicht?« erkundigte sich Brunetti, obwohl er ziemlich sicher war, den Grund zu kennen.

»Weil du am Telefon gesagt hast, du willst mir ein paar

Fragen stellen. Davon, daß ich deine Arbeit tun soll, war nicht die Rede.« Perulli war regelrecht in Wallung geraten. Rote Flecken, so groß wie Golfbälle, flammten auf seinen Wangen auf. Er sah Brunetti herausfordernd an, doch der blieb stumm, und das schien ihn erst recht in Rage zu bringen. »Ich weiß nicht, warum du dich für Moro interessierst, aber es ist auf alle Fälle gut, daß man den Mann mal genauer unter die Lupe nimmt.«

»Und warum?« fragte Brunetti.

Perulli stellte die übereinandergeschlagenen Beine wieder nebeneinander, beugte sich mit dem Oberkörper bis zu den Knien vor und stach mit dem rechten Zeigefinger in die Luft wie mit einem Taktstock: »Weil er ein scheinheiliger Hund ist mit seinem ewigen Gerede von Betrug und Unlauterkeit und ...« Hier rutschte seine Stimme unversehens in eine tiefere Tonlage, und er dehnte die Endsilben der Wörter ganz so, wie Moro es zu tun pflegte. »Wir dürfen unsere Verantwortung den Bürgern gegenüber nicht länger vernachlässigen«, fuhr er mit seiner hämisch übertriebenen Parodie fort. »Und unsere Ämter und dieses Hohe Haus nicht weiter so behandeln, als wären sie der Trog und wir eine Herde Schweine.«

Brunetti war darauf gefaßt, daß es noch eine Weile so weitergehen würde, denn Augusto hatte nie gewußt, wann ein Witz ausgereizt war. Doch zu seiner Überraschung brach Perulli seinen Auftritt als Moro-Imitator ebenso abrupt ab, wie er ihn begonnen hatte. Aber der Versuchung, Brunetti ein letztes Mal mit ihm zu reizen, konnte er nicht widerstehen. »Falls er was ausgefressen hat, wundert mich das gar nicht: Er ist eben auch nicht anders als wir.«

»Die ihr mit den Vorderbeinen im Trog steht?« fragte Brunetti sanft.



Genausogut hätte er den anderen ins Gesicht schlagen können. Perulli schoß nach vorn, und seine Rechte schnappte nach Brunettis Kehle. Vor lauter Wut übersah er den niedrigen Tisch zwischen ihnen, prallte mit dem Schienbein dagegen und flog mit voller Wucht über die Tischplatte.

Brunetti war geistesgegenwärtig aufgesprungen. Als er Perulli wie benommen auf dem Boden landen sah, bückte er sich, um ihm aufzuhelfen, stutzte und zog die ausgestreckte Hand wieder zurück. Gespannt rückte er näher und neigte sich tiefer, um besser sehen zu können. Perullis nackenlange Haare waren im Sturz nach vorn gefallen, wodurch hinter seinem linken Ohr eine kleine sichelförmige Narbe sichtbar wurde. So also hatte er sich sein jugendliches Aussehen bewahrt! Voll Genugtuung darüber, Perullis Geheimnis entdeckt zu haben, richtete Brunetti sich auf. Er wartete noch, bis Perulli die Knie anzog und die Handflächen neben sich auf den Boden stemmte, dann machte er kehrt und verließ die Wohnung.

Als er auf die Straße hinaustrat und auf die Uhr sah, stellte Brunetti überrascht fest, daß es schon fast fünf war. Plötzlich hatte er großen Hunger, stand aber vor dem Problem, daß er sich genau auf halbem Weg zwischen dem Präsidium und seiner Wohnung befand. Was er zu Hause an Eßbarem vorfinden würde, wußte er nicht; außerdem wäre es, bis er heimkam und sich etwas zurechtgemacht hatte, zu spät, um noch einmal in die Questura zurückzukehren. Also lenkte er seine Schritte nach San Marco und rief sich jede Bar oder Trattoria ins Gedächtnis, die er auf dem Weg dorthin kannte. Was ihn in dieser Richtung erwartete, war indes so wenig verlockend, daß er kurzerhand wieder kehrtmachte und via Campo Sant' Angelo zum Campo San Fantin zurückging. Natürlich war es lächerlich, sich so aufzuführen, denn er hatte schließlich aus freien Stücken aufs Mittagessen verzichtet, trotzdem badete er bald in einer Woge von Selbstmitleid: Da verausgabte man sich rastlos im Dienst, gab von früh bis spät sein Bestes, und dann überfiel einen der Hunger um eine Zeit, zu der man nirgendwo etwas zu essen bekam.

Unvermittelt fiel ihm eine der wenigen Geschichten ein, die sein Vater vom Krieg erzählt hatte. Allerdings in immer anderen Variationen, weshalb sie sich in Brunettis Erinnerung ziemlich verworren ausnahm. Kurz nach Kriegsende, als sein Vater, eben aus der Gefangenschaft entlassen, mit zwei Kameraden durch Niedersachsen marschiert war, hatte sich ihnen ein streunender Hund angeschlossen, der wie durch ein Wunder heil unter einem zerbombten Haus hervorgekrochen kam. Am nächsten Tag

verzehrten die Männer den Hund. Für Brunetti hatte diese Geschichte im Lauf der Jahre eine geradezu magische Faszination gewonnen, und sie kam ihm immer dann in den Sinn, wenn jemand übers Essen sprach, als handele es sich um ein modisches Accessoire und kein Grundbedürfnis des täglichen Lebens. Er brauchte nur zu hören, wie eine von Paolas Freundinnen sich über ihre empfindliche Verdauung ausließ und beteuerte, daß sie keinesfalls Gemüse kaufen würde, das neben Knoblauch gelegen hatte, und schon fiel ihm jene Geschichte ein. Ja, er erinnerte sich, wie er einmal an einer Tafel einem Mann gegenübergesessen hatte, der den anderen Gästen versicherte, es sei ihm unmöglich, Fleisch zu essen, das nicht von seinem Metzger stammte; er schmecke den Unterschied sofort heraus. Als der Mann geendet hatte und sein feiner Gaumen gebührend bewundert worden war, da hatte Brunetti die Geschichte von dem Hund zum besten gegeben.

In einer Bar am Campo San Fantin genehmigte er sich zwei *tramezzini* und ein Glas Weißwein. Während er an der Theke stand, kam eine attraktive dunkelhaarige Frau herein und bestellte einen Kaffee. Sie trug einen enganliegenden Mantel mit Leopardenmuster und einen ausgefallenen Hut, der aussah wie eine schwarze Pizza, die auf einer Kippa schwebte. Brunetti beobachtete sie, während sie an ihrem Kaffee nippte; und nicht nur er, jeder Mann in der Bar hatte bloß noch Augen für sie. Vermutlich waren sie allesamt dankbar dafür, daß dieses reizende Geschöpf hereingeschneit kam, um ihre Herzen zu erheben und ihnen den Tag zu verschönen.

Beschwingt verließ Brunetti die Bar und kehrte in die Questura zurück. Als er sein Büro betrat, lag auf dem Schreibtisch ein neuer Schnellhefter, und als er ihn aufschlug, fand er darin zu seinem Erstaunen den noch gar

nicht erwarteten Obduktionsbericht über Ernesto Moro. Was Venturi wohl im Schilde führte, an was für Intrigen oder Machtspielen beteiligte er sich und gegen wen? Dafür, daß er sich mit der Obduktion so beeilt hatte, konnte es nur eine Erklärung geben: Er warb um Brunettis Gunst, und auf die war er nur dann angewiesen, wenn er einen Angriff auf einen tatsächlichen oder vermeintlichen Rivalen plante, sei es bei der Polizei, sei es in der Rechtsmedizin. Doch für den Augenblick verschob Brunetti alle weiteren Spekulationen über Venturis Motive und vertiefte sich erst einmal in den Bericht.

Ernesto Moro war zum Zeitpunkt seines Todes kerngesund gewesen: keinerlei Krankheiten, nicht mal einen defekten Zahn; allerdings war in der Kindheit eine kieferorthopädische Korrektur vorgenommen worden. Am linken Bein fanden sich Spuren einer vielleicht zehn Jahre alten, vollständig verheilten Fraktur; Mandeln und Blinddarm waren noch vorhanden.

Todesursache: Erdrosseln. Wie tief der Körper gefallen war, ehe sich die Schlinge straffte, ließ sich nicht mehr rekonstruieren, aber der Druck hatte nicht ausgereicht, dem Jungen das Genick zu brechen, sondern er war erstickt. Wie Venturi eigens anmerkte, kein schneller Tod: Der Hals war vorn und an der rechten Seite wund gescheuert, Verletzungen, die von dem Strick herrührten und den Schluß zuließen, daß der Junge in den letzten Minuten verzweifelt um sein Leben gekämpft hatte. Ferner waren noch die genauen Ausmaße der Duschkabine angeführt, in der die Leiche geborgen wurde, sowie die maximale Armspanne des Jungen. Brunetti dachte an die wild rotierenden Kratzspuren an den Kachelwänden.

Die Analyse des Mageninhalts ergab, daß der Tod aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen Mitternacht und drei

Uhr morgens eingetreten war. Der Drogentest war negativ ausgefallen, und zu seiner letzten Mahlzeit hatte der Junge offenbar nur mäßig Wein getrunken, kaum mehr als ein Glas und keinesfalls so viel, daß seine Urteilsfähigkeit davon in irgendeiner Weise beeinträchtigt war.

Brunetti schob die Blätter in den Ordner zurück und ließ ihn aufgeschlagen auf dem Schreibtisch liegen. Der Bericht enthüllte alles und nichts. In einem ersten Schritt versuchte der Commissario, das Wissen um Signora Moros angeblichen Jagdunfall auszuklammern und den Tod ihres Sohnes davon losgelöst zu sehen. In dem Fall kam als Motiv entweder eine schwere Enttäuschung in Betracht, die der Junge nicht verwunden hatte, oder der verzweifelte Racheakt eines Gedeemütigten an seinem Peiniger. Aber sobald man die Mutter wieder in die Gleichung aufnahm, vermehrten sich die Motive schlagartig. Der Junge rückte aus dem Zentrum des Geschehens, war nicht länger die treibende Kraft, sondern wurde zur Figur in einem von anderen gelenkten Spiel.

Wer immer in diesem Spiel geopfert werden sollte, überlegte Brunetti weiter: Die Mutter konnte es nicht sein, denn sie hatte überlebt. Blieb also nur noch der Vater. Was ihn freilich auch nicht weiterbrachte, denn solange er nicht wußte warum oder für wen Moro zur Zielscheibe geworden war, blieben alle Spekulationen so wertlos wie die dürftigen Informationen, auf die er sie stützte.

Signorina Elettras Erscheinen setzte seinen fruchtlosen Grübeleien ein Ende. »Haben Sie schon gelesen?« fragte sie und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Obduktionsbericht.

»Ja. Was halten Sie davon?«

»Ich verstehe nicht, warum ein Junge wie der sich

umbringen wollte. Es ergibt überhaupt keinen Sinn.«

»So ungewöhnlich ist das leider nicht, daß junge Menschen sich das Leben nehmen.«

Eine Bemerkung, die ihr sichtlich weh tat. »Aber warum?« fragte sie, mit einem Ordner in der Hand vor seinen Schreibtisch tretend.

»Einer der Kadetten drüben auf der Giudecca, den ich das auch gefragt habe, hat mir geantwortet, ihn belaste der Gedanke an eine ungewisse Zukunft und die Angst, daß seine Generation vielleicht gar keine mehr hätte.«

»Das ist doch Unsinn!« rief sie ärgerlich. »Es gibt immer eine Zukunft.«

»Ich wiederhole ja nur, was der Junge gesagt hat.«

»Ein Kadett?« fragte sie.

»Ja.«

Nach langem Schweigen bekannte sie zögernd: »Ich bin eine Weile mit einem gegangen.«

Sofort war Brunettis Neugier geweckt. »Wann? In Ihrer Schulzeit?« fragte er.

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem verschmitzten Lächeln. »Bestimmt nicht letzte Woche«, versetzte sie trocken. »Ja, ich war achtzehn damals.« Doch nach einem grüblerischen Blick zu Boden korrigierte sie: »Nein, ich war sogar erst sechzehn. Das ist die Erklärung.«

Brunetti erkannte sein Stichwort. »Erklärung wofür?«

»Dafür, daß ich es so lange ausgehalten habe mit ihm.«

Brunetti erhob sich halb aus seinem Sessel und wies auf den Stuhl gegenüber. »Bitte, nehmen Sie doch Platz.« Signorina Elettra strich den Rock hinten glatt, bevor sie sich hinsetzte, und nahm dann den Ordner flach auf den Schoß.

»Was mußten Sie denn aushalten?« fragte Brunetti verwundert, weil er sich eine Signorina Elettra, die sich gegen ihren Willen etwas aufzwingen ließ, kaum vorstellen konnte.

»Beinahe hätte ich jetzt gesagt: daß er Faschist war, wie der ganze Verein damals und wahrscheinlich auch heute noch, aber das wäre vielleicht doch übertrieben. Also sage ich nur, daß *er* ein eingebildetes Großmaul mit rechtsextremen Ansichten war, wie die meisten seiner Freunde.« Brunetti kannte sie lange genug, um zu wissen, wann sie, bildlich gesprochen, nur *sofleggierte* und wann sie zu einer Arie anhob; diesmal tippte er auf letzteres.

»Aber das haben Sie damals nicht erkannt?« fragte er und bot ihr mit diesem Kürzestrezitativ den Einstieg für ihre Arie.

»Na ja, wenn wir sie damals in ihren schmucken Uniformen durch die Stadt flanieren sahen, meine Freundinnen und ich, dann hielten wir sie für die aufregendsten und tollsten Jungs von der Welt. Wenn einer von ihnen uns ansprach, war es, als habe der Himmel sich aufgetan und ein Gott sei zu uns herabgestiegen. Und dann war da einer ...«

Sie stockte, suchte nach den richtigen Worten, gab endlich auf und sagte nur: »Renzo hieß er, und wir gingen miteinander.«

»Gingen miteinander?« half er nach.

»Ins Café oder spazieren, runter in die Giardini, wo wir uns auf eine Bank setzten und redeten. Das heißt«, verbesserte sie sich mit einem reumütigen Lächeln, »ich durfte eigentlich nur zuhören. Man könnte dafür fast ein neues Wort einführen: Hörhaltung statt Unterhaltung. Das ist alles, was ich bekam, wenn wir zusammen waren, eine Hörhaltung.«

»Vielleicht haben Sie ihn auf diese Weise schneller kennengelernt«, versetzte Brunetti trocken.

»Ja«, entgegnete sie schroff. »Und wie ich ihn kennengelernt habe!«

Er wußte nicht recht, welche Frage nun angebracht wäre. »Und wie kommt es, daß Sie jetzt so bitter über ihn urteilen?«

»Ihn als eingebildetes Großmaul mit rechtsextremen Ansichten hinstelle?«

»Ja.«

»Sie erinnern sich doch noch an Barbara?« fragte sie und meinte ihre ältere Schwester.

»Ja.«

»Sie studierte damals in Padua, und wir sahen uns höchstens am Wochenende. Renzo und ich, wir gingen ungefähr drei Wochen miteinander, als Barbara wieder einmal nach Hause kam, und ich wollte unbedingt, daß sie ihn kennenlernte. Ich fand ihn so wunderbar, so gescheit, so weltläufig.« Sie quittierte ihre jugendliche Verblendung mit einem bitteren Lachen. »Denken Sie nur, weltläufig. Mit achtzehn!« Aber dann holte sie tief Luft, lächelte ihn an, und er wußte, die Geschichte würde doch noch ein gutes Ende nehmen.

»Wenn wir zusammen waren, redete er dauernd über Politik und Weltgeschichte und all das, worüber Barbara und meine Eltern zu Hause auch immer diskutiert hatten. Nur daß er ganz andere Ansichten vertrat als sie. Aber er hatte tiefblaue Augen und daheim in Mailand ein eigenes Auto, ein Kabrio.« Wieder lächelte sie in Erinnerung an das Mädchen, das sie gewesen war, und seufzte.

Als sie nicht von allein weiterredete, half er nach: »Und hat Barbara ihn kennengelernt?«



»O ja, und die beiden waren sich spinnefeind, kaum daß sie drei Worte miteinander gewechselt hatten. Er hielt sie offenbar für eine gefährliche Kommunistin, und für sie war er ein Faschistenschwein.« Wieder lächelte Elettra den Commissario an.

»Und?«

»Einer von beiden hatte recht.«

Brunetti lachte herzlich und fragte: »Wie lange haben Sie denn gebraucht, um das einzusehen?«

»Ach, ich glaube, ich wußte es von Anfang an, aber er hatte eben diese Augen. Und dann das Kabrio.« Sie lachte.

»Renzo trug ein Foto davon in seiner Brieftasche.«

Brunetti konnte sich eine derart hoffnungslos verblendete Signorina Elettra erst kaum vorstellen, aber dann dachte er einen Augenblick nach und stellte fest, daß ihre Geschichte ihn eigentlich gar nicht so sehr überraschte.

»Und wie ging es weiter?«

»Na ja, kaum daß wir zu Hause waren, hat Barbara ihn in der Luft zerrissen, und – wie heißt es in dem Bibelspruch? – ›Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen‹? Sehen Sie, mir erging es ganz ähnlich. Ich mußte nur, statt ihn wahllos anzuhimmeln, richtig hinhören und mir klarmachen, wofür er schwärmte – da hatte ich bald raus, was für ein widerlicher Typ er war.«

»Und wofür schwärmte er?«

»Für das gleiche, wovon Leute wie er immer schwärmen: Nationalstolz, den Rückhalt des Staates in der Familie, den Heldenmut der Männer in Kriegszeiten.« Hier hielt sie inne und schüttelte den Kopf wie jemand, der sich von einer Last befreit. »Schon erstaunlich, was man sich alles anhören kann, ohne zu merken, wie blöd es

ist.«

»Blöd?«

»Na ja, wenn die, die's verzapfen, noch halbe Kinder sind, dann ist es wohl einfach Blödsinn. Erst wenn Erwachsene genauso reden, wird's gefährlich.«

»Und dieser Renzo, was ist aus ihm geworden?«

»Keine Ahnung, ich nehme an, er hat seinen Abschluß gemacht, ist zur Armee gegangen und hat irgendwann Gefangene in Somalia gefoltert. Das hätte zu ihm gepaßt.«

»Sie meinen, er war gewalttätig?«

»Nein, eigentlich nicht, aber sehr leicht verführbar. Und er schwor auf Ehre und Disziplin und einen Staat, der durchgreift, und all das. Es lag wohl in der Familie. Sein Vater war, glaube ich, General, Renzo kannte nichts anderes.«

»So wie es auch bei Ihnen in der Familie liegt, nur mit umgekehrtem Vorzeichen?« meinte Brunetti lächelnd. Da er auch ihre Schwester kannte, wußte er, wo die Zorzis politisch standen.

»Genau, in meiner Familie hat nie jemand das Hohelied auf Ordnung und Disziplin und einen starken Staat gesungen«, erklärte sie mit unverhohlenem Stolz.

Bevor Brunetti darauf antworten konnte, sprang sie so hastig auf, als sei ihr plötzlich bewußt geworden, wie viel von sich sie preisgegeben hatte. Dann beugte sie sich vor und legte ihm den Ordner auf den Schreibtisch. »Das ist eben eingegangen, Signore«, sagte sie so förmlich, als hätten sie nicht eben noch im vertrautesten Ton miteinander gesprochen.

»Ich danke Ihnen«, antwortete er.

»Was da drinsteht, dürfte soweit verständlich sein, aber falls Sie zusätzliche Informationen brauchen, rufen Sie

mich an.«

Sie schlug nicht vor, daß er einfach zu ihr ins Büro kommen oder sie noch einmal heraufbitten solle. Mithin war die Diensthierarchie wiederhergestellt, waren die Grenzen vorschriftsgemäß abgesteckt.

»Gewiß«, sagte er, und als sie sich zur Tür wandte, dankte er ihr noch einmal.

Der Ordner enthielt fotokopierte Zeitungsartikel über Fernando Moros Laufbahn als Arzt und Politiker, wobei offenbar eine Karriere die andere befördert hatte: Öffentlich in Erscheinung getreten war der Dottore erstmals vor sechs Jahren als einer der Inspektoren, die die medizinische Versorgung im Veneto untersuchten. Er hatte in seinem Abschlußbericht die von der Regionalverwaltung veröffentlichten Zahlen in Frage gestellt, welche sich im Patienten-Arzt-Verhältnis einer Quote rühmten, die zu den besten in ganz Europa zählte. Wie der Moro-Report aufdeckte, waren in diese glänzende Statistik drei erst in der Planung begriffene Kliniken mit einbezogen worden, die medizinische Versorgung auf höchstem Niveau versprachen. Da die dafür benötigten Gelder nicht nur bewilligt, sondern auch bereits ausgegeben worden waren, fanden die geplanten Einrichtungen mit all ihren hochmodernen Dienstleistungen Eingang in jene Statistik, bei deren Bekanntgabe die Öffentlichkeit nicht mehr aus dem Staunen herauskam, attestierte sie doch dem Veneto das europaweit beste Gesundheitssystem.

Erst Fernando Moros Bericht enthüllte die peinliche Wahrheit, daß diese drei Vorzeigekliniken leider nur auf dem Papier existierten. Sobald man aber deren Dienstleistungspalette aus der Kalkulation herausnahm, sank das Niveau der Gesundheitsfürsorge im Veneto auf den Stand, der den Patienten vertraut war: etwas schlechter als in Kuba, aber deutlich besser als im Tschad.

Nach diesem Bericht war Moro von der Presse zum Helden erkoren und in der Öffentlichkeit als solcher

gefeiert worden. Nur die Verwaltung des Krankenhauses, in dem er damals tätig war, glaubte auf einmal, seine mannigfachen Talente besser nutzen zu können, indem sie ihm die Leitung des angegliederten Altenheims übertrug. Seinen Einwand, daß er als Onkologe auch in die onkologische Abteilung gehöre, tat man als falsche Bescheidenheit ab und veranlaßte seine Versetzung bei gleichbleibenden Bezügen.

Daraufhin beschloß Moro, für ein politisches Amt zu kandidieren, bevor sein Name wieder aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwand; vielleicht eine taktische, darum aber nicht weniger folgenreiche Entscheidung.

Moro hatte einmal den Satz geprägt: Seine lange Erfahrung mit unheilbar Kranken sei vielleicht die beste Vorbereitung auf eine Parlamentskarriere, die man sich wünschen könne. Ein Bonmot, das er, so wurde gemunkelt, zu vorgerückter Stunde und im kleinsten Kreis gern näher verdeutlichte. Natürlich kam das auch seinen Parlamentskollegen zu Ohren und mag sehr wohl Einfluß darauf gehabt haben, welchen Ausschüssen Moro künftig zugeteilt wurde.

Bei der Lektüre dieser Artikel, die allesamt vorgaben, objektiv und sachlich zu berichten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die politische Couleur ihres Blattes oder Redakteurs zu verleugnen, merkte Brunetti, wie voreingenommen er selber war. Er kannte Moro, zumindest vom Hörensagen, seit vielen Jahren und war, da er mit seiner politischen Linie sympathisierte, geneigt, seine Partei zu ergreifen und an seine Aufrichtigkeit zu glauben. Wie gefährlich so eine vorgefaßte Meinung war, besonders für einen Polizisten, wenn er ermittelte, war ihm durchaus bewußt. Doch Moro zählte wohl kaum zum Kreis der Verdächtigen: Sein namenloser Schmerz erhob ihn über jeden Verdacht, am Tode seines Sohnes beteiligt

gewesen zu sein.

»So wahr ich einen Sohn, so wahr ich eine Seele habe.«

Brunetti blickte verlegen zur Tür, als er merkte, daß er laut vor sich hin gesprochen hatte, aber es war niemand da, der ihn hätte belauschen können. Er las weiter, doch die restlichen Artikel wiederholten nur die Informationen, die er bereits den ersten entnommen hatte. So anzüglich der Ton mancher Journalisten auch war, so raffiniert sie ihre fadenscheinigen Argumente ausschmückten – an der Integrität des Doktors konnte selbst der dümmste Leser nicht zweifeln.

Ungenierte Häme schimmerte erstmals in einigen der Artikel durch, die sich mit Moros überstürztem Rücktritt befaßten, während er in jedem Interview beteuerte, daß ausschließlich »persönliche Gründe« dafür verantwortlich seien. Ein Kommentar aus der Feder des bekanntesten Apologeten der Rechten warf die rhetorische Frage auf, was für ein Zusammenhang zwischen Moros Rücktritt und der vierzehn Tage zuvor erfolgten Verhaftung eines der letzten Mitglieder der Baader-Meinhof-Bande denkbar sei. »Vermutlich gar keiner«, murmelte Brunetti wieder halblaut vor sich hin, eine Marotte, die er sich bei der Lektüre dieser besonderen Zierde der freien Presse angewöhnt hatte.

Signora Moros Jagdunfall wurde in zwei kurzen Artikeln erwähnt, die jedoch nur die dünnen Fakten wiedergaben. Dafür stand im zweiten der Name der Familie, bei der Federica Moro damals zu Gast gewesen war.

Brunetti griff zum Telefon, wählte die Auskunft und verlangte die Nummer von Giovanni Ferro in Stadt oder Provinz Siena. Es waren zwei Anschlüsse gemeldet, und Brunetti notierte sich von beiden die Nummer.

Als er die erste wählte, meldete sich eine Frauenstimme.

»Signora Ferro?«

»Wer spricht da, bitte?«

»Commissario Guido Brunetti, ich rufe aus Venedig an.«

Er hörte ein erschrockenes Luftholen, dann fragte sie hastig und mit gepreßter Stimme: »Geht es um Federica?«

»Sie meinen Signora Moro?« fragte er zurück.

Die Frau war offenbar so verstört, daß sie nur ein gepreßtes »Ja« herausbrachte.

»Ihr ist nichts passiert, Signora, bitte glauben Sie mir. Ich rufe nur an, weil ich mich nach dem Vorfall von vor zwei Jahren erkundigen wollte.« Darauf erwiderte sie nichts, aber Brunetti hörte, wie sie am anderen Ende rasch und gehetzt atmete. »Können Sie mich hören, Signora? Ist Ihnen nicht wohl?«

Wieder blieb es lange still, und er fürchtete schon, sie würde auflegen oder habe es bereits getan, aber dann war ihre Stimme wieder da. »Wie, sagten Sie, war Ihr Name?«

»Commissario Guido Brunetti, von der venezianischen Polizei, Signora.« Wieder Schweigen. »Können Sie mich hören, Signora?«

»Ja«, sagte die Frau. »Ich höre Sie gut.« Und nach einer weiteren langen Pause fügte sie hinzu: »Ich rufe Sie zurück.« Dann war die Leitung tot, auch wenn Brunetti ihre ängstliche Stimme und der toskanische Akzent noch im Ohr klangen.

Und sie hat recht, dachte Brunetti, als er den Hörer auflegte, warum sollte sie glauben, daß ich der bin, für den ich mich ausbebe? Beweisen ließ sich das am Telefon nicht, und dann erkundigte er sich ausgerechnet nach einer Frau, die ebenjene Polizei, zu der er angeblich gehörte, nicht hatte schützen können. Zumindest hatte sie den Täter, der damals auf sie geschossen hatte, nie gefaßt.

Nach ein paar Minuten läutete das Telefon. Brunetti nahm gleich beim ersten Klingeln ab und meldete sich mit Namen.

»Gut«, sagte sie. »Ich wollte nur sichergehen.«

»Das ist sehr klug von Ihnen, Signora«, versetzte er.

»Aber nun wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben, und beunruhigen sich hoffentlich nicht mehr.«

»Ja, ja«, meinte sie und fragte dann: »Was wollen Sie über Federica wissen?«

»Es geht um diese Jagdverletzung vor zwei Jahren. Ich rufe Sie an, weil da möglicherweise eine Verbindung zu einem aktuellen Fall besteht. Wie die Presse berichtete, war Signora Moro bei Ihnen und Ihrem Gatten zu Gast, als der Unfall geschah.«

»Ja, das stimmt.«

»Könnten Sie mir Näheres darüber erzählen, Signora?«

Wieder entstand eine lange Pause, dann fragte sie: »Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Mit Signora Moro?«

»Ja.«

»Nein, bisher noch nicht«, sagte er und wartete auf eine Erklärung.

»Das sollten Sie aber. Reden Sie mit Federica.«

Sie legte eine so dringliche Betonung auf den Namen, daß es Brunetti ratsam schien, ihr unwidersprochen beizupflichten. »Das würde ich nur zu gern, Signora. Wenn Sie mir sagen, wo ich sie finde?«

»Ist sie denn nicht zu Hause?« fragte die Frau zurück, und schon klang sie wieder ganz ängstlich.

Brunetti versuchte sie zu beschwichtigen. »Ich hatte noch keine Zeit, sie ausfindig zu machen«, erklärte er.



»Sie sind die erste, die ich angerufen habe.« Dabei fühlte er sich wie ein Gletscherforscher, vor dem sich plötzlich ein gewaltiger Spalt auftut: Bisher hatte er den Tod von Signora Moros Sohn mit keiner Silbe erwähnt, und jetzt war es zu spät dafür. »Ist sie hier, bei Ihrem Mann?«

»Die beiden leben getrennt«, erwiderte sie, mit einemmal ganz kühl und unverbindlich.

»Ach, das wußte ich gar nicht. Aber Signora Moro wohnt noch hier in Venedig?«

Er war fast sicher, was in ihrem Kopf vorging, während sie die Antwort hinauszögerte. Dieser Polizist hatte Federicas Freundin gefunden; früher oder später würde er auch sie finden. »Ja«, sagte sie endlich.

»Könnten Sie mir die Adresse geben?«

Widerstrebend antwortete sie: »Bitte warten Sie einen Moment.« Brunetti hörte ein leises Knacken, als sie den Hörer hinlegte, dann blieb es lange still, und dann war ihre Stimme wieder da. »Die Adresse ist San Marco 2823«, sagte sie und gab ihm auch noch die Telefonnummer.

Brunetti bedankte sich und überlegte gerade, was er noch fragen könnte, als Signora Ferro sagte: »Wenn Sie anrufen, lassen Sie es einmal klingeln, dann legen Sie auf und rufen noch mal an. Andernfalls geht Federica nicht ans Telefon.«

»Das kann ich verstehen, Signora«, sagte er und hatte wieder Ernesto Moros erschlafenen Leichnam vor Augen, nur daß er in seiner Erinnerung plötzlich aussah wie der Geist eines der Söhne des unglücklichen Grafen Ugolino.

Als Signora Ferro das Gespräch beendet hatte, saß Brunetti da und stellte fest, daß er nach diesem Anruf kaum mehr wußte als zuvor.

Unterdessen lag sein Büro fast im Dunkeln. Die blasse Spätherbstsonne war hinter dem Horizont versunken, und die Ziffern auf dem Tastenfeld seines Telefons waren kaum noch zu erkennen. Als er zur Tür ging und das Licht anknipste, verblüffte ihn der ungewohnte Anblick seines Schreibtischs, den er offenbar während des Gesprächs mit Signora Ferro selbstvergessen aufgeräumt hatte: In der Mitte türmte sich ein Stoß Akten, daneben lag ein Blatt Papier mit einem genau waagrecht darauf plazierten Stift. Unwillkürlich erinnerte er sich an die zwanghafte Ordnung im Haus seiner Mutter, bevor sie dem Altersschwachsinn verfiel, der sie nicht mehr loslassen sollte, und daran, wie explosionsartig dieser wohlgeordnete Haushalt in den letzten Monaten, bevor sie ins Heim kam, in Auflösung geriet.

Als er wieder am Schreibtisch saß, fühlte er sich plötzlich so erschöpft, daß er am liebsten die Augen geschlossen und den Kopf auf die Tischplatte gelegt hätte. Über zehn Stunden waren vergangen, seit man ihn und seine Leute nach San Martino gerufen hatte, Stunden, in denen Tod und Leid sich in ihn eingesogen hatten wie Tinte in ein Löschblatt. Nicht zum ersten Mal in seiner Laufbahn stand er vor der Frage, wie lange er diesen Beruf noch würde ausüben können. Früher hatte er sich in solchen Momenten mit der Aussicht auf einen erholsamen Urlaub getröstet, und oft hatten ein paar Wochen Abstand von der Stadt und ihren Verbrechen sein Gemüt tatsächlich wieder aufgeheitert, zumindest solange er fort war. Doch er konnte sich nicht vorstellen, daß irgendein räumlicher oder zeitlicher Abstand gegen dieses Gefühl der Ohnmacht und Sinnlosigkeit helfen würde, das jetzt allenthalben auf ihn einstürmte.

Er hätte versuchen sollen, Signora Moro zu erreichen, befahl sich auch, nach dem Telefon zu greifen, aber er

brachte es nicht fertig. Wer war es doch gleich, dessen Blick Menschen zu Stein verwandeln konnte? Der Basilisk? Die Meduse? Er sah sie vor sich: die Schlangen, die ihr Haupt wie zerzauste Locken umzüngelten, den schmerzvoll aufgerissenen Mund, den irren Blick, aber er wußte nicht mehr, wer sie gemalt oder in Stein gehauen hatte.

Sein Aufbruch aus der Questura glich einer Flucht. Zumindest empfand er es so, als er dem wohlgeordneten Schreibtisch den Rücken kehrte und, ohne den Stuhl zurechtzurücken oder die Tür zu schließen, aus dem Präsidium stürmte und wie gehetzt nach Hause lief.

Seine Nase brachte ihn wieder zur Besinnung. Kaum daß er die Wohnungstür geöffnet hatte, schlugen ihm aus der Küche köstliche Düfte entgegen: irgendein Braten, wahrscheinlich Schwein, dazu eine so durchdringende Knoblauchwürze, als hätte Paola ein ganzes Beet abgeerntet und mit dem Fleisch ins Rohr geschoben.

Als er an der Garderobe sein Jackett aufhängte und dabei merkte, daß er die Aktenmappe im Büro vergessen hatte, zuckte er nur gleichgültig mit den Schultern. Er hatte gehofft, seine Familie bereits um den Tisch versammelt zu finden, aber die Küche war leer bis auf die Knoblauchschwaden, die einem hohen Topf entstiegen, der auf kleiner Flamme köchelte.

Brunetti sog den Duft in vollen Zügen ein und versuchte das dazugehörige Gericht auszumachen. Er war ihm so vertraut wie eine liebgewordene Melodie, von der man nur nicht weiß, aus welchem Stück sie stammt. Vielleicht würden die Zutaten weiterhelfen: Tomaten, ein Hauch Rosmarin, etwas Fischiges wie Muscheln oder Shrimps – eher Shrimps – und vielleicht noch Möhren. Und über allem Knoblauch, ein Meer von Knoblauch. Brunetti beschwor die Verzweiflung herauf, die ihn vorhin im Büro

überkommen hatte, und atmete ganz tief, in der Hoffnung, der Knoblauch würde sie verjagen. Wenn man damit Vampire austreiben konnte, dann mußte sein Kräuterzauber doch auch gegen etwas so Banales wie Verzweiflung wirken. Mit geschlossenen Augen lehnte er sich gegen den Türstock und sog den würzigen Duft ein, bis eine Stimme hinter ihm sagte: »Das ist aber nicht die stolze Haltung eines Ritters der Unterdrückten und Entrechteten.«

Paola küßte ihn auf die Wange, ohne ihn richtig anzusehen, und schlüpfte an ihm vorbei in die Küche.

»Ist das Guglielmos Suppe?«

»Erraten«, sagte sie, hob den Deckel vom Topf und rührte mit einem langen Holzlöffel darin herum. »Zwölf Knoblauchzehen«, flüsterte sie in einem Ton, der an Ehrfurcht grenzte.

»Und wir haben es noch jedesmal überlebt«, ergänzte Brunetti.

»Was beweist, daß dieses Rezept im Himmel erdacht wurde«, schwärmte Paola.

»Und, wenn man Guglielmo glauben darf, obendrein noch gegen Würmer und zu hohen Blutdruck hilft.«

»Auf jeden Fall wird es dir morgen auf dem Vaporetto einen Sitzplatz sichern.«

Brunetti lachte und spürte dankbar, wie die düstere Stimmung von vorhin langsam wich. Er dachte an ihren gemeinsamen Freund Guglielmo, der während seiner vier Auslandsjahre als Militärattaché in Kairo Arabisch gelernt hatte, zum koptischen Christentum übergetreten und damit reich geworden war, daß er archäologische Funde in Militärflugzeugen außer Landes schaffte. Da er außerdem ein passionierter Feinschmecker war, hatte er bei seiner Rückkehr eine Vielfalt von Rezepten mitgebracht, die

meist ungeheuerere Mengen Knoblauch verlangten.

»Stimmt es, daß man in Mumiensärgen getrockneten Knoblauch gefunden hat?« fragte Brunetti und stieß sich vom Türstock ab.

»Den würdest du vermutlich auch in den Taschen von Guglielmos Galauniform finden«, versetzte Paola, während sie den Deckel wieder schloß und ihren Mann zum ersten Mal ins Auge faßte. »Guido, was ist los mit dir?« fragte sie mit gänzlich veränderter Stimme.

Sein Lächeln mißlang kläglich. »War 'n schlechter Tag.«

»Ja?«

»Ein Selbstmord, der vielleicht keiner ist.«

»Wer?«

»Ein Junge.«

»Wie alt.«

»Siebzehn.«

Paola verstand sofort. Erst war sie wie erstarrt, dann holte sie tief Luft und schüttelte den Kopf, als wollte sie eine abergläubische Anwandlung verscheuchen, und legte ihm die Hand auf den Arm. »Komm, sag mir alles.«

Brunetti wußte selber nicht, warum, vielleicht weil auch er abergläubisch war, jedenfalls vermied er es, Paola anzusehen, während er ihr von Ernesto Moro erzählte. Er holte zwei Gläser, nahm eine Flasche Tocai Friulano aus dem Kühlschrank und hantierte so umständlich mit dem Korkenzieher, daß er zum öffnen des Weins ebenso lange brauchte wie für seinen Bericht. »Er war Kadett in San Martino. Heute morgen erhielten wir einen Anruf von der Giudecca, und als wir hinkamen, fanden wir ihn im Waschraum, erhängt. Das heißt, Vianello hat ihn gefunden.«

Brunetti goß den Wein ein und reichte Paola ihr Glas.

Statt es zu nehmen, fragte sie: »Und wer war er?«

»Der Sohn von Fernando Moro.«

»Dottor Moro?«

»Ja«, sagte Brunetti und drückte ihr das Glas in die Hand.

»Weiß er es schon?«

Brunetti stellte sein Glas hin, wandte sich ab und suchte, um sich abzulenken, im Kühlschrank nach etwas Eßbarem. Mit dem Rücken zu ihr würgte er ein knappes »Ja« heraus.

Paola sah schweigend zu, wie er einen Plastikbehälter mit Oliven aufschraubte und auf die Küchentheke stellte. Doch beim Anblick der prallen dunklen Früchte, die in gelblichem Öl schwammen, verging ihm der Appetit, und er griff lieber wieder zu seinem Glas. Endlich konnte er Paolas forschendem Blick nicht länger ausweichen.

»Mußtest du es ihm sagen?«

»Er kam dazu, als wir die Leiche bargen. Später habe ich ihn dann zu Hause aufgesucht und mit ihm gesprochen.«

»Heute?« fragte sie, und es klang entsetzt, fassungslos.

»Ich war nicht lange dort.« Er bereute sofort, daß er das gesagt hatte.

Paolas Blick sprach Bände, aber als sie seinen Gesichtsausdruck sah, ließ sie ihm die Bemerkung kommentarlos durchgehen. »Und die Mutter?« fragte sie nur.

»Ich weiß nicht, wo sie ist. Angeblich hier in der Stadt, ich habe auch eine Telefonnummer, aber ich konnte sie nicht anrufen.« Vielleicht lag es an dem Ton, in dem er dieses »ich konnte nicht« vorbrachte, daß Paola auch hier nicht einhakte.

Statt dessen fragte sie: »Wieso glaubst du, daß es kein

Selbstmord war?«

»Berufskrankheit«, sagte er lakonisch.

»Chronisches Mißtrauen?« fragte sie.

»So könnte man es nennen, ja«, antwortete Brunetti und genehmigte sich endlich einen Schluck. Und auch wenn er kaum Linderung verspürte, als der Wein ihm kühl und schwer über die Zunge floß, wußte er doch wieder, daß es Trost und Linderung gab auf dieser Welt.

»Möchtest du darüber reden?« fragte Paola, die nun ihrerseits den Wein probierte.

»Später vielleicht. Nach dem Essen.«

Sie nickte, nahm noch einen Schluck und stellte das Glas ab. »Wenn du noch ein Weilchen lesen möchtest, decke ich schon mal den Tisch. Die Kinder werden bald dasein.« Sie sagte es fast beiläufig, aber das Wort »Kinder« klang beiden in den Ohren wie die Versicherung, daß zumindest in ihrer Familie noch alles gut war. Gleich einem Pferd, das plötzlich die Gangart wechselt, um einer Grube vor seinen Vorderläufen auszuweichen, schlug sie plötzlich einen gekünstelt fröhlichen Ton an und fügte hinzu: »Und dann können wir essen.«

Brunetti ging ins Wohnzimmer. Er stellte das Glas auf den Tisch, setzte sich aufs Sofa und griff nach dem Buch, das er gerade las: die Lebensbeschreibung des byzantinischen Kaisers Alexios, aufgezeichnet von seiner Tochter Anna Comnena. Als Chiara eine halbe Stunde später hereinkam, um ihren Vater zum Essen zu rufen, hielt er das aufgeschlagene Buch im Schoß und starrte blicklos hinaus auf die Dächer der Stadt.

**S**osehr Brunetti auch gehofft hatte, daß ein Gespräch mit Paola ihm helfen würde, den Schock über den Tod des Jungen zu lindern, es gelang nicht. Sie waren schon zu Bett gegangen, und Paola lag zusammengekuschelt neben ihm, als er ihr endlich alles erzählte. Ein makabres Thema vor dem Einschlafen, wie er selber fand, trotzdem ließ er nichts aus und verschwieg auch nicht, daß er, statt sich mit Signora Moro in Verbindung zu setzen, in einem Anfall von Panik aus dem Büro geflüchtet war. Als er geendet hatte, stützte Paola sich mit dem Ellbogen aufs Kissen, blickte ihm von oben ins Gesicht und fragte: »Wie lange wirst du das noch aushalten, Guido?«

Er betrachtete abwechselnd ihr Profil im fahlen Mondschein und die Lichtreflexe der Terrassenfliesen im Spiegel an der Wand gegenüber.

Paola ließ ihm ein paar Minuten Zeit, dann versuchte sie es noch einmal: »Guido, ich hab dich was gefragt.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete er. »Darüber kann ich erst nachdenken, wenn der Fall abgeschlossen ist.«

»Aber wenn sie sagen, es war Selbstmord, dann ist er doch schon abgeschlossen, oder?«

»Ach, das zählt nicht«, sagte er wegwerfend. »Ich meine wirklich abgeschlossen.«

»Soll heißen für dich?« Wenn sie sonst so fragte, wollte sie ihn herausfordern, vielleicht sogar ein bißchen necken, aber heute abend ging es ihr nur darum, ihn zu verstehen.

»Ja, vermutlich«, gab er zu.

»Und wann wird es soweit sein?«

Er war so erschöpft, daß er die Augen kaum noch



offenhalten konnte. Eine wohlige Müdigkeit empfing ihn mit weichen Armen, um ihn in den Schlaf zu wiegen. Als er sich dieser fremden Umarmung für einen Moment überließ, weitete sich der Raum, und während der Schlaf sich über seine Lider senkte, zerfiel der Fall Moro in drei Ereignisse, die zufällig ein und dieselbe Familie betrafen. »Wenn die Zeichen verschwinden«, murmelte er und war auch schon eingeschlafen.

Am nächsten Morgen erwachte er ahnungslos wie ein Kind. Als die ersten vom Spiegel reflektierten Sonnenstrahlen sein Gesicht trafen und ihn aus dem Schlaf kitzelten, konnte er sich zunächst nicht erinnern, was gestern gewesen war. Er rutschte ein Stück nach rechts, und erst als sein Körper spürte, daß Paola nicht mehr neben ihm lag, schlug er die Augen auf, wandte den Kopf nach links, dem Glockenturm von San Polo zu, der so hell von der Sonne beschienen war, daß man sogar die grauen Betonkleckse ausmachen konnte, die das Mauerwerk zusammenhielten. Eine Taube segelte auf das Kranzgesims unter dem Turmdach zu, bremste kurz vor dem Ziel mit weit gespreizten Schwingen ab und legte eine weiche Landung hin. Zweimal drehte sie sich noch um die eigene Achse und trippelte flatternd hin und her, bevor sie, das Köpfchen unter den Flügel gesteckt, zur Ruhe kam.

Solange der Vogel sich bewegte, erinnerte er durch nichts an die Ereignisse des vergangenen Tages, aber kaum daß sein Kopf unter dem Flügel verschwand, sah Brunetti schlagartig Ernesto Moros Gesicht vor sich, das Vianello mit einem Zipfel des Paletots verhüllte.

Er stand auf und mied auf dem Weg ins Bad geflissentlich den Spiegel. Doch als er sich nach dem Duschen rasierte, konnte er dem eigenen Gesicht nicht

länger ausweichen, und da tauchten hinter den Augen, die ihn aus dem Spiegel ansahen, die matten, erloschenen Blicke all der gramgebeugten Eltern auf, denen er je hatte mitteilen müssen, daß sie ihr Kind niemals wiedersehen würden. Wie erklärte man den Tod eines Kindes? Und selbst wenn man ihn erklären konnte, wie hätte man mit Worten den wilden Schmerz eindämmen sollen, den eine solche Nachricht auslöste?

Paola und die Kinder waren längst fort, also verließ auch er das Haus, um auf dem Weg ins Präsidium in einer kleinen *pasticceria* zu frühstücken, wo die Unterhaltung sich auf belanglosen Small talk beschränken würde. Am Kiosk auf dem Campo Santa Marina kaufte er *Il Tempo* und *Il Gazzettino* und ging dann auf einen Kaffee und eine Brioche ins Didovich.

SELBSTMORD AN VENEZIANISCHER ELITESCHULE meldete *Il Tempo* im Lokalteil, während *Il Gazzettino* mit der Schlagzeile aufmachte: SOHN VON EX-ABGEORDETEN IN SAN MARTINO TOT AUFGEFUNDEN. In einem kleinen Infokasten konnten die Bürger von Venedig lesen, daß der Vater des Opfers aus dem Parlament ausgeschieden war, nachdem der zuständige Minister seinen heftig umstrittenen Gesundheitsreport zurückgewiesen hatte; daß die Polizei den Tod des Jungen untersuchte und daß die Eltern getrennt lebten. Ganz gleich, welche Informationen der Artikel im Innenteil noch liefern mochte: Nach diesem Einstieg würde sich bei jedem Leser unwillkürlich der Verdacht einstellen, daß die Eltern oder ihre Lebensweise irgend etwas mit dem Tod des Jungen zu tun hätten, ja womöglich sogar daran schuld seien.

»Schrecklich, nicht? Das mit diesem Jungen?« sagte eine Frau am Tresen zum Wirt und wies mit der Hand auf Brunettis Zeitung. Kopfschüttelnd biß sie in ihre Brioche.

»Was ist nur mit der heutigen Jugend los? Denen wird doch so viel geboten. Wieso sind sie immer noch unzufrieden?« fragte eine zweite Frau.

»Weil die Eltern sich nicht genug um sie kümmern«, behauptete wie aufs Stichwort eine dritte, ungefähr im gleichen Alter und mit klimakteriumsrot gefärbtem Haar. Klirrend setzte sie ihre Kaffeetasse auf die Untertasse. »Ich bin seinerzeit zu Hause geblieben und habe meine Kinder selber großgezogen, darum ist bei uns auch nie so was passiert.«

Ein Zuhörer aus einem fremden Kulturkreis hätte den Eindruck gewinnen können, Kindern berufstätiger Mütter bliebe hierzulande nur der Weg in den Selbstmord. Die drei Frauen schüttelten einmütig den Kopf über diesen neuerlichen Beweis für die Undankbarkeit der Jugend und die Verantwortungslosigkeit aller Eltern, sie selbst ausgenommen.

Brunetti faltete seine Zeitungen zusammen, zahlte und verließ die *pasticceria*. Von den gelben Postern an der Rückwand des Kiosks gellten ihm die nämlichen Schlagzeilen entgegen. Wenn ihn in diesem Fall etwas über die Verlogenheit der Presse hinwegtrösten konnte, dann höchstens die Gewißheit, daß solche Angriffe an den leidgeprüften Moros nur wirkungslos abprallen würden.

In der Questura ging er direkt in sein Büro, wo ihn auf dem Schreibtisch schon etliche neue Akten erwarteten. Er rief Signorina Elettra an, die sich mit den Worten meldete:

»Er will Sie umgehend sprechen.«

Inzwischen wunderte er sich nicht mehr darüber, daß Signorina Elettra immer gleich wußte, wer am Apparat war: Sie hatte einen stattlichen Anteil des Polizeietats

investiert, um sich von der Telekom eine Anlage installieren zu lassen, bei der unter anderem im Display die Nummer des Anrufers erschien. Leider erlaubte die angespannte Haushaltslage es nicht, noch weitere Büros mit solchen Komfortanschlüssen auszustatten. Brunetti wußte auch, wer mit dem namenlosen »Er« gemeint war, denn so titulierte sie nur ihren direkten Vorgesetzten, Vice-Questore Giuseppe Patta.

»Umgehend: jetzt gleich?«

»Ich würde sagen, umgehend gestern nachmittag.«

Also ließ Brunetti die Akten ungeöffnet liegen und lief nach unten. Er hatte erwartet, Signorina Elettra am Schreibtisch anzutreffen, aber ihr Zimmer war leer. Und als er den Kopf zur Tür hinausstreckte, war sie auch auf dem Flur nicht zu entdecken.

Da er Patta nur sehr ungern entgegentrat, ohne zu wissen, in welcher Stimmung er war oder weshalb er ihn sprechen wollte, erwog Brunetti, wieder hinaufzugehen und erst einmal die Akten einzusehen oder im Dienstzimmer nachzuschauen, ob Vianello und Pucetti schon eingetroffen waren. Während er noch unschlüssig dastand, öffnete sich die Tür zum Büro des Vice-Questore, und Signorina Elettra trat heraus, heute in einer Art Bomberjacke (sofern man sich einen Bombenschützen in einer Uniform aus apricotfarbener Rohseide vorstellen konnte) mit weiten Keulenärmeln und eng geknöpfter Taille.

Patta, der vom Schreibtisch aus freie Sicht ins Vorzimmer hatte, rief von drinnen: »Ich hätte Sie gern gesprochen, Brunetti.« Der Commissario warf Signorina Elettra einen fragenden Blick zu, aber sie konnte nur rasch die Lippen zusammenpressen, was entweder Mißfallen oder Entrüstung bedeuten mochte, und dann glitten sie

aneinander vorbei wie Schiffe in der Nacht, kaum daß eins vom anderen Notiz nahm.

»Schließen Sie die Tür.« Patta blickte kurz auf und widmete sich dann wieder den Papieren auf seinem Schreibtisch. Brunetti gehorchte, zuversichtlich, daß er an der Art, wann und wie Patta »bitte« sagte, erkennen würde, was für eine Unterredung ihm bevorstand. Doch die bloße Tatsache, daß er Zeit genug hatte, diese Überlegung anzustellen, machte jede Hoffnung auf einen freundlich kollegialen Gedankenaustausch zunichte. Ein kurzes Hinauszögern der Höflichkeitsbezeugung kam dem routinierten Peitschenschnalzen eines Kutschers gleich: eine harmlose Luftnummer, die den Gaul auf Trab bringt, ohne ihm weh zu tun. Eine längere Pause würde Pattas Verärgerung signalisieren, ohne deren Ursache zu enthüllen. Entfiel das »bitte« hingegen ganz, so wie diesmal, dann war der Vice-Questore entweder zornig oder verunsichert, und Brunetti wußte aus Erfahrung, daß letzteres gefährlicher war, denn ein Patta, der sich ängstigte, gefährdete rücksichtslos die Karriere anderer, um die eigene zu schützen. Diese Bilanz hatte Brunetti gezogen, bevor er sich seinem Vorgesetzten wieder zuwandte, und so konnte der Anblick eines finster grollenden Pattas ihn nicht mehr einschüchtern.

»Ja, Signore?« fragte er mit geziemendem Ernst und mimte die Haltung des Befehlsempfängers vor dem Alphamann, während er darauf wartete, daß Patta ihm einen Platz anweisen würde.

»Worauf warten Sie?« raunzte Patta, ohne ihn anzusehen.

»Setzen Sie sich.«

Brunetti gehorchte und stützte die Arme auf die Stuhllehnen. Er war neugierig, welche Szene Patta spielen

und wie er sie anlegen würde. Eine Minute herrschte Schweigen. Patta las weiter in der Akte, die aufgeschlagen vor ihm lag. Hin und wieder blätterte er eine Seite um.

Wie die meisten Italiener war auch Brunetti ein Bewunderer alles Schönen und umgab sich, soweit es ihm möglich war, mit Schönheit – das galt für seine Frau, die Kleidung, die er trug, die Bilder in seiner Wohnung; ja sogar ein schöner Gedanke in den Büchern, die er las, erfüllte ihn mit Freude. Doch (und das fragte er sich jedesmal, wenn er Patta vielleicht eine Woche lang nicht gesehen hatte) wie war es möglich, daß ein so gutausssehender Mann alle, aber auch wirklich alle Eigenschaften vermissen ließ, die sich normalerweise mit Schönheit paarten? Die aufrechte, stolze Haltung beschränkte sich aufs Äußerliche, denn moralisch gesehen war Patta ohne jedes Rückgrat; das energische Kinn verhiess Charakterstärke, wo nur Verbohrtheit waltete; und die klaren dunklen Augen sahen bloß, was sie sehen wollten.

Brunetti war so in seine Betrachtung vertieft, daß er weder bemerkte, wie Patta sich ihm endlich doch zuwandte, noch den Anfang seiner Rede mitbekam. Erst bei den Worten »... wie Sie seine Schüler schikanieren« schaltete er sich ein.

Gleich einem Gelehrten, der aus bruchstückhaften Funden einen zusammenhängenden Text erstellt, schloß Brunetti, daß mit den Schülern wohl die Kadetten von San Martino gemeint waren und daß der einzige, der die Jungen selbstherrlich als die seinen bezeichnete, ohne Zweifel der Comandante war.

»Ich habe zufällig einen der Schüler in seinem Zimmer angetroffen, und wir haben uns über seine Unterrichtsfächer unterhalten. Ich glaube nicht, daß man das als Schikane auslegen kann, Vice-Questore.«

»Und zwar nicht nur Sie«, fuhr Patta unbeirrt fort. Brunettis Einwurf schien er gar nicht gehört zu haben. »Ihre Beamten genauso. Ich war gestern abend zum Essen eingeladen, und der Vater eines Kadetten, der ebenfalls zu Gast war, hat sich beschwert, weil Ihr Sergeant seinen Sohn bei der Befragung sträflich hart rangenommen hat.« Patta ließ diese Ungeheuerlichkeit gebührend nachwirken, bevor er ergänzte: »Und dieser Vater war ein Schulkamerad von General D'Ambrosio.«

»Das tut mir leid, Signore.« Ob diese Jungen sich wohl auch dann noch bei ihren Vätern beschwerten würden, wenn sie eines Tages in den Krieg müßten und vom Feind »hart rangenommen« würden? »Hätte der Mann das gewußt, wäre er bestimmt höflicher gewesen.«

»Jetzt werden Sie nicht auch noch frech, Brunetti!« herrschte Patta ihn an; offenbar reagierte er heute schneller auf die Ironie seines Commissario als sonst. »Ich dulde nicht, daß Ihre Leute sich in San Martino aufspielen und die Kadetten unter Druck setzen. Das sind die Söhne einiger der vornehmsten Familien unseres Landes, ich verbitte mir diese rüde Behandlung.«

Die Art, wie Patta mit der Verantwortung für die Polizeitruppe jonglierte, hatte Brunetti schon immer fasziniert: Wenn sie einen Fall gelöst oder sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, dann waren sie Patts Leute. Aber jeder Fehltritt, jegliche Nachlässigkeit oder Inkompetenz degradierten sie umgehend zur Mannschaft eines anderen – in diesem Fall zu der Brunettis.

»Bei allem Respekt, Vice-Questore, aber es stimmt einfach nicht, daß die Jungs zu hart rangenommen wurden. Ich habe meine Beamten lediglich angewiesen, sich bei den Schülern nach Moro und seinem Verhalten zu erkundigen. Um den Verdacht auf Selbstmord zu erhärten, brauchen wir schließlich unabhängige Indizien.«

»Unabhängig wovon?« fragte Patta verdutzt.

»Vom Leichenfund, Vice-Questore«, antwortete Brunetti.

Einen Moment lang glaubte er, Patta würde sein Vorgehen gutheißen. Jedenfalls entspannte sich dessen Miene, und Patta atmete hörbar auf. Doch alles, was er sagte, war:

»Na schön. Dann wollen wir den Fall als Suizid zu den Akten nehmen und der Schule gestatten, ihren regulären Lehrbetrieb wiederaufzunehmen.«

»Ein guter Plan, Signore«, lobte Brunetti, um dann, als sei ihm der Gedanke eben erst gekommen, nachzufragen:

»Aber was, wenn die Eltern des Jungen nicht einverstanden sind?«

»Was meinen Sie mit ›nicht einverstanden‹?«

»Nun, der Vater ist bekanntermaßen ein sehr schwieriger Mensch, denken Sie nur an den Moro-Report.« Brunetti schüttelte den Kopf, als sei er noch heute schockiert über diese unerhörte Kritik an renommierten staatlichen Einrichtungen. »Und darum möchte ich beim Tod des Sohnes kein Ermittlungsergebnis verantworten, das auch nur im geringsten angezweifelt werden könnte.«

»Halten Sie das denn für möglich?«

»Eher nicht, Vice-Questore«, antwortete Brunetti. »Trotzdem möchte ich nichts riskieren, was Moro Anlaß zu unbequemen Fragen geben könnte. Wir würden dabei allzuleicht in ein schlechtes Licht geraten, denn der Mann versteht sich auf Publicity.« Hier stockte der Commissario und versagte sich taktvoll weitere Schwarzseherei.

Patta dachte nach und fragte schließlich: »Was schlagen Sie also vor?«

Brunetti tat überrascht, daß man ihn um Rat fragte. Nach



einigem Zögern erwiderte er: »Ich denke, ich würde versuchen herauszufinden, ob der Junge Drogen nahm oder ob er vielleicht depressiv war.«

Wieder überlegte Patta gründlich, dann sagte er: »Es wäre vermutlich leichter für sie, wenn sie Gewißheit hätten.«

»Wer, Signore?«

»Seine Eltern.«

Einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte Brunetti: »Sind Sie vielleicht mit ihnen bekannt?«

»Mit dem Vater, ja«, entgegnete Patta.

Als darauf keine Kritik an Moro senior folgte, wagte Brunetti sich weiter vor. »Sollen wir die Ermittlungen dann weiterführen wie geplant, Vice-Questore?«

Patta richtete sich auf und schob eine schwere byzantinische Münze, die ihm als Briefbeschwerer diente, von einer Seite des Schreibtischs auf die andere. »Wenn es nicht zuviel Zeit in Anspruch nimmt, meinerwegen.« Eine typische Patta-Entscheidung: die Ermittlungen anordnen und gleichzeitig dafür sorgen, daß etwaige Terminprobleme einem anderen zur Last gelegt würden.

»Jawohl, Signore«, sagte Brunetti und erhob sich. Patta zog sich eine sehr dünne Akte heran, und Brunetti war entlassen.

Draußen im Vorzimmer fand er Signorina Elettra über einen Katalog gebeugt. Auf der Doppelseite, die sie aufgeschlagen hatte, sah Brunetti im Näherkommen ein ganzes Sortiment Computerbildschirme.

Sie blickte lächelnd auf.

»Haben Sie so einen nicht gerade erst angeschafft?« fragte er und deutete auf ein Modell rechts unten.

»Doch, schon, aber jetzt ist eine neue Serie auf den Markt gekommen, Flachbildschirme, so schlank, wie ein guter Pizzateig dünn ist. Da, sehen Sie.« Und sie tippte mit einem scharlachrot lackierten Fingernagel auf eins der Fotos. Auch wenn er ihren Vergleich reichlich gewagt fand, mußte Brunetti zugeben, daß er ganz gut paßte.

Er las die ersten zwei Zeilen der Produktbeschreibung, doch abgeschreckt von zu vielen Ziffern und Initialen, ganz zu schweigen von Wörtern wie »Gigabytes«, übersprang er den Rest und schaute statt dessen nach dem Preis. »Der kostet ja einen ganzen Monatslohn!« sagte er überrascht und merkte selbst, wie vorwurfsvoll das klang.

»Oder fast schon zwei«, ergänzte sie, »falls man den größeren LCD-Schirm nimmt.«

»Und den wollen Sie wirklich bestellen?« fragte er.

»Ich fürchte, ich habe keine andere Wahl.«

»Wieso nicht?«

»Weil ich diesen hier« – und Signorina Elettra deutete auf ihren fast nagelneuen Bildschirm, als handle es sich um einen Sack für die Altkleidersammlung, den sie die Putzfrau fortzuräumen bitte – »schon Vianello versprochen habe.«

Brunetti beschloß, sich nicht weiter einzumischen, und wechselte das Thema. »Es scheint, als gäbe es eine Verbindung zwischen dem Vice-Questore und Dottor Moro«, begann er. »Glauben Sie, daß Sie Näheres darüber in Erfahrung bringen könnten?«

Signorina Elettra hatte sich schon wieder in ihren Katalog vertieft. »Nichts leichter als das, Commissario«, sagte sie und blätterte um.

**W**ie jede andere italienische Stadt litt auch Venedig unter der rückständigen Immigrationspolitik seiner Regierung, die sich strikt weigerte, den steigenden Einwanderungszahlen in vernünftiger Weise Rechnung zu tragen. Eine Folge davon, die Brunetti allerdings nicht unmittelbar betraf, waren die Tausende von illegalen Einwanderern, die sich die laxe Bürokratie zunutze machten, um in den Besitz italienischer Papiere zu gelangen. Mit denen reisten sie dann ganz legal in die nördlichen Nachbarländer der europäischen Union ein, wo sie Arbeit fanden und einen gewissen Rechtsschutz genossen. Natürlich führte die Gelassenheit, mit der die Italiener sich des Problems entledigten, indem sie die Immigranten einfach durchschleusten, zu erheblichen Unstimmigkeiten mit den Regierungen der Nachbarstaaten.

Die Venezianer und mit ihnen Brunetti hatten auf ihre Weise unter der verfehlten Politik zu leiden: Die Zahl der Taschendiebstähle war sprunghaft gestiegen; Ladendiebstahl wurde selbst für die kleinsten Händler zum Problem; und kein Wohnungsinhaber war mehr vor Einbrüchen sicher. Da die meisten Fälle bei der Questura landeten, war Brunetti über die wachsende Kleinkriminalität im Bilde, nahm sie jedoch so gelassen hin wie jemand, der eine leichte Erkältung hat, feststellt, daß seine Temperatur um ein, zwei Grad gestiegen ist, aber weiter keine Beschwerden hat. Wenn ihm die steigende Verbrechensrate Kummer machte, dann höchstens durch die zusätzlichen Protokolle, die er täglich abzeichnete und wohl auch hätte lesen müssen.

Gewaltverbrechen kamen in den Häusern oder auf den Gassen Venedigs gegenwärtig so gut wie gar nicht vor, ein glücklicher Umstand, den Patta, der unter Entzugserscheinungen litt, weil sein Name seit über einer Woche nicht mehr im *Gazzettino* gestanden hatte, sich umgehend zunutze machte. Er befahl Brunetti und ersuchte Signorina Elettra, eine Dokumentation zu erstellen, in der die hohe Aufklärungsrate der venezianischen Polizei statistisch nachgewiesen wurde. Dieser Bericht, so hatte Patta es sich ausbedungen, sollte belegen, daß die Täter in den meisten Fällen ermittelt und verhaftet würden, was im letzten Jahr zu einem steten Rückgang der Verbrechensrate in der Stadt geführt habe.

»Aber das ist doch Schwachsinn«, sagte Brunetti, als Signorina Elettra ihm den Auftrag übermittelte.

»Nicht schwachsinniger als jede andere Statistik.«

Brunetti, verärgert wegen der wertvollen Zeit, die dieser Bericht ihn kosten würde, fragte schroffer als beabsichtigt:

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel die Statistiken über Straßenverkehrstopfer«, sagte sie und quittierte seine Gereiztheit mit einem duldsamen Lächeln.

»Ja, und was ist mit denen?« Die Frage interessierte ihn eigentlich nicht, aber er war doch neugierig, ob und wie etwas so gut Dokumentiertes wie eine Unfallstatistik zu manipulieren sei.

»Angenommen, Sie sterben an den Folgen eines Verkehrsunfalls, aber erst eine Woche hinterher oder noch später, dann sind Sie statistisch gesehen kein Unfallopfer«, erklärte sie triumphierend.

»Heißt das, in dem Fall hat einen das Krankenhaus umgebracht?« fragte er mit einem Anflug von Ironie.

»Auch das«, versetzte sie mit engelsgleicher Geduld, »kommt bestimmt oft genug vor, Signore. Was die verspäteten Unfalltoten angeht, so weiß ich zwar nicht, in welche Statistik die gehören, aber als Verkehrsoffer gelten sie jedenfalls nicht.«

Brunetti glaubte ihr aufs Wort, und ihr Beispiel brachte ihn auf eine Idee. »Meinen Sie, diese Methode könnten wir bei unserem Bericht kopieren?«

»Nach dem Motto: Wenn jemand niedergeschossen wird, aber erst eine Woche später stirbt, wurde er nicht ermordet?« fragte sie zurück. »Oder wenn ein Diebstahl erst nach über einer Woche zur Anzeige kommt, dann wurde nichts gestohlen?« Er nickte, und Signorina Elettra überdachte den Plan. Schließlich sagte sie: »Der Vice-Questore wäre bestimmt hochofret, ich fürchte nur, für uns könnte es unangenehm werden, falls wir unsere Zahlen irgendwann belegen müssen.«

Seufzend verabschiedete Brunetti sich von der Hoffnung auf einen leichten Sieg und fragte: »Sehen Sie eine andere Möglichkeit, den Bericht so anzulegen, daß *er* die gewünschten Resultate bekommt?«

»Ich denke«, versetzte sie ernsthaft, »es wird nicht schwer sein, ihm diesen Gefallen zu tun. Wir müssen nur aufpassen und vorsichtig sein mit der Anzahl der erfaßten Straftaten.«

»Will heißen?«

»Daß wir nur die Fälle aufnehmen, die bei uns protokolliert wurden oder in denen eine *denuncia* bei den Carabinieri vorliegt.«

»Und was bringt uns das?«

»Bekanntlich zeigen die Leute kleinere Vergehen nicht an, und Taschendiebstahl oder harmlose Einbrüche schon gar nicht. Wenn also jemand anruft und einen Diebstahl

meldet, sich aber dann nicht die Mühe macht, herzukommen und die nötigen Formulare auszufüllen, dann wird der Fall nicht aktenkundig.« Sie hielt einen Moment inne, damit Brunetti, der ihre jesuitischen Winkelzüge kannte, sich schon einmal auf das Ergebnis einstellen konnte, auf das ihre Überlegungen zusteuerten. »Und wenn keine schriftliche *denuncia* vorliegt – also gewissermaßen auch keine Straftat begangen wurde –, dann sehe ich keinen Grund, warum wir sie in unsere Statistik aufnehmen sollten.«

»Was schätzen Sie denn, wieviel Prozent nicht ordnungsgemäß angezeigt werden?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, Commissario. Was nicht vorhanden ist, läßt sich nun mal nicht nachweisen.«

Wieder folgte eine Pause, und dann sagte sie: »Ich würde denken, etwas mehr als die Hälfte.«

»Werden angezeigt?« fragte Brunetti.

»Fallen unter den Tisch.«

Diesmal war es Brunetti, der eine lange Pause brauchte, bevor er sagte: »Das ist sehr günstig für uns, nicht?«

»Allerdings«, antwortete sie und fragte dann: »Möchten Sie, daß ich die Sache in die Hand nehme, Commissario? Er braucht den Bericht für die Presse, und die Zeitungen wollen schreiben, Venedig sei eine glückliche Insel, auf der es so gut wie keine Kriminalität gibt; folglich wird niemand meine Zahlen und Bilanzen in Frage stellen.«

»Aber das sind wir doch auch, oder?«

»Was? Eine glückliche Insel?«

»Ja.«

»Im Vergleich zum Rest des Landes schon, ja.«

»Und was glauben Sie, wie lange das noch so bleibt?«

Signorina Elettra zuckte mit den Schultern. Aber als

Brunetti sich zum Gehen wandte, zog sie einen Schnellhefter aus der Schreibtischschublade. »Die Recherche wegen Dottor Moro – ich hab's nicht vergessen, Signore«, sagte sie und reichte ihm den Ordner.

Er bedankte sich und verließ das Büro. Auf der Treppe überflog er die Akte und fand rasch heraus, woher Patta den Dottore kannte. Eine ganz alltägliche Geschichte: Pattas Schwiegermutter war bei Moro in Behandlung, seit der wieder praktizierte. Zwar war es Signorina Elettra nicht gelungen, die Krankenblätter der alten Dame zu beschaffen, aber sie hatte ihre sämtlichen Arzttermine aufgeführt, siebenundzwanzig im Verlauf der letzten beiden Jahre. Am Rand der Seite las er in Signorina Elettras Handschrift den Vermerk »Brustkrebs«. Die letzte Untersuchung lag etwas über zwei Monate zurück.

Wie jeder Vorgesetzte bot auch Vice-Questore Giuseppe Patta seinen Untergebenen reichlich Diskussionsstoff. Seine Motive waren in der Regel leicht zu durchschauen, denn ob er sich nun zum Handeln entschloß oder lieber den Kopf einzog, stets ging es um Machterhalt und Machterweiterung. Es hatte indes auch Situationen gegeben, wo er Schwächen offenbarte, Schwächen, denen er sogar seinen hemmungslosen Ehrgeiz unterordnete und die immer dann auftraten, wenn es galt, seine Familie zu schützen. Brunetti, der Patta sonst nicht über den Weg traute und ihn für seine durchsichtigen Spielchen verachtete, zollte diesen Schwächen uneingeschränkten Respekt.

Aus Pietät hatte Brunetti beschlossen, mindestens zwei Tage verstreichen zu lassen, bevor er sich wieder bei den Eltern des Jungen meldete. Die Frist war nun abgelaufen, und als der Commissario an diesem Morgen in die Questura kam, hatte er sich vorgenommen, den Vater oder

die Mutter, vielleicht auch beide zu befragen. Unter Dottor Moros Privatnummer meldete sich der Anrufbeantworter. Ebenso in seiner Praxis, wo die Patienten bis auf weiteres an Dr. D. Biasi verwiesen wurden, dessen Sprechzeiten und Telefonnummer folgten. Brunetti wählte noch einmal die erste Nummer, hinterließ seinen Namen und die Durchwahl in der Questura und bat um Rückruf.

Dann also die Mutter. Signorina Elettra hatte ihm eine Kurzbiographie zusammengestellt. Federica Moro war Venezianerin wie ihr Mann, die beiden kannten sich schon seit dem *liceo*. Nach der Schule waren sie gemeinsam zum Studium nach Padua gegangen, wo Fernando Medizin belegte, Federica Kinderpsychologie. Nach dem Examen heirateten sie und kehrten, als Moro eine Stelle im Ospedale Civile angeboten bekam, nach Venedig zurück, wo seine Frau eine Privatpraxis eröffnete.

Die überstürzte Trennung des Paares, unmittelbar nach Federicas Unfall, hatte jeden in ihrem Freundeskreis überrascht. Scheiden ließen sie sich nicht, und keiner von beiden schien eine neue Partnerschaft eingegangen zu sein. Es gab aber auch keine Anzeichen dafür, daß die Eheleute weiter Kontakt zueinander hielten, außer über ihre Anwälte.

Signorina Elettra hatte den Bericht über Ernesto Moros Tod aus *La Nuova* außen an den Ordner geheftet. Neben dem Artikel war ein Familienfoto abgedruckt mit der Unterschrift: »Aus glücklichen Tagen«.

Federica Moros Lächeln war der Blickfang dieses Fotos. Sie hatte den rechten Arm um ihren Mann gelegt, ihr Kopf lehnte an seiner Brust, während sie mit der anderen Hand ihrem Sohn das Haar zerzauste. Es war eine Strandaufnahme, die Familie posierte gebräunt, in Shorts und T-Shirts, und alle drei strahlten vor Glück und Gesundheit. Hinter ihnen lugte, rechts von Moro, der Kopf



eines Schwimmers ins Bild. Das Foto mußte etliche Jahre alt sein, denn Ernesto war noch ein Kind. Federica sah nicht in die Kamera, und die beiden anderen schauten sie an, Ernesto mit offenem, stolzem Blick – wer wäre nicht stolz gewesen, eine so schöne Frau zur Mutter zu haben. Fernando wirkte abgeklärter, aber nicht weniger stolz.

Einer der drei hatte offenbar gerade eine lustige Bemerkung gemacht, oder aber sie hatten etwas am Strand gesehen, das sie zum Lachen brachte. Oder hatte vielleicht der Fotograf den Clown gespielt? Brunetti fiel auf, daß von allen dreien Federica die Haare am kürzesten trug. Der burschikose Herrenschnitt bildete einen aparten Kontrast zu ihrer fraulich üppigen Figur und der natürlichen Anmut, mit der sie ihren Mann umarmte.

Wer konnte es wagen, jetzt ein solches Foto zu veröffentlichen, und wer mochte es der Zeitung überlassen haben, wohl wissend, wie die es verwenden würde? Brunetti zog die Büroklammer ab und schob den Ausschnitt in den Ordner. Auf dem Deckblatt stand die gleiche Telefonnummer, die Signora Ferro ihm gegeben hatte. Brunetti wählte, dachte aber nicht an Signora Ferros Weisung, er solle es einmal klingeln lassen, dann auflegen und erneut wählen.

Beim vierten Rufzeichen meldete sich eine Frauenstimme mit einem knappen »Sì?«

»Signora Moro?« fragte Brunetti.

»Sì.«

»Signora, hier spricht Commissario Guido Brunetti. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich die Zeit nehmen würden, mit mir zu reden.« Er wartete auf ihre Antwort, und als keine kam, setzte er hinzu: »Über Ihren Sohn.«

»Aah«, sagte sie. Und dann kam lange nichts mehr.

»Warum melden Sie sich jetzt erst?« fuhr sie endlich fort, irritiert, daß sie zu dieser Frage genötigt war, die womöglich doch einen Funken von Interesse bekunden mochte.

»Ich wollte Sie in Ihrem Kummer nicht eher behelligen, Signora.« Und als sie schwieg, setzte er hinzu: »Mein aufrichtiges Beileid.«

»Haben Sie Kinder?« fragte sie überraschend zurück.

»Ja, Signora.«

»Wie alt?«

»Ich habe eine Tochter«, begann er und schickte dann in einem Atemzug nach, was gesagt werden mußte. »Mein Sohn ist so alt wie Ihrer.«

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?« Sie schien überrascht, daß er sich einen so wirkungsvollen persönlichen Einstieg hatte entgehen lassen.

Brunetti, dem keine passende Entgegnung einfiel, fragte schlicht: »Dürfte ich Sie besuchen kommen, Signora?«

»Wann immer Sie wollen«, sagte sie, und es klang, als ob sich Tage, Monate, Jahre, ja ein ganzes Leben unterschiedslos vor ihr ausdehnten.

»Wäre es Ihnen jetzt recht?«

»Jetzt oder später – was macht das für einen Unterschied?« Sie fragte das sehr ernst, ganz ohne Sarkasmus oder Selbstmitleid.

»Ich brauche etwa zwanzig Minuten«, sagte Brunetti.

»Ich bin hier«, antwortete sie.

Brunetti hatte auf dem Stadtplan nachgesehen und sich den Weg eingeprägt. Er hätte das Vaporetto bis San Marco nehmen können, aber er zog es vor, zu Fuß die *Riva*

entlangzugehen. Er überquerte die Piazza, bog vor dem Museo Correr ab und gelangte nach wenigen Schritten auf die vornehme Frezzeria. Nun die erste *calle* links und dort der zweite Eingang rechts. An der obersten Klingel stand ihr Name. Brunetti läutete, ohne eine Nachfrage über die Sprechanlage sprang die Tür auf, und er trat ein.

Der Hausflur war dunkel und feucht, obwohl in unmittelbarer Nähe kein Kanal vorbeiführte. Brunetti stieg in den dritten Stock hinauf und sah sich, oben angekommen, einer offenen Wohnungstür gegenüber. Als er auf seinen zögernden Zuruf »Signora Moro?« von drinnen eine Stimme vernahm, trat er ein, schloß die Tür hinter sich und ging den schmalen, mit einem billigen Webteppich ausgelegten Flur hinunter, einer schwachen Lichtquelle entgegen.

Rechter Hand stand eine Tür offen, und er trat ein. An der Wand gegenüber, vor den zwei Fenstern, durch deren Gardinen nur spärliches Licht hereinfiel, saß eine Frau in einem Sessel. Es roch nach Zigarettenrauch und Mottenkugeln.

»Commissario?« fragte sie und hob den Kopf.

»Ja«, antwortete er. »Danke, daß Sie mich empfangen, Signora.«

Sie wischte seine höflichen Worte mit einer Handbewegung beiseite, führte die Zigarette, die sie zwischen den Fingern hielt, zum Mund und nahm einen tiefen Zug. »Da drüben steht noch ein Stuhl«, sagte sie, blies den Rauch aus und wies auf einen Stuhl mit geflochtenem Sitz hinten an der Wand.

Brunetti holte ihn herüber und rückte ihn vor ihren Sessel, allerdings nicht zu nahe und ein Stück seitlich versetzt. Dann nahm er Platz und wartete darauf, daß sie das Gespräch eröffnete. Um nicht aufdringlich zu

erscheinen, blickte er, statt sie anzusehen, aus dem Fenster, hinter dem, gleich jenseits der engen *calle*, die Front des Nachbarhauses auftrug. Kein Wunder, daß der Raum so wenig Licht bekam. Brunetti wandte sich nun doch seinem Gegenüber zu. Ungeachtet der schummrigen Beleuchtung erkannte er die Frau von dem Foto, nur daß sie jetzt aussah wie nach einer radikalen Fastenkur: Die Wangenknochen in dem abgemagerten Gesicht traten so scharf hervor, als wollten sie die Haut durchbohren. Vom Körper schienen unter dem dicken Pullover und den weiten dunklen Hosen nur noch Schulterblätter, Arme und Beine vorhanden.

Als ihm klar wurde, daß sie nicht den Anfang machen, sondern noch ewig so dasitzen und vor sich hin rauchen würde, räusperte sich Brunetti und begann: »Ich möchte Ihnen gern ein paar Fragen stellen, Signora, wenn Sie ...«

Hier wurde er von einem plötzlichen nervösen Hustenreiz erfaßt.

»Vertragen Sie den Rauch nicht?« fragte sie und griff nach dem Aschenbecher auf einem Tischchen rechts neben sich, um die Zigarette auszudrücken.

Brunetti hob abwehrend die Hand. »Nein, der stört mich nicht«, keuchte er, bevor ein neuerlicher Hustenanfall ihm das Wort abschnitt.

Signora Moro machte die Zigarette aus und erhob sich. Als der krampfgeschüttelte Brunetti ebenfalls Miene machte aufzustehen, winkte sie ab und ging aus dem Zimmer. Ermattet ließ der Commissario, der nicht aufhören konnte zu husten, sich mit tränenden Augen in seinen Stuhl zurücksinken. Doch da kam Signora Moro schon zurück und reichte ihm ein Glas Wasser. »Schön langsam trinken«, sagte sie, »nur in kleinen Schlucken.«

Brunetti, der immer noch um Fassung rang, nickte

dankbar, nahm das Glas und setzte es an die Lippen. Er wartete, bis seine Kehle frei war, trank einen Schluck und dann noch einen und wieder einen, bis er das Glas geleert hatte und allmählich wieder zu Atem kam. Hin und wieder stieg zwar noch ein Luftschwall aus der Lunge in die Kehle hoch, aber das Schlimmste war überstanden. Brunetti bückte sich und stellte das Glas auf den Boden. »Vielen Dank«, sagte er.

»Keine Ursache«, erwiderte sie und nahm ihren Platz wieder ein. Er sah, wie sie unwillkürlich nach rechts langte, wo das Zigarettenspäckchen auf dem Tisch lag, doch dann ließ sie die Hand in den Schoß sinken.

Sie schaute ihn offen an und fragte: »Nerven?«

Er lächelte. »Sieht so aus, ja, obwohl ich das vermutlich nicht zugeben dürfte.«

»Und warum nicht?« fragte sie, aufrichtig interessiert.

»Weil ich Polizist bin, und in unserem Beruf sind Unsicherheit und Nervosität tabu.«

»Aber das ist doch lächerlich, oder?«

Brunetti nickte und erinnerte sich im selben Moment, daß sie Psychologin war.

Er räusperte sich und fragte: »Könnten wir wohl noch einmal von vorn anfangen, Signora?«

Sie antwortete mit einem kaum merklichen Lächeln, ein trauriger Abglanz des strahlenden Gesichts auf dem Foto, das immer noch auf seinem Schreibtisch lag. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben. Was wollen Sie denn wissen?«

»Zunächst einmal interessiere ich mich für Ihren Unfall, Signora.«

Sie war sichtlich verwirrt, was Brunetti durchaus verstand. Ihr Sohn war vor wenigen Tagen unter nicht

geklärten Umständen ums Leben gekommen, und da kam er und erkundigte sich nach einem Vorfall, der über zwei Jahre zurücklag. »Meinen Sie die Sache in Siena?« fragte sie schließlich.

»Ja.«

»Und wieso interessieren Sie sich ausgerechnet jetzt dafür?«

»Weil damals offenbar niemand richtig hingesehen hat.«

Mit seitwärts geneigtem Kopf dachte sie über seine Antwort nach. »Verstehe«, murmelte sie endlich und fragte dann: »Hätte denn damals Grund bestanden, näher hinzusehen?«

»Ebendas hoffe ich herauszufinden, Signora.«

Dann herrschte Schweigen zwischen ihnen, und Brunetti blieb nichts weiter übrig, als zu warten, ob sie ihm ihre Sicht der Dinge anvertrauen würde. Während die Minuten verstrichen, schielte sie zweimal zu den Zigaretten hin, und beim zweiten Mal hätte er sie fast ermuntert: Rauchen Sie nur, es macht mir nichts aus. Aber er sagte nichts, ließ nur den Blick durch das spärlich möblierte Zimmer schweifen. Ihr Sessel, sein Stuhl, der Tisch, die Vorhänge an den Fenstern – nichts davon hätte auch nur im entferntesten einem Vergleich mit dem gediegenen Reichtum in Fernando Moros Wohnung standgehalten. Hier konnte von Stil keine Rede sein, nichts war aufeinander abgestimmt bei dieser kargen Einrichtung, die nur den notwendigsten Bedürfnissen Rechnung trug.

Überrascht blickte der Commissario auf, als Signora Moro endlich doch zu sprechen begann. »Wir waren übers Wochenende bei unseren Freunden in Siena eingeladen. Ich war am Freitag morgen vorausgefahren, Fernando sollte abends, gegen zehn, mit dem letzten Zug nachkommen. Es war ein herrlicher Tag, Spätherbst, so

wie jetzt, aber noch angenehm warm, und so brach ich am Nachmittag zu einem Spaziergang auf. Ich war vielleicht einen halben Kilometer vom Haus entfernt, als mich ein ohrenbetäubender Knall erschreckte. Fast gleichzeitig spürte ich einen stechenden Schmerz im Bein und stürzte zu Boden; nicht so, als ob mich jemand gestoßen hätte, ich bin einfach zusammengesackt.«

Sie sah ihn forschend an, wie um festzustellen, ob ihn das auch wirklich interessiere. Allein er nickte, und sie fuhr fort: »Ich war so benommen, daß ich mich nicht rühren konnte, ich lag da wie ein Stein. Dabei tat mein Bein gar nicht besonders weh. Dann hörte ich Geräusche aus dem nahen Wald. Na ja, Wald ist vielleicht übertrieben, sagen wir ein, zwei Morgen baumbestandenes Gelände. Jedenfalls hörte ich, wie sich dort etwas rührte, und wollte schon um Hilfe rufen, aber dann – ich weiß selbst nicht, warum – blieb ich einfach still liegen.

Es vergingen ein paar Minuten, und plötzlich schossen aus der Richtung, aus der ich gekommen war, zwei Hunde auf mich zu und sprangen unter lautem Gekläff wie toll um mich herum. Ich rief sie an und versuchte vergebens, sie zu beruhigen. Inzwischen hatte ich starke Schmerzen im Bein, natürlich hatte ich auch die Schußwunde entdeckt und wußte, daß ich dringend Hilfe brauchte. Statt dessen hatte ich es mit zwei bellenden Hunden zu tun, die sich wie verrückt gebärdeten.«

Sie hielt inne und schwieg so lange, daß Brunetti nachhelfen mußte. »Und was geschah dann, Signora?«

»Die Jäger kamen mir zu Hilfe, oder vielmehr die Hundebesitzer. Als die Hunde ausbrachen, waren sie ihnen gefolgt, und als sie mich dort liegen sahen, dachten sie zuerst, ihre Hunde hätten mich angefallen. Darum gingen sie auf die beiden los und versuchten, sie mit den Gewehrläufen von mir fortzuscheuchen, aber die Hunde

hatten mich ja nur verbellt. Wahrscheinlich haben sie mir sogar das Leben gerettet.«

Wieder machte sie eine Pause, doch da er offenbar keine Fragen hatte, fuhr sie fort: »Einer der Männer nahm sein Taschentuch und legte mir eine provisorische Aderpresse an, und dann trugen sie mich zu ihrem Jeep, der am Rand des Waldstücks parkte, und brachten mich ins Krankenhaus. Die Ärzte dort sind an solche Fälle gewöhnt: Es kommt offenbar immer wieder vor, daß Jäger sich mit der eigenen Waffe verletzen oder versehentlich jemanden anschießen.« Als sie nach einer Pause ein leises »die Ärmsten« hinterherschickte, klang das so aufrichtig und mitfühlend, daß der Commissario sich seiner schadenfrohen, lästerlichen Dialoge mit Signorina Elettra schämte.

»Hat man Sie im Krankenhaus gefragt, wie es zu Ihrer Verletzung kam, Signora?«

»Nein. Die Männer, die mich hinbrachten, haben auch die Formalitäten erledigt. Ich brauchte, als ich aus der Ambulanz kam, nur noch zu unterschreiben.«

»Daß es ein Unfall war?«

»Ja«, bestätigte sie lapidar.

»Und glauben Sie das wirklich?« fragte er.

Wieder ließ sie sich mit der Antwort lange Zeit. »Zuerst gab es für mich keine andere Erklärung. Aber später habe ich mich doch gefragt, warum der Schütze nicht aufgetaucht ist. Wäre es eine Verwechslung gewesen und er hätte mich für ein Wild gehalten, dann wäre er doch gekommen, um sich seine Beute zu holen, oder?«

Das war genau die Frage, die Brunetti umtrieb, seit er von dem sogenannten Jagdunfall erfahren hatte, »Spätestens als die Hunde anschlügen, hätte er sich doch rühren müssen, schon aus Angst, daß ein anderer ihm



seine Beute streitig machen könnte.« Sie schwieg gedankenverloren und setzte dann hinzu: »Aber das ist mir, wie gesagt, alles erst später aufgefallen.«

»Und wie denken Sie jetzt darüber?«

Sie setzte zu einer Antwort an, stockte und sagte endlich: »Ich möchte nicht melodramatisch erscheinen, Commissario, aber im Moment habe ich ganz andere Sorgen.«

Brunetti nickte verständnisvoll. Trotzdem hätte er gern gewußt, ob der vermeintliche Unfall zur Anzeige gebracht worden war, ob die beiden Jäger, die Signora Moro gefunden hatten, die Polizei oder die Carabinieri verständigt hatten. Er sah indes ein, daß er Federica Moro nicht länger von ihren Zigaretten fernhalten durfte, und sagte begütigend: »Ich habe nur noch eine Frage, Signora.«

Doch sie kam ihm zuvor. »Nein, Ernesto hat sich nicht umgebracht. Ich bin seine Mutter, ich weiß es. Und das ist ein Grund mehr, warum ich in meinem Fall nicht länger an einen Unfall glaube.« Sie stemmte sich aus ihrem Sessel hoch. »Wenn das also Ihre letzte Frage war ...«, sagte sie und wandte sich zur Tür. Sie hinkte nur ganz leicht, stützte sich im Gehen eine Spur stärker auf das rechte Bein, sonst nichts, und da sie Hosen trug, konnte er nicht ermessen, wie schwer die Behinderung war.

Er ließ sich von ihr bis zur Wohnungstür bringen, bedankte sich zum Abschied, scheute sich aber, ihr die Hand zu bieten. Draußen war es etwas wärmer geworden, und da es schon zwölf vorbei war, beschloß Brunetti, gleich nach Hause zu gehen, zum Mittagessen mit seiner Familie.

Brunetti war vor den Kindern zu Hause und leistete Paola in der Küche Gesellschaft. Während sie den Tisch deckte, lüpfte er Topfdeckel, schaute in die Bratröhre und stellte beruhigt fest, daß lauter vertraute Gerichte auf dem Speiseplan standen: Linsensuppe, geschmortes Huhn mit Rotkohl, *radicchio di Treviso*.

»Du konzentrierst wohl all deinen kriminalistischen Spürsinn auf dieses Hühnchen?« fragte Paola, während sie die Gläser verteilte.

»Nein, nicht ganz, Signora«, antwortete er, klappte die Ofentür zu und richtete sich auf. »Meine Ermittlungen gelten dem *radicchio*, genauer gesagt der Frage, ob er auch etwas von der *pancetta* abbekommen hat, die ich in der Linsensuppe entdeckt habe.«

»Mit deinem Spürsinn«, scherzte sie und tippte ihm mit dem Finger auf die Nasenspitze, »wirst du dem Verbrechen in dieser Stadt noch den Garaus machen.« Dann nahm sie den Deckel vom Suppentopf, rührte um und sagte forschend: »Du bist aber früh dran heute?«

»Ich hatte bei San Marco zu tun, da hätte es sich nicht gelohnt, vor dem Essen noch mal in die Questura zu gehen.« Brunetti trank einen Schluck Mineralwasser. »Ich war bei Signora Moro«, sagte er dann und wartete, ob Paola darauf reagieren würden. Als sie schwieg, fuhr er fort:

»Ich habe sie nach ihrem sogenannten Jagdunfall befragt.«

»Und?« fragte Paola gespannt.

»Irgend so ein Sonntagsjäger hat sie angeschossen. Zwei

andere haben sie gefunden und ins Krankenhaus gebracht.«

»Und du bist sicher, daß der Schütze ein unbeteiligter Dritter war?« Aus der Frage sprach die geschulte Skepsis, die Paola in über zwanzigjähriger Ehe mit einem Polizisten erworben hatte.

»Es hat ganz den Anschein«, sagte er und ließ es dabei bewenden.

Da sie wußte, wie schwer es ihm fallen würde, von selber davon zu sprechen, fragte Paola: »Und ihr Sohn?«

»Sie ist überzeugt, daß er sich nicht umgebracht hat.«

»Sie ist seine Mutter«, entgegnete Paola. »Also glaube ihr.«

»So einfach ist das?« Jetzt war es an Brunetti, den Skeptiker herauszukehren.

»Ja. Wenn jemand weiß, wozu er fähig war, dann sie.«

Brunetti, der nicht widersprechen wollte, goß sich noch ein Glas Wasser ein und trat an das Fenster, das nach Norden hinausging. Hinter ihm fragte Paola: »Sag, wie ist sie denn eigentlich?«

Brunetti dachte an Federicas Stimme, ihre Augen, die mit mäßigem Interesse auf ihm geruht hatten, an das eingefallene Gesicht, die pergamentene Haut. »Elend sieht sie aus«, sagte er endlich. »Als wäre sie kein ganzer Mensch mehr.«

Eine so ungereimte Beschreibung hätte Paola ihm sonst nicht durchgehen lassen, aber diesmal schwieg sie. »Ich hatte sie zuvor nur auf einem Foto gesehen, zusammen mit Mann und Sohn. Die Aufnahme ist schon ein paar Jahre alt, aber ich habe sie dennoch wiedererkannt; ich meine, es ist dieselbe Person, nur daß sie weniger geworden ist.«

»Das leuchtet mir ein«, sagte Paola, »sie hat ja auch

einen Teil von sich verloren.«

Ohne zu wissen, wieso Paola eine Antwort darauf haben sollte, fragte er: »Wird das je wieder vergehen?« Und bereute die Frage, kaum daß er sie gestellt hatte, weil er Paola damit nötigte, über den Tod der eigenen Kinder nachzudenken: Um ihm antworten zu können, mußte sie sich an die Stelle der anderen Frau versetzen. Er hatte sich nie zu fragen getraut, ob Paola sich mit solchen Gedanken trug und, wenn ja, wie oft. Er selbst kritisierte es zwar, wenn Eltern ihre Kinder allzusehr behüteten, das heißt, sich schon um sie ängstigten, ohne daß irgendeine reale Gefahr bestand; trotzdem verging kein Tag, an dem er sich nicht um die seinen sorgte. Und die Einsicht, daß dies töricht war, zumal in einer Stadt ohne Autoverkehr, minderte weder seine Ängste, noch bewahrte sie ihn davor, sich ständig Situationen auszumalen, die seinen Kindern gefährlich werden konnten.

Paolas Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. »Nein, ich glaube, den Tod eines Kindes kann man nie verwinden.«

»Und glaubst du, daß es für die Mutter schlimmer ist als für den Vater?«

Paola schüttelte den Kopf. »Nein, das ist Unsinn.«

Glücklicherweise ersparte sie ihm Beispiele dafür, daß der Schmerz eines Vaters genauso tief sein konnte wie der einer Mutter.

Er kehrte den Bergen am Horizont den Rücken, trat vom Fenster weg, und als ihre Blicke sich trafen, fragte Paola: »Was ist deiner Meinung nach passiert?«

Brunetti, den der Fall Moro vor immer neue Rätsel stellte, schüttelte resigniert den Kopf. »Alles, was ich habe, sind vier scheinbar unzusammenhängende Ereignisse: Moro legt sein Gutachten vor, das nicht viel bewirkt, außer daß er dafür strafversetzt wird; man wählt

ihn ins Parlament, aber er scheidet aus, bevor die Legislaturperiode zu Ende ist; kurz vor seinem Rücktritt wird seine Frau angeschossen; zwei Jahre später findet man seinen Sohn erhängt im Waschraum seiner Schule.«

»Hat die Schule eine besondere Bedeutung?« fragte sie.

»Wie meinst du das? Weil es eine Militäarakademie ist?«

»Das ist das einzig Außergewöhnliche daran, nicht wahr?« meinte Paola. »Das und der Umstand, daß die Zöglinge im Winter wie Pinguine durch die Stadt spazieren und immer so aussehen, als hätten sie einen üblen Geruch in der Nase.« Das war Paolas Lieblingsbeschreibung für einen Snob. Und mit der Spezies hatte sie als Tochter eines Conte und einer Contessa, aufgewachsen zwischen Geburts- und Geldadel samt jenen Schranzen, die sich zu beiden hingezogen fühlen, reichlich Erfahrung.

»Soviel ich weiß, hat San Martino einen guten Ruf«, sagte er.

Paola, die offenbar nicht der Meinung war, stieß nur ein geringschätziges »Pah!« in die Luft.

»Ich weiß nicht, ob das als Gegenargument ausreicht.«

Brunetti schmunzelte. »So unmißverständlich es auch formuliert ist.«

Paola baute sich vor ihm auf und stemmte die Hände in die Hüften wie eine Schauspielerin, die für die Rolle der zornigen Alten vorspricht. »Es war vielleicht nicht ganz schlüssig«, sagte sie, »dafür habe ich handfeste Belege.«

»Einfach hinreißend, wie Sie sich ereifern, Signora Paola«, flötete Brunetti mit verstellter Stimme. Worauf Paola so lachen mußte, daß sie die Hände sinken ließ. »Nur zu, ich höre«, sagte er und griff nach der Flasche Pinot Noir, die auf der Küchentheke stand.

»Als Susanna Arici von Rom zurückkam«, begann Paola, »hat sie in San Martino unterrichtet, um die Zeit bis zu ihrer Anstellung in einer staatlichen Schule zu überbrücken. Zwar war es nur eine Teilzeitstelle, aber sie war überzeugt, damit hätte sie immerhin den Einstieg ins staatliche Schulsystem geschafft.« Auf Brunettis fragenden Blick hin führte sie aus: »Susanna dachte, San Martino sei der Armee unterstellt und somit auch als staatliches Institut anerkannt. In Wirklichkeit ist die Akademie aber eine reine Privatschule und völlig unabhängig von der Armee, auch wenn sie staatlich bezuschußt wird, und zwar recht großzügig. Kurz, Susanna hatte nichts weiter als einen schlechtbezahlten Teilzeitjob, und als später eine Vollzeitstelle frei wurde, hat man sie schnöde übergangen.«

»Sie hat Englisch unterrichtet, nicht wahr?« Brunetti hatte Susanna einige Male getroffen. Sie war die jüngste Schwester einer Klassenkameradin von Paola, hatte in Urbino studiert und war nach der Lehramtsprüfung nach Venedig zurückgekehrt, wo sie heute, glücklich geschieden, mit dem Vater ihrer zweiten Tochter zusammenlebte.

»Ja, aber nur ein Jahr lang.«

Inzwischen waren fast zehn Jahre vergangen, weshalb Brunetti fragte: »Glaubst du nicht, daß die Verhältnisse sich seitdem geändert haben?«

»Aber nicht zum Besseren. Mit den staatlichen Schulen geht es jedenfalls stetig bergab – obwohl die Schüler heute sicher nicht viel anders sind als früher –, und ich wüßte nicht, wieso die Privatschulen besser dran sein sollten.«

Brunetti zog seinen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte sich. »Also schön. Was hat Susanna erzählt?«

»Daß die Eltern der meisten Schüler von San Martino

gräßliche Snobs sind und ihre Arroganz an die Söhne weitergeben. Vermutlich an die Töchter genauso, aber da die Scuola San Martino nur Jungs aufnimmt ...« Paola verstummte, und Brunetti fragte sich schon, ob sie die Gelegenheit für ein Plädoyer gegen all die Schulen nutzen würde, an denen immer noch Geschlechtertrennung herrschte und die trotzdem staatliche Förderung kassierten. Doch sie kam und stellte sich neben ihn, nahm ihm wortlos das Glas aus der Hand, trank einen Schluck und reichte es zurück.

»Keine Angst, mein Lieber. Mehr als eine Predigt aufs Mal würde ich dir nicht zumuten.«

Brunetti unterdrückte ein Lächeln, das sie womöglich doch dazu ermuntert hätte. »Was hat Susanna noch erzählt?« fragte er.

»Daß diese Patriziersöhnchen sich einbildeten, alles, was ihnen oder ihren Eltern gehörte, hätten sie auch verdient, und daß sie sich vor allem über ihre Clique definierten.«

»Tun das nicht alle jungen Leute?« fragte Brunetti.

»Aber die Jungs in San Martino fühlten sich offenbar allein ihrer Gruppe verpflichtet und wollten auch nur deren Regeln anerkennen«, erklärte Paola.

»Kommt das nicht aufs selbe heraus?« fragte Brunetti.

»Wir Polizisten empfinden genauso. Na ja, einige von uns.«

»Ja, das wird wohl so sein. Aber ihr fühlt euch doch immer noch den Gesetzen verpflichtet, die auch für uns Normalsterbliche gelten, oder?«

»Ja, schon«, stimmte Brunetti zu, aber wieder nötigten ihn sein Gewissen und mehr noch der Verstand zu der Einschränkung: »Einige von uns.«

»Siehst du! Susanna meinte, bei den Jungs in San

Martino sei das nicht der Fall. Die glaubten allen Ernstes, die einzigen Gesetze, nach denen sie sich zu richten hätten, seien die des Militärs. Und solange sie denen gehorchten und treu zu ihrer Gruppe ständen, so lange könnten sie sich alles erlauben.«

Paola beobachtete ihn, und als sie sah, daß er ihr gespannt zuhörte, fuhr sie fort: »Und was noch schlimmer ist: Die Lehrer, die zum Großteil auch aus Offizierskreisen stammen, bestärken die Schüler noch in dieser Haltung und reden ihnen ein, sie müßten soldatisches Bewußtsein entwickeln.« Hier lächelte Paola bitter. »Das muß man sich mal vorstellen: Eine Privatakademie, die noch nicht einmal dem Militär unterstellt ist, kultiviert kriegerisches Sendungsbewußtsein und Gewaltverherrlichung. Eine Schweinerei, so was!«

Eine vage Erinnerung, die Brunetti seit Tagen verfolgte, nahm allmählich Gestalt an. »Hat Susanna noch dort unterrichtet, als dieses Mädchen vergewaltigt wurde?« fragte er.

»Nein, ich glaube, das war ein oder zwei Jahre später. Wieso?«

»Ich versuche mir den Fall wieder ins Gedächtnis zu rufen. War das Mädchen nicht die Schwester eines der Kadetten?«

»Doch, ja, oder eine Cousine.« Paola schüttelte den Kopf, wie um ihre Erinnerung aufzufrischen. »Ich weiß noch, daß die Polizei in die Schule gerufen wurde und daß zunächst von einer Vergewaltigung die Rede war. Erst gab es auch ein großes Medienecho, aber dann verschwand der Fall plötzlich wieder aus den Nachrichten.«

»Merkwürdig, ich kann mich einfach nicht auf den Hergang besinnen. An die Anzeige erinnere ich mich, aber



nicht an die Ermittlungen.«

»Ich glaube, du warst damals zur Fortbildung in London«, meinte Paola. »Ich weiß noch, daß ich das Gefühl hatte, ich würde nie erfahren, was wirklich passiert war, weil du nicht da warst, um mich aufzuklären, und ich mich nur über die Zeitungen informieren konnte.«

»Ja, du hast recht, das muß zur selben Zeit gewesen sein. Aber bestimmt haben wir was darüber in den Akten, zumindest die Anzeige und die Vernehmungsprotokolle.«

»Und kannst du die ausgraben?«

»Signorina Elettra kann's bestimmt.«

»Ach, aber wozu die Mühe?« wandte Paola plötzlich ein.

»Es liegt doch eigentlich auf der Hand: reiche Jungs, reiche Eltern, also wird der Skandal hübsch vertuscht, und ehe man sich's versieht, ist der Fall aus den Medien verschwunden und womöglich auch aus den Archiven.«

»Trotzdem werde ich Signorina Elettra bitten, mal nachzusehen«, sagte Brunetti. Dann fragte er: »Hat Susanna noch mehr erzählt?«

»Daß sie sich nie wohl gefühlt hat in San Martino. Sie meinte, unterschwellig habe man sie immer spüren lassen, daß sie als Frau dort unerwünscht sei.«

»Aber ihr Geschlecht konnte sie schwerlich korrigieren, oder?« Brunetti schmunzelte.

»Das hat gewissermaßen die Schulleitung besorgt, als sie die Stelle neu besetzte.«

»Laß mich raten. Mit einem Mann?«

»Und was für einem!«

Wohl wissend, daß man sich hüten mußte, über eins von Paolas Steckenpferden zu stolpern, fragte Brunetti vorsichtig: »Es handelt sich hier nicht zufällig um eine kleine sexistische Retourkutsche, wie?«

Paola funkelte ihn an, doch dann wich der zornige Blick einem nachsichtigen Lächeln. »Laut Susanna war das Englisch ihres Nachfolgers ungefähr so gut wie das eines Pariser Taxifahrers, aber er kam von der Marineakademie in Livorno, also waren seine Fremdsprachenkenntnisse nebensächlich. Wahrscheinlich spielen die schönggeistigen Fächer ohnehin nur eine untergeordnete Rolle, denn San Martino ist ja in erster Linie dazu da, den Söhnen reicher Patrizierfamilien den letzten Schliff zu geben, bevor sie in die Fußstapfen ihrer Väter treten, um in der Armee oder anderswo Karriere zu machen. Und beim Militär werden ihnen ja ohnedies keine ernsthaften intellektuellen Anforderungen gestellt.« Bevor Brunetti etwas einwenden konnte, fuhr Paola fort: »Aber gut, vielleicht hat Susanna übertrieben. Sie neigt dazu, sexistische Vorurteile zu wittern, wo gar keine sind.«

Als Brunetti sich von seiner Überraschung erholt hatte, fragte er: »Und du bist sicher, daß sie dir das alles damals erzählt hat?«

»Ganz sicher. Bei ihrer Bewerbung hatte sie mich als Referenz angegeben, folglich kam sie auch zu mir, als diese Pauker sie wieder abservieren wollten. Warum fragst du?«

»Ich wollte nur wissen, ob du seither etwas von ihr gehört hast.«

»Du denkst an den Jungen?«

»Erraten.«

»Nein, wir haben seit, ach, mindestens einem halben Jahr nicht mehr miteinander gesprochen. Aber ich habe alles behalten, was sie mir damals erzählte, vermutlich weil es meine sämtlichen Vorurteile gegen die Militärs bestätigte: Ein eingeschworener Verein mit der Moral einer giftigen Natter, und wenn es darum geht, einen der

Ihren zu decken, dann schrecken sie vor nichts zurück, sei es Lüge, Betrug oder Meineid. Erwinnere dich nur, was geschah, als die Amerikaner mit einer Militärmaschine in diese Seilbahn gerast sind. Glaubst du, auch nur einer von denen hat hinterher die Wahrheit gesagt? Alle haben sie sich herausgeredet, ich wüßte nicht, daß auch nur ein einziger ins Gefängnis gekommen wäre. Und wie viele Menschen haben sie getötet? Zwanzig? Dreißig?» Paola schnaubte angewidert. Das Glas Wein, das sie sich eingeschenkt hatte, ließ sie vorerst unberührt stehen und fuhr fort: »Mit einem, der nicht dazugehört, springen die doch um, wie es ihnen beliebt, und sobald die Öffentlichkeit anfängt, kritische Fragen zu stellen, machen sie die Schotten dicht und verschanzen sich hinter ihren hohlen Ehrbegriffen. Es ist zum Heulen.« Angewidert schloß sie die Augen, blinzelte dann gerade so weit unter den Lidern hervor, daß sie ihr Glas anpeilen konnte, und trank erst einen kleinen Schluck, dann einen großen. Und auf einmal lächelte sie. »Ende der Katechismusstunde.«

Brunetti hatte in seiner Jugend die obligaten achtzehn Monate Wehrdienst abgeleistet, die er größtenteils mit seinen Alpini-Kameraden auf Bergtouren verbrachte, und seine – zugegebenermaßen mit den Jahren vergoldete – Erinnerung an diese Zeit war vor allem die eines ganz anders gearteten Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühls als das, welches er von daheim, aus der Familie, kannte. Am lebhaftesten im Gedächtnis geblieben war ihm eine bitterkalte Nacht in einer Hütte in den Trentiner Bergen, wo er und seine vier Kameraden nach einem frugalen Abendbrot, bestehend aus Käse, Brot und Salami, zwei Flaschen Grappa geleert und dazu Marschlieder gesungen hatten. Wenn er Paola nie von diesem Abenteuer erzählt hatte, dann nicht etwa, weil er sich dafür schämte, daß sie alle sturzbetrunkene gewesen

waren, sondern weil die Erinnerung an diese Nacht ihn immer noch mit solch schlichter Freude erfüllte. Er hatte keine Ahnung, was aus den anderen Jungs – inzwischen gestandene Männer wie er – geworden sein mochte, aber er wußte, daß in jener zugigen Berghütte ein Bund zwischen ihnen geschmiedet worden war und daß er nie mehr etwas Vergleichbares erleben würde.

Brunetti kehrte mit den Gedanken zurück in die Gegenwart und zu seiner Frau. »Du hast das Militär immer schon verabscheut, nicht wahr?«

»Nenne mir einen guten Grund dagegen«, parierte sie.

Da er sicher war, daß sie seine sentimentalischen Erinnerungen als primitiven Korpsgeist gebrandmarkt hätte, war Brunetti um eine Antwort verlegen. »Disziplin?« schlug er zaghaft vor.

»Ach? Hast du je mit einem Trupp Soldaten zusammen im Zug gegessen?« fragte Paola und wiederholte verächtlich: »Disziplin?«

»Erst der Wehrdienst nabelt die Jungs von ihren Müttern ab.«

Paola lachte. »Das ist vielleicht wirklich das einzig Gute daran. Leider nisten sie sich aber nach den achtzehn Monaten alle wieder zu Hause ein.«

»Glaubst du, das wird bei Raffi auch so sein?« fragte er.

»Wenn ich etwas zu sagen habe«, begann sie zu seinem Erstaunen, denn wann hätte Paola sich je ihr Mitspracherecht streitig machen lassen, »dann geht Raffi nicht zum Militär. Es wäre besser für ihn, wenn er die achtzehn Monate durch Australien trampelt und sich sein Geld als Tellerwäscher verdient. Dabei würde er ganz bestimmt mehr lernen – oder meinetwegen auch als Zivi in einem Krankenhaus.«

»Du würdest ihn tatsächlich nach Australien gehen lassen? Für anderthalb Jahre? Als Tellerwäscher?«

Paola schaute ihn an, und als sie das ungläubige Staunen auf seinem Gesicht sah, mußte sie lächeln. »Wofür hältst du mich, Guido? Ich bin doch nicht die Mutter der Gracchen, daß ich meine Kinder ewig an den Busen drücken muß, als wären sie mein einziger Schmuck. Na schön, es fiel mir sicher nicht leicht, ihn ziehen zu lassen, trotzdem glaube ich, daß es ihm ungemein guttäte, von zu Hause fortzukommen und unabhängig zu werden.« Als Brunetti schwieg, setzte sie scherzhaft hinzu: »Zumindest würde er lernen, sein Bett selber zu machen.«

»Das tut er jetzt schon«, antwortete der prosaische Brunetti.

»Ich meine das im übertragenen Sinne«, erklärte Paola.

»Es würde ihn lehren, daß diese kleine Stadt mit ihren kleinlichen Vorurteilen nicht das ganze Leben ist, und womöglich würde er auch begreifen, daß man arbeiten und eigenes Geld verdienen muß, um sich seine Wünsche zu erfüllen.«

»Statt seine Eltern anzubetteln?«

»Genau. Oder die Großeltern.«

Es kam höchst selten vor, daß Paola Kritik an ihren Eltern übte, und sei sie noch so versteckt, weshalb Brunetti denn auch gleich hellhörig wurde und mehr wissen wollte.

»Meinst du, man hat es dir in deiner Jugend zu leicht gemacht?«

»Nicht mehr, als man dir die deine zu schwer gemacht hat, Liebster.«

Ratlos, was damit gemeint sei, wollte Brunetti schon nachfragen, als die Wohnungstür aufflog und Chiara und

Raffi hereingestürmt kamen. Da wechselten er und Paola einen Blick, verständigten sich mit einem Lächeln, und dann war es auch schon Zeit zum Essen.

Wie so oft hatte das Mittagessen daheim im Kreise seiner Familie Brunetti ungeahnten Auftrieb gegeben. Ingeheim verglich er sein Wohlgefühl in dieser Situation bisweilen mit dem eines Tieres, das nach anstrengender Jagd in den sicheren Bau zurückkehrt und sich, von seinen Jungen gewärmt, genüßlich über die frisch erlegte Beute hermacht. Auch er tankte zu Hause seelisch auf und kehrte anschließend gestärkt und jagdhungrig an seine Arbeit zurück.

Er vergaß die animalischen Vergleiche, sobald er Signorina Elettras Büro betrat und sie ganz entspannt, das Kinn lässig in die Hand gestützt, an ihrem Schreibtisch sitzen sah, den Kopf über irgendwelche Papiere gebeugt. »Ich störe hoffentlich nicht, oder?« fragte er, als er auf dem Deckblatt das Siegel des Innenministeriums erkannte und darunter den roten Stempel, der das Dokument als geheime Verschlusssache auswies.

»Nein, ganz und gar nicht, Commissario«, sagte sie und schob die Papiere so beiläufig in den dazugehörigen Ordner, daß Brunetti unwillkürlich neugierig wurde.

»Könnten Sie etwas für mich nachsehen?« fragte er und schaute ihr dabei fest in die Augen, um nur ja nicht nach dem Aufkleber mit dem Betreff zu schielen.

»Aber gern, Commissario.« Signorina Elettra verstaute den Ordner in einer Schublade und nahm einen Notizblock zur Hand. »Worum geht's?« fragte sie mit gezücktem Stift und strahlendem Lächeln.

»Ich wüßte gern, ob in der Akte der Scuola San Martino etwas über eine Vergewaltigung steht.«

Klappernd fiel ihr der Stift aus der Hand, das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht, ihr Körper verkrampfte sich und prallte in jähem Erschrecken vor ihm zurück.

»Ist Ihnen nicht gut, Signorina?« fragte er besorgt.

Sie sah hinunter auf den Stift, nahm ihn und schraubte umständlich die Kappe darauf, nur um sie gleich wieder abzunehmen; dann endlich hob sie den Kopf und lächelte ihn an. »Doch, doch, Signore.« Sie legte sich den Block zurecht und hielt den Stift schreibbereit. »Wie lautet der Name des Opfers, Commissario? Und wann ist es passiert?«

»Das weiß ich eben nicht«, versetzte Brunetti. »Das heißt, ich bin nicht einmal sicher, ob es überhaupt passiert ist. Aber wenn, dann ist es ungefähr acht Jahre her. Es muß zu der Zeit gewesen sein, als ich auf dem Polizeiseminar in London war. Ursprünglich war aus San Martino eine Vergewaltigung gemeldet worden, ich glaube, es war sogar von mehr als einem Täter die Rede. Aber dann wurde keine Anzeige erstattet, und der Fall verschwand in der Versenkung.«

»Und wonach soll ich jetzt suchen, Signore?«

»So genau weiß ich das selber nicht«, antwortete Brunetti. »Nach irgendeinem Indiz für das, was damals vorgefallen sein mag, wer das Mädchen war, warum der Fall niedergeschlagen wurde. Was immer Sie herausfinden können.«

Signorina Elettra brauchte offenbar ziemlich lange, um sich das alles aufzuschreiben, aber er wartete geduldig, bis sie fertig war. Den Stift noch in der Hand, fragte sie: »Wenn kein Strafantrag gestellt wurde, dann ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß wir hier im Präsidium eine Akte haben, oder?«

»Nein, aber vielleicht existiert noch ein Protokoll von



der ersten Anzeige.«

»Und wenn nicht?«

Brunetti wunderte sich, wieso Signorina Elettra auf einmal so zögerlich an eine Recherche heranging. »Dann könnten Sie's vielleicht bei der Presse versuchen. Das heißt, sobald Sie die Daten abgeklärt haben.«

»Ich werde in Ihrer Personalakte nachsehen, wann Sie in London waren, Commissario«, sagte sie, von ihrem Notizblock aufblickend, und schenkte ihm ein betörendes Lächeln.

»Ja, ja, tun Sie das«, sagte er und setzte matt hinzu: »Ich bin dann in meinem Büro.«

Während er nach oben ging, überdachte Brunetti noch einmal Paolas harsche Kritik am Militär. Wenn er die nicht uneingeschränkt teilte, dann lag das natürlich vor allem an seinen Erfahrungen beim Wehrdienst und an den lieb gewordenen Erinnerungen aus dieser Zeit. Vor allem die bedingungslose Kameradschaft war ein erhebendes Gefühl gewesen, auch wenn sich dahinter vielleicht nicht mehr verbarg als der Instinkt des Rudels, das, stolz um seine Beute geschart, in Jägerlatein schwelgt, während dicke Klumpen Fett zischend in die Flammen tropfen. Und doch: Falls er seiner Erinnerung trauen durfte, dann hatte seine Treue stets nur einer Handvoll persönlicher Freunde gegolten und keinem abstrakten Ideal wie Regiment oder Vaterland. In seinen Geschichtsbüchern hatte Brunetti immer wieder von unerschrockenen Soldaten gelesen, die im stolzen Kampf für die Fahne ihr Leben ließen oder die gefallen waren, als sie tollkühn die Ehre ihres Regiments zu retten suchten, aber solche Heldentaten waren ihm von jeher sinnlos, ja sogar leicht beschränkt erschienen. Natürlich hatten auch ihn bisweilen die Beschreibung einer mutigen Attacke oder der Wortlaut der (leider

allzuoft posthum erfolgten) Ordensverleihung an einen dieser tapferen, edelmütigen Soldaten im Innersten bewegt, aber gleich danach meldete sich sein nüchterner Verstand und erinnerte ihn daran, daß diese gefeierten Helden in Wahrheit halbe Kinder waren, die ihr Leben opferten für ein Ideal, das letztlich nicht mehr war als ein Fetzen Stoff. Mutige Jungs, gewiß, und tapfer, aber auch töricht bis zur Verblendung.

Auf seinem Schreibtisch stapelten sich Berichte, Rundschreiben und Protokolle, kurz, all der überschüssige Papierkram, der sich in ein paar Tagen vernachlässigter Büroarbeit anzusammeln pflegt. Brunetti nahm sich seufzend in die Pflicht und widmete sich die nächsten zwei Stunden einer Tätigkeit, die nicht minder sinnlos war als irgendeiner der waghalsigen Einsätze jener jungen Kriegshelden, denen er so skeptisch gegenüberstand. An den Festnahmeprotokollen wegen Einbruch, Taschendiebstahl und den diversen Betrugsdelikten, die gegenwärtig in den Straßen der Stadt verübt wurden, fiel ihm auf, wie oft die Täter neuerdings ausländische Namen hatten und wie viele von ihnen noch strafunmündig waren. Wobei ihm weniger die statistische Bilanz Kummer machte als vielmehr der Gedanke, daß jede dieser Festnahmen der Rechten eine neue Wählerstimme einbringen würde. Vor Jahren hatte er einmal eine Kurzgeschichte von einem amerikanischen Autor gelesen, die mit der Vision eines gewaltigen Regenbogens schloß, über den ein endloses Heer von Sündern in den Himmel Einzug hielt. Und manchmal hatte er den Eindruck, daß eine ebensolche Sünderschar sich langsam durch die Gefilde der italienischen Politik bewegte, freilich kaum in Richtung Paradies.

Sein Kopf war schon ziemlich benommen von der

eintönigen Arbeit, als er auf einmal seinen Namen rufen hörte und, aufblickend, Pucetti in der Tür stehen sah.

»Ja, Pucetti?« sagte er und winkte den Beamten herein.

»Setzen Sie sich doch.« Und froh über diesen Vorwand, den Papierkram beiseite schieben zu können, wandte er sich dem Polizisten zu. »Also, was gibt's?« fragte er und stellte betroffen fest, wie jung Pucetti aussah in seiner adretten Uniform, viel zu jung für die Waffe, die an seiner Hüfte baumelte, viel zu unerfahren, um zu wissen, wie man damit umging.

»Es geht um den jungen Moro, Commissario«, sagte Pucetti. »Ich wollte schon gestern mit Ihnen sprechen, aber Sie waren nicht da.«

Das klang beinahe wie ein Vorwurf. Der Commissario, der so etwas von Pucetti überhaupt nicht gewohnt war, ärgerte sich, daß der junge Beamte sich ihm gegenüber einen solchen Ton herausnahm. Doch schon im nächsten Moment war er versucht, Pucetti seine Taktik zu erklären. Er hatte sich entschieden, auf Zeit zu spielen: Wenn sich der Eindruck durchsetzte, die Polizei habe Ernesto Moros Tod als Selbstmord eingestuft, dann fänden sich vielleicht mehr Zeugen bereit, offen über den Jungen zu reden. Aber nein, er brauchte sich doch vor diesem Grünschnabel nicht zu rechtfertigen! Brunetti schwieg ungewöhnlich lange, dann fragte er knapp: »Und? Was ist mit ihm?«

»Erinnern Sie sich noch an den Morgen, als wir in San Martino waren und die Kadetten vernommen haben?« fragte Pucetti, worauf Brunetti am liebsten zurückgefragt hätte, ob der Jüngere wohl annehme, er sei schon so alt, daß man seinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen müsse. Doch er begnügte sich mit einem lapidaren: »Ja.«

»Es ist schon sehr merkwürdig, Commissario. Bei der nächsten Befragung taten die Kadetten so, als wüßten sie

kaum mehr, daß Moro mit ihnen auf derselben Schule gewesen war. Die meisten sagten, sie hätten ihn nicht näher gekannt. Ich habe auch mit Pellegrini geredet, das ist der Junge, der ihn gefunden hat. Aber der weiß wirklich nichts. Er war in der fraglichen Nacht betrunken und ist nach eigener Aussage gegen Mitternacht nach Hause gekommen und gleich zu Bett gegangen.« Noch bevor Brunetti einhaken konnte, ergänzte Pucetti: »Er war auf einer Party im Haus eines Freundes, in Dorsoduro. Natürlich habe ich ihn gefragt, wie er denn so spät noch hereingekommen ist, und er sagte, er habe einen Schlüssel zum *portone*. Zwanzig Euro hat er dem *portiere* dafür bezahlt, und so wie er das erzählte, hatte ich den Eindruck, daß sich dort jeder einen Nachschlüssel kaufen kann.« Pucetti machte eine Pause, für den Fall, daß der Commissario etwas fragen wollte, doch als Brunetti schwieg, fuhr er fort: »Ich habe mich bei seinem Zimmerkameraden erkundigt, und der bestätigt Pellegrinis Angaben. Angeblich ist er wach geworden, als Pellegrini in der Nacht zurückkam. Und Pellegrini gibt an, er sei morgens gegen sechs Uhr aufgestanden, weil er schrecklichen Durst hatte, und als er in den Waschraum kam, da hat er Moro gefunden.«

»Aber es war nicht Pellegrini, der angerufen hat, oder?«

»Sie meinen bei uns, Commissario?«

»Ja.«

»Nein, das war einer der Hausmeister. Der Mann sagt, er habe gerade erst seinen Dienst angetreten, als er verdächtige Geräusche aus dem Waschraum hörte. Und als er nachschauen ging und sah, was passiert war, da hat er uns gleich verständigt.«

»Über eine Stunde nachdem Pellegrini die Leiche entdeckte«, sinnierte Brunetti laut.

Als Pucetti darauf nichts erwiderte, sagte er: »Und sonst? Nur weiter. Was haben die Kadetten sonst noch über ihren toten Mitschüler zu erzählen?«

»Steht alles hier drin, Commissario.« Pucetti legte einen Ordner auf Brunettis Tisch und hielt kurz inne, als gelte es, die nächsten Worte besonders sorgfältig abzuwägen. »Ich weiß, das klingt unglaublich, Signore, aber den meisten schien es gar nicht nahezugehen. Sie reagierten ganz anders als unsereins, wenn einem Bekannten oder einem Kollegen so etwas Furchtbares zugestoßen wäre.« Pucetti dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort: »Es war geradezu unheimlich. Sie wohnen doch alle unter einem Dach, haben zusammen Unterricht – wie können sie ihn da nicht gekannt haben?« Pucetti, der vor Erregung laut geworden war, dämpfte seine Stimme wieder. »Immerhin, bei einem hatte ich Glück. Der erzählte mir, daß er mit Moro in einer Klasse war und daß sie kürzlich einen Abend und den ganzen nächsten Tag zusammen für eine Prüfung gelernt hätten.«

»Und wann war diese Prüfung?«

»Am Tag danach.«

»Wonach? Der Nacht, in der er starb?«

»Ja, Commissario.«

Brunetti wußte sofort, was das zu bedeuten hatte, aber er fragte Pucetti: »Was schließen Sie daraus?«

Der junge Beamte war offenbar auf diese Frage vorbereitet, denn er antwortete ohne Zögern. »Also ich denke, wenn jemand in so einer Situation an Selbstmord denkt, dann wartet er zumindest bis nach der Prüfung, um zu sehen, wie schlecht er abgeschnitten hat, und dann, vielleicht ... So würde ich es jedenfalls machen«, erklärte Pucetti und setzte rasch hinzu: »Nur daß ich mir wegen einer dummen Prüfung nicht das Leben nehmen würde.«

»Was wäre denn für Sie ein Grund, sich umzubringen?« fragte Brunetti.

Wie eine nachdenkliche Eule beäugte Pucetti seinen Chef. »Also ich kann mir überhaupt keinen vorstellen, Commissario. Und Sie?«

Brunetti schüttelte den Kopf. »Nein, vorstellen kann ich's mir auch nicht. Aber so was weiß man wohl nie vorher.« Er hatte Freunde, die sich durch Streß, mit Zigaretten oder Alkohol umbrachten, und einige dieser Freunde hatten Kinder, die es mit Drogen taten, trotzdem fiel ihm niemand ein, zumindest nicht auf Anhieb, dem er zugetraut hätte, Hand an sich zu legen. Aber vielleicht traf einen die Nachricht von einem Suizid ja auch deshalb immer so besonders schwer, weil der Selbstmörder immer einer war, von dem man es am wenigsten erwartet hätte.

So vertieft war Brunetti in seine Betrachtungen, daß er von dem, was Pucetti inzwischen vorgetragen hatte, nur noch die letzten Worte mitbekam: »... wollte diesen Winter zum Skilaufen.«

»Wer? Ernesto Moro?« fragte Brunetti, um den Anschluß zu finden.

»Ja, Commissario. Und der andere Junge meinte, Moro habe sich sehr darauf gefreut, denn er sei ein begeisterter Skifahrer gewesen.« Pucetti wartete, ob der Chef etwas dazu sagen würde, und als Brunetti schwieg, fuhr er fort: »Er war ganz aufgelöst, Commissario.«

»Wer? Dieser andere Junge?«

»Ja.«

»Und warum?«

Pucetti starrte ihn an, fassungslos, daß der Chef nicht von selber darauf kam. »Weil ... Also wenn Moro sich nicht umgebracht hat, dann ist er ermordet worden.«

Der zufriedene Gesichtsausdruck, mit dem Brunetti seine Erklärung entgegennahm, beschämte Pucetti, legte er doch den Verdacht nahe, daß der Chef sehr wohl von selber draufgekommen war.

In den nächsten Tagen hatte Brunetti kaum Zeit, sich der Familie Moro und ihrem Leid zu widmen, denn es gab wieder einmal Ärger mit dem *Casinò*. Diesmal freilich ging es nicht um eine der raffinierten Absprachen, wie sie nicht selten zwischen Gästen und Croupiers getroffen wurden, sondern die Ermittlungen richteten sich direkt gegen die Kasinoleitung, die im Verdacht stand, sich auf Kosten des Gemeinwohls bereichert zu haben. Brunetti war einer der wenigen Venezianer, denen noch bewußt war, daß die Spielbank der Stadt gehörte und folglich jeder Diebstahl oder jede Unterschlagung von Kasinoeinnahmen unmittelbar die Hilfsfonds schädigte, die zur Unterstützung von Witwen und Waisen bestimmt waren. Daß Menschen, die ihr Leben unter Zockern und Falschspielern zubrachten, keinen Respekt vor fremdem Eigentum hatten, überraschte Brunetti nicht; was ihn gelegentlich dennoch erstaunte, war die Unverfrorenheit dieser Leute. Die trat auch jetzt wieder zutage, als nämlich herauskam, daß das Management der Säle, die das Kasino für Bankette und private Festlichkeiten vermietete, sowie der hauseigenen Bars still und heimlich einer Servicefirma übertragen worden war, die zufällig vorn Bruder des Kasinodirektors geleitet wurde.

Da die Kriminalbeamten, die im *Casinò* die Spieltische kontrollieren sollten, um unerkant zu bleiben, von auswärts angefordert werden mußten und da es nicht leicht war, Angestellte zu finden, die bereit waren, gegen ihre korrupten Chefs und Kollegen auszusagen, zogen die Ermittlungen sich über Gebühr in die Länge und verzögerten die Bearbeitung anderer, nicht minder



dringlicher Fälle. Wie dem von Ernesto Moro, wo die Indizienlage mittlerweile immer mehr für einen Selbstmord sprach. Das kriminaltechnische Labor hatte weder in der Duschkabine noch im Zimmer des Jungen irgendwelche Hinweise auf Fremdeinwirkung gefunden, und die Befragung von Lehrern und Mitschülern ergab nichts, was die Selbstmordtheorie hätte erschüttern können. Und wenn Brunetti sich dadurch auch nicht von seiner Überzeugung abbringen ließ, so beherzigte er immerhin die Lektion aus früheren Fällen, bei denen seine Ungeduld sich negativ auf die Ermittlungen ausgewirkt hatte: Diesmal würden Gelassenheit und Gleichmut seine Losung sein.

Der Richter, der das Verfahren gegen die Kasinobetreiber leitete, stand kurz davor, Haftbefehle für den gesamten Aufsichtsrat auszustellen, als das Büro des Bürgermeisters die Versetzung des Kasinodirektors auf einen Posten in der Stadtverwaltung sowie die Beförderung seiner persönlichen Assistenten in hochrangige Positionen anderer städtischer Behörden bekanntgab. Ferner wurden den beiden Kronzeugen der Anklage leitende Stellen im neustrukturierten Kasino angeboten, woraufhin beide zu der Einsicht gelangten, daß ihre frühere Sicht der Dinge wohl doch eine falsche gewesen war. Die Polizei, der ihr Fall unter den Händen zerrann, zog sich zurück, und die auswärtigen Beamten wurden wieder nach Hause geschickt.

Im Zuge dieser überraschenden Wende wurde Brunetti zum Vice-Questore zitiert, der ihm wegen ungebührlicher Aggressivität gegenüber der Kasinoleitung Vorhaltungen machte.

Da Brunetti jedoch das Verhalten der Beschuldigten allenfalls milde mißbilligt hatte – er war bei Vermögensdelikten immer relativ großzügig –, wirkten

Pattas hitzige Worte auf ihn nicht stärker als ein Frühlingsregen auf einen gut bewässerten Acker.

Erst als sein Vorgesetzter auf die Familie Moro zu sprechen kam, gab er acht auf das, was Patta sagte. »Tenente Scarpa hat mir berichtet, der Junge galt schon seit längerem als labil, also brauchen wir keine Zeit mit weiteren Ermittlungen zu verschwenden. Ich denke, wir können den Fall abschließen.«

»Bei wem, Signore?« fragte Brunetti höflich.

»Wie bitte?«

»Bei wem galt der Junge als labil?«

Pattas Reaktion zeigte deutlich, daß er es nicht für nötig befunden hatte, diese Frage zu stellen. Scarpas Behauptung genügte ihm vollauf.

»Nun, vermutlich doch bei seinen Lehrern. Mitschülern. Seinen Freunden«, schusterte Patta rasch eine Liste zusammen. »Eben bei den Zeugen, die der Tenente vernommen hat. Warum fragen Sie?«

»Reine Neugier, Signore. Ich wußte gar nicht, daß der Tenente sich für den Fall interessiert.«

»Von Interesse war auch nicht die Rede.« Patta machte kein Hehl aus seinem Verdruß über diesen neuerlichen Beweis für Brunettis Unvermögen – hinter dem der Vice-Questore indes heimliche Insubordination witterte –, sich endlich einmal zu verhalten wie ein guter Polizist und zu begreifen, wann ein Vorschlag in Wahrheit ein Befehl war. Er hohe tief Luft und nahm einen neuen Anlauf. »Also laut Aussage der Zeugen, die der Tenente befragt hat, war der Junge hochgradig labil, was eindeutig für Selbstmord spricht.«

»Das deckt sich auch mit dem Obduktionsbefund«, bestätigte Brunetti verbindlich.

»Ja, ich weiß.« Ehe Brunetti danach fragen konnte, fuhr Patta fort: »Ich hatte zwar noch keine Zeit, ihn gründlich zu lesen, aber die Zusammenfassung läßt keinen Zweifel daran, daß es Selbstmord war.«

Brunetti konnte sich unschwer ausrechnen, wer diese Zusammenfassung erstellt hatte; unklar blieb nur, warum Tenente Scarpa sich in einem Fall engagierte, für den er gar nicht zuständig war.

»Hat der Tenente noch weitere Anhaltspunkte genannt?« fragte Brunetti, sehr darauf bedacht, nur mäßig interessiert zu erscheinen.

»Nein. Wieso?«

»Ach, ich dachte nur, wenn Scarpa sich seiner Sache so sicher ist, dann können wir den Eltern des Jungen ja mitteilen, daß die Ermittlungen abgeschlossen sind.«

»Sie haben doch bereits mit ihnen gesprochen, nicht wahr?«

»Vor ein paar Tagen, ja. Aber wie Sie sich erinnern werden, Vice-Questore, baten Sie mich, dafür Sorge zu tragen, daß unsere Ergebnisse hieb- und stichfest sind, damit der Vater, der anderen staatlichen Stellen ja schon die größten Scherereien bereitet hat, nichts an unserer Arbeit auszusetzen findet.«

»Sie spielen auf den Moro-Report an?«

»Ganz recht. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, sollte Moro keine Handhabe bekommen, unsere Ermittlungen zum Tod seines Sohnes einer ähnlichen Überprüfung zu unterziehen.« Brunetti hielt inne, um die Wirkung seiner Worte abzuschätzen, und als Patta erste Anzeichen von Unbehagen erkennen ließ, setzte er noch eins drauf. »Wie es scheint, genießt Dottor Moro das Vertrauen großer Teile der Bevölkerung, was bedeutet, daß eine Beschwerde von ihm auf breites Medienecho

stoßen würde.« Hier gestattete sich der Commissario ein gleichmütiges Schulterzucken.

»Aber wenn Tenente Scarpa sich vergewissert hat, daß die Beweislage ausreicht, um die Eltern vom Selbstmord ihres Sohnes zu überzeugen, dann brauche ich den Fall wohl nicht weiterzuverfolgen.« Brunetti schlug sich geschäftig auf die Schenkel und erhob sich rasch, schon auf dem Sprung zu neuen Aufgaben, jetzt, da sein Kollege Scarpa den Fall Moro so zufriedenstellend abgeschlossen hatte.

»Nun ja«, meinte Patta gedehnt, »vielleicht wäre es voreilig anzunehmen, daß die Sachlage so schlüssig ist, wie Tenente Scarpa glauben möchte.«

Doch so leicht wollte Brunetti ihn nicht davonkommen lassen. »Verzeihen Sie, Vice-Questore, aber ich verstehe nicht ganz«, entgegnete er scheinheilig, gespannt, wie weit Patta wohl gehen würde, um sich von Scarpas Übereifer zu distanzieren. Aber Patta sagte erst einmal gar nichts, und so tastete sich Brunetti, kühn geworden, weiter vor: »Gibt es irgendwelche Zweifel wegen Scarpas Zeugen?« Er mußte sich gewaltig zusammennehmen, um das letzte Wort ohne Ironie auszusprechen. Da Patta immer noch schwieg, fragte Brunetti rundheraus: »Was genau hat er Ihnen berichtet, Signore?«

Patta forderte Brunetti mit einer Handbewegung auf, wieder Platz zu nehmen, und lehnte sich seinerseits, das Kinn in die Hand gestützt, entspannt im Sessel zurück – zweifellos eine jener ostentativ unbedrohlichen Posen, die auf Managementseminaren einstudiert wurden, um Solidarität mit Untergebenen zu demonstrieren. Jetzt lächelte der Vice-Questore, dann rieb er sich die linke Schläfe und lächelte wieder. »Ich meine, der Tenente ist vielleicht zu sehr darauf bedacht, dem Wunsch der Eltern nach einem zweifelsfreien Bescheid nachzukommen. Fest

steht, daß seitens der Schüler zu hören war, Moro sei in den Tagen vor seinem Tod nicht ganz er selbst gewesen. Aus der nötigen Distanz betrachtet, könnte man dem Tenente vorhalten, daß es vielleicht etwas übereilt war, daraus den Beweis für einen Selbstmord abzuleiten«, räumte Patta ein, fügte dann aber rasch hinzu: »Obwohl ich überzeugt bin, daß er recht hat.«

»Konnten die Schüler beschreiben, was sich an Moros Verhalten geändert hatte?« Bevor Patta darauf antworten konnte, schob Brunetti eine zweite Frage nach. »Und um wen handelt es sich eigentlich, ich meine, wie hießen die Zeugen?«

»Ich weiß nicht, ob Scarpa Namen genannt hat«, antwortete Patta.

»Dann stehen sie sicher in seinem Bericht.« Brunetti beugte sich ein wenig vor, als erwarte er, daß der Vice-Questore ihm nun gleich Scarpas schriftliches Protokoll herüberreichen würde.

»Er hat mir seinen Bericht mündlich vorgetragen.«

»Aber ohne Namen zu nennen?« fragte Brunetti.

»Soweit ich mich erinnern kann, ja.«

»Wissen Sie zufällig, ob er ein schriftliches Protokoll nachgereicht hat, Vice-Questore?«

»Wohl kaum, nachdem er mich ja persönlich unterrichtet hatte«, sagte Patta.

»Natürlich.«

»Was soll das denn heißen?« fragte Patta, wieder ganz der alte, in scharfem Ton.

Brunetti lächelte verbindlich. »Nur daß es ganz natürlich ist, wenn für den Tenente mit dem Rapport bei seinem Vorgesetzten der Fall erledigt war.« Der Commissario ließ diesen Satz lange nachwirken. Dann fragte er mit einer

Miene, die er einem Tenor in der Rolle des Narren aus *Boris Godunow* abgeschaut hatte: »Wie soll es nun weitergehen, Signore?«

Er fürchtete schon, er hätte den Bogen überspannt, aber Pattas Antwort zerstreute seine Bedenken. »Man sollte sich noch einmal vergewissern, ob die Eltern sich mit dem Fazit ›Selbstmord‹ zufriedengeben.« Die Ungeniertheit, mit der Patta kundtat, daß ihn die Wahrheit nicht im geringsten interessierte, war einfach atemberaubend.

»Vielleicht«, schlug Brunetti scheinheilig vor, »sollte der Tenente mit den Eltern reden?«

Nun hatte er Patta wirklich erschreckt. »Nein, nein, das übernehmen besser Sie. Schließlich haben Sie bereits mit den Moros gesprochen, und ich nehme an, man hat Sie als mitfühlend in Erinnerung.« Nie hatte diese Eigenschaft so nach einem Charakterfehler geklungen als in dem Augenblick, da Patta sie seinem Commissario zuschrieb. Der Vice-Questore überlegte laut weiter. »Ja, gehen Sie hin, reden Sie mit den Leuten, und wirken Sie auf sie ein. Sie werden das schon machen. Sobald wir die Moros überzeugt haben, daß es Selbstmord war, können wir den Fall abschließen.«

»Und uns wieder um das Kasino kümmern?« Die Frage konnte Brunetti sich nicht verkneifen.

Pattas Blick senkte nicht nur die Temperatur im Raum, er rückte auch Brunetti auf merkbare Distanz. »Ich denke, die Stadt hat hinlänglich bewiesen, daß sie dieses Problem aus eigener Kraft bewältigen kann.« Pattas gedrechselte Antwort weckte in Brunetti, übrigens nicht zum ersten Mal, den Verdacht, daß sein Vorgesetzter vielleicht doch nicht so beschränkt war, wie er es sich gern einredete.

Oben in seinem Zimmer kramte er so lange in den

Papieren auf seinem Schreibtisch, bis er den schmalen Ordner mit den Unterlagen zum Tod Ernesto Moros gefunden hatte. Er suchte die Telefonnummer des Vaters heraus und wählte. Nach sechsmaligem Läuten meldete sich eine Männerstimme mit dem Familiennamen.

»Dottor Moro«, sagte Brunetti, »hier spricht Commissario Guido Brunetti. Ich würde mich gern noch einmal mit Ihnen unterhalten, wenn das möglich ist.« Und als Moro nicht antwortete, fragte er in das Schweigen hinein: »Könnten Sie mir sagen, um welche Zeit es Ihnen paßt?«

Er hörte den Mann am anderen Ende seufzen. »Ich habe doch deutlich erklärt, daß ich Ihnen nichts zu sagen habe, Commissario.« Seine Stimme klang ruhig und ganz und gar ausdruckslos.

»Ja, Dottore, ich weiß, und ich entschuldige mich für die Störung, aber ich brauche dringend ein paar Auskünfte von Ihnen.«

»Dringend?«

»Ich denke schon, ja.«

»Wir brauchen sehr wenig in diesem Leben, Commissario. Haben Sie darüber schon einmal nachgedacht?« fragte Moro so ernsthaft, als sei er bereit, den Rest des Nachmittags darüber zu diskutieren.

»Ja, schon oft, Signore. Und ich gebe Ihnen recht.«

Da überraschte der Arzt ihn mit der Frage: »Haben Sie Ivan Ilych gelesen?«

»Den Autor oder die Novelle von Tolstoi, Dottore?«

Brunettis Antwort hatte nun offenbar Moro in Erstaunen versetzt, denn es entstand eine lange Pause, bevor der Doktor sagte: »Die Novelle.«

»Ja, sogar mehrmals.«

Wieder seufzte der Arzt, dann blieb es fast eine volle Minute still in der Leitung. »Kommen Sie um vier, Commissario«, sagte Moro und legte auf.

Obwohl er es sich kaum zutraute, beiden Eltern am selben Tag gegenüberzutreten, gab Brunetti sich einen Ruck und rief gleich anschließend bei Signora Moro an. Er ließ es einmal klingeln, unterbrach die Verbindung und drückte dann die Wahlwiederholungstaste. Zu seiner Erleichterung nahm niemand ab. Er hatte keine Nachforschungen über den Verbleib der Eltern angestellt. Es war also durchaus denkbar, daß Signora Moro nach der Beerdigung ihres Sohnes der Stadt, ja dem Land den Rücken gekehrt hatte, um alles hinter sich zurückzulassen – außer ihrer Mutterschaft.

Da Brunetti wußte, daß solche Spekulationen zu nichts führten, vertiefte er sich ergeben wieder in den Papierkram.

Der Mann, der den Commissario um vier Uhr nachmittags einließ, hätte gut und gern der ältere Bruder Moros sein können, vorausgesetzt, dieser Bruder litte an Auszehrung. Die schlimmsten Symptome fanden sich in den Augen, über deren Iris wie ein dünner Schleier eine trübe Flüssigkeit lag, während das Weiße jene gelbliche Färbung angenommen hatte, die oft bei betagten Menschen auftritt. Unter beiden Augen lagerten dunkle Schatten; die edel geformte Nase war zum fleischlosen Höcker geworden; der vormals kräftige hohe Hals schien geschrumpft, und unter der schlaffen Haut zeichneten sich die Sehnenbänder ab, die allein ihn noch aufrecht hielten. Brunetti schlug die Augen nieder, um sich den Schock über diese drastische Verwandlung nicht anmerken zu lassen. Doch als er sah, wie jämmerlich dem Doktor die Hosenaufschläge über die Absätze bis auf den Boden



schleiften, hob er entschlossen den Kopf und schaute Moro offen an. Der aber wandte sich ab und ging voraus ins Wohnzimmer.

»Also, Commissario? Was haben Sie mir zu sagen?« fragte Moro, als sie einander gegenüber saßen. Seine Stimme hatte nichts von ihrer untadeligen Höflichkeit eingebüßt.

Entweder war seine Cousine oft in der Wohnung, oder jemand anders versah den Haushalt. Jedenfalls glänzte das Parkett, die Läufer darauf waren geometrisch ausgerichtet, und in drei Murano-Vasen prangten üppige Blumenarrangements. Den kultivierten Lebensstandard der Familie hatte der Tod nicht angegriffen; wenngleich Moro ebensogut im Kassenraum einer Bank hätte leben können, so wenig wie er auf seine Umgebung achtete.

»Ich denke, Sie sind nun über die Lüge hinaus, Dottore«, begann Brunetti unvermittelt.

Moro machte nicht den Eindruck, als ob er diesen Einstieg auch nur im geringsten befremdlich fände. »Das kann man so sagen«, antwortete er nur.

»Ich habe sehr viel nachgedacht über unser letztes Gespräch«, sagte Brunetti in der Hoffnung, eine Brücke zwischen sich und dem Mann auf der anderen Seite des Tisches zu schlagen.

»Und ich erinnere mich schon nicht mehr daran«, versetzte Moro, doch es klang weder unwirsch, noch lächelte er dabei.

»Ich hatte versucht, mit Ihnen über Ihren Sohn zu reden.«

»Das ist verständlich, Commissario, nachdem er gerade gestorben war und Sie ja wohl die Ermittlungen zu seinem Tod leiteten.«

Brunetti horchte vergebens auf einen bitteren oder zornigen Unterton. »Auch über Ihren Sohn habe ich sehr viel nachgedacht«, sagte er.

»Und ich denke an nichts anderes mehr«, erwiderte Moro kühl.

»Gehören zu Ihren Gedanken an ihn auch solche, die Sie mir anvertrauen können?« fragte Brunetti und fügte einschränkend hinzu: »Oder anvertrauen werden?«

»Was interessieren Sie meine Gedanken, Commissario?«

Während Moro das sagte, fiel Brunetti auf, daß Daumen und Mittelfinger seiner rechten Hand unaufhörlich aneinanderrieben, als ob ein unsichtbarer Gegenstand zwischen ihnen hin und her rollte.

»Wie ich schon sagte, Dottore, ich meine, Sie sind jetzt über die Lüge hinaus, und darum gestehe ich Ihnen freimütig: Ich glaube nicht, daß Ihr Sohn sich das Leben genommen hat.«

Moros Blick glitt für einen Moment ins Leere, dann fand er zu Brunetti zurück. »Lügen sind nicht das einzige, worüber ich hinaus bin, Commissario.«

»Was meinen Sie damit?« erkundigte sich Brunetti zuvorkommend.

»Daß ich kaum noch Interesse an der Zukunft habe.«

»Ihrer eigenen?«

»Der meinen oder der irgendeines anderen.«

»Und wie steht es mit Ihrer Frau?« Eine Frage, für die Brunetti sich umgehend schämte.

Moros Lider zuckten zweimal, dann sagte er: »Wir leben getrennt, meine Frau und ich.«

»Und was ist mit Ihrer Tochter?« sagte Brunetti, der sich erinnerte, daß in einem der Artikel über Moro von einer Tochter die Rede gewesen war.

»Das Sorgerecht wurde der Mutter zugesprochen«, versetzte Moro scheinbar gleichgültig.

Brunetti wollte einwenden, daß Moro trotzdem noch der Vater sei, aber er brachte es nicht übers Herz. Also begnügte er sich mit der Feststellung: »So eine Trennungsregelung ist ja eher ein juristischer Tatbestand.«

Moro gab erst lange keine Antwort. Endlich sagte er:

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

Bisher hatte Brunetti weniger auf den Wortlaut ihres Gesprächs geachtet und sich statt dessen mehr auf Moros Tonfall konzentriert, auf seine Gesten, die Art, wie er dasaß, die Nuancen in seiner Stimme – und dabei erkannt, wie weit der Mann seinem Schmerz entrückt war, als hätte man sein Herz gleichsam in Schutzhaft genommen und zur Beantwortung allfälliger Fragen nur den Verstand zurückgelassen. Aber geblieben war auch noch eine spürbare Furcht; nicht vor ihm, dem Polizisten, sondern davor, mit Worten etwas von dem zu verraten, was sich hinter der so kühl beherrschten Fassade verbarg.

Brunetti entschloß sich, den Einwurf des Doktors als Frage zu verstehen, und so entgegnete er: »Ich habe mit Ihrer Frau gesprochen, Signore, und sie hat nicht ein bitteres Wort über Sie verloren.«

»Hätten Sie das denn erwartet?«

»Unter diesen Umständen, allerdings. Ich meine, es wäre doch verständlich, wenn sie jetzt mit Ihnen haderte, Ihnen zumindest eine Mitschuld am Tod Ihres Sohnes geben würde. Denn vermutlich waren Sie es doch, der ihn zum Eintritt in die Akademie bewogen hat.«

Moro starrte ihn entgeistert an, öffnete den Mund, wie um etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen, besann sich dann aber und schwieg. Doch seine Miene war so aufgewühlt, daß Brunetti scheu die Augen niederschlug.

Als er wieder aufblickte, sah er in ein ausdrucksloses Gesicht.

Brunetti wußte lange nichts zu sagen, bis er endlich ganz impulsiv und fast flehentlich an sein Gegenüber appellierte:

»Ich möchte, daß Sie mir vertrauen, Dottore.«

Nach einigem Schweigen antwortete Moro mit müder Stimme: »Und ich würde Ihnen gern vertrauen, Commissario. Aber es geht nicht.« Als er sah, daß Brunetti etwas einwenden wollte, fuhr er rasch fort: »Es liegt nicht an Ihnen, Sie sind gewiß ein ehrenwerter Mann, aber ich habe nun einmal gelernt, niemandem mehr zu trauen.« Wieder wollte Brunetti etwas sagen, und diesmal gebot Moro ihm mit erhobener Hand Einhalt. »Außerdem vertreten Sie in der Eigenschaft, in der Sie hier sind, einen Staat, den ich für kriminell und gewissenlos halte, was Ihnen mein Vertrauen ein für allemal verwehrt.«

Im ersten Moment war Brunetti tief gekränkt und wollte sich verteidigen, aber in der Stille, die Moros Worten folgte, begriff er, daß die Kritik des Doktors sich nicht gegen ihn persönlich richtete: Verwerflich war in Moros Augen nur seine Rolle als Staatsdiener. Und Brunetti hatte zuviel Verständnis für diese Position, um dagegen aufzubegehren.

Als der Commissario sich erhob, wirkte er erschöpft, und seine Bewegungen hatten rein gar nichts von jener markierten Entschlossenheit, mit der er das Gespräch bei Patta beendet hatte. »Wenn Sie Ihre Meinung ändern sollten und doch einmal mit mir reden wollen, Dottore, dann rufen Sie mich an, bitte.«

»Gewiß«, sagte Signor Moro mit höflichem Desinteresse. Dann stand auch er auf, brachte Brunetti zur Tür und ließ ihn hinaus.

Als der Commissario auf die Straße trat und nach seinem *telefonino* griff, stellte er fest, daß er es entweder im Büro oder zu Hause in einer anderen Jacke vergessen hatte. Trotzdem widerstand er der verlockenden Einflüsterung, es lohne sich gar nicht, Signora Moro so spät am Nachmittag noch anzurufen, weil sie ohnehin nicht mit ihm reden würde. Zumindest widerstand er so lange, bis zwei Anläufe mit öffentlichen Fernsprechern fehlgeschlagen waren. Der erste, eine dieser neuen, aerodynamischen Chrominstallationen, welche die häßlichen, aber verläßlichen orangeroten Monster von früher abgelöst hatten, wollte seine Telefonkarte nicht annehmen, und beim zweiten ertönte jedesmal, wenn er die Nummer wählte, statt des Freizeichens ein undefinierbares Tuten. Entnervt riß er die Karte aus dem Schlitz, schob sie zurück in die Brieftasche und machte sich guten Gewissens (er hatte es zumindest versucht) auf, die wenige noch verbleibende Arbeitszeit in der Questura zu verbringen.

Auf dem *traghetto*, das zwischen dem Anleger an der Salute und San Marco verkehrte, richteten seine venezianischen Kniegelenke sich wie von selbst auf die ruckhaften Schaukelbewegungen ein, die im Wechselspiel zwischen den Ruderschlägen der *gondolieri* und der Strömung aus der Lagune entstanden. Während sie gemächlich den Canal Grande durchquerten, ließ Brunetti seine Blicke schweifen und stellte erschrocken fest, daß die Sinne mit den Jahren offenbar gehörig abstumpften: Vor ihm lag der Palazzo Ducale, überragt von den gleißenden Kuppeln der Basilica di San Marco, aber sein

Auge glitt so gelassen darüber hin, als wäre es nur der bemalte Prospekt für eine schale Provinzaufführung des *Othello*. Wie hatte es bloß so weit kommen können mit ihm, daß er im Angesicht solch erhabener Pracht vollkommen unberührt blieb? Begleitet vom monotonen Knarzen der Rudergabel, spann er seinen Gedankengang fort und fand es genauso unverständlich, wie er heutzutage Paola bei Tisch gegenüber sitzen konnte, ohne daß es ihn danach verlangte, ihre Brüste zu liebkosen; oder wie er es fertigbrachte, seinen Kindern zuzusehen, wenn sie sich nebeneinander auf dem Sofa in irgendeine alberne Fernsehsendung vertieften, ohne daß sich ihm die Eingeweide zusammenzogen aus Angst vor den mannigfachen Gefahren, die im Leben auf sie lauerten.

Die Gondel machte am Anleger fest, und als der Commissario von Bord ging, ermahnte er sich, seine törichten Beklemmungen auf dem Boot zurückzulassen. Er wußte aus Erfahrung, daß seine Begeisterungsfähigkeit nicht unwiederbringlich verloren war, sondern daß sie zurückkehren und ihm all das Schöne, das ihn auf Schritt und Tritt umgab, fast schmerzhaft bewußt machen würde.

Vor Jahren hatte eine schöne Frau aus seinem Bekanntenkreis ihn davon überzeugen wollen, daß ihre Schönheit in gewisser Weise ein Fluch sei, weil die Menschen nämlich nur Augen dafür hätten und all ihre anderen Vorzüge einfach nicht zur Kenntnis nähmen. Er hatte das damals für koketten Komplimentefang gehalten und war galant darauf eingegangen, aber jetzt verstand er vielleicht, was sie meinte, zumindest wenn er ihren Vergleich auf die Stadt übertrug: Niemand sorgte sich ernsthaft um deren weiteres Schicksal – wie sonst sollte man sich die ständigen Wechsel in der Stadtspitze erklären? –, wenn nur alle aus ihrer Schönheit Profit schlagen und sich in ihrem Abglanz sonnen konnten,

solange es sie noch gab.

In der Questura ging er als erstes zu Signorina Elettra, die gerade den *Gazzettino* las. Sie begrüßte ihn mit einem Lächeln und deutete auf den Leitartikel. »Der designierte US-Präsident will anscheinend alle Beschränkungen für den Verbrauch fossiler Brennstoffe aufheben«, sagte sie und las ihm die Schlagzeile vor: »BUSH BRÜSKIERT UMWELTSCHÜTZER«.

»Das paßt zu ihm«, sagte Brunetti, der sich auf dieses Thema lieber nicht einlassen wollte. Im stillen fragte er sich, ob die Signorina sich wohl von Vianello, einem leidenschaftlichen Umweltschützer, hatte bekehren lassen. Signorina Elettra blickte nur kurz zu ihm auf, dann war sie schon wieder bei ihrer Zeitung. »Und dann noch das: VENEDIG – STADT OHNE ZUKUNFT«.

»Wie bitte?« fragte Brunetti bestürzt und ohne eine Ahnung, worauf sich diese alarmierende Schlagzeile beziehen mochte.

»Na ja, wenn die Erderwärmung weiter voranschreitet, dann schmelzen die Polkappen, der Meeresspiegel steigt – und das wäre dann das Ende von Venedig«, erklärte Signorina Elettra und klang dabei erstaunlich gefaßt.

»Und Bangladesch müßte auch dran glauben«, ergänzte Brunetti.

»Ja, sicher. Ob Herr Bush diese Auswirkungen bedacht hat?«

»Ich glaube, das übersteigt seine Fähigkeiten.« Brunetti, der es in der Regel vermied, mit Kollegen und Mitarbeitern über Politik zu diskutieren, war sich nicht sicher, ob Auslands politik auch unter dieses Tabu fiel.

»Da haben Sie wahrscheinlich recht. Außerdem werden

die Flüchtlinge sowieso alle bei uns landen und nicht drüben in den Staaten.«

»Was denn für Flüchtlinge?« fragte Brunetti, unsicher, wohin dieses Gespräch noch führen sollte.

»Na, die aus Bangladesch. Wenn das Land überflutet wird und eines Tages für immer unter Wasser steht, dann werden die Bewohner ja wohl nicht dort bleiben und brav ertrinken, nur damit sie anderswo niemandem zur Last fallen. Also müssen sie irgendwohin auswandern, und da der Osten ihnen kaum Asyl gewähren wird, werden sie zu uns kommen.«

»Ist Ihre Geographie nicht ein bißchen abenteuerlich, Signorina?«

»Ich meine doch nicht, daß die Bangladeschis auf direktem Wege zu uns kommen. Aber die Völker, die sie verdrängen, werden ihrerseits westwärts ziehen und wiederum andere in die Immigration nötigen, und die letzten in der Kette, die landen dann bei uns.« Verwundert über seine langsame Auffassungsgabe, blickte sie zu ihm hoch. »Sie haben doch Geschichte studiert, Signore, nicht wahr?« Und als er nickte, fuhr sie fort: »Dann wissen Sie doch, daß es darauf hinausläuft.«

»Mag sein«, antwortete Brunetti, hörbar skeptisch.

»Wir werden ja sehen«, sagte sie nachsichtig und faltete die Zeitung zusammen. »Was kann ich für Sie tun, Signore?«

»Also, ich habe heute morgen mit dem Vice-Questore gesprochen, und wie es scheint, will er sich im Fall Moro nun doch nicht allein auf Tenente Scarpas Selbstmordtheorie verlassen.«

»Er fürchtet wohl einen zweiten Moro-Report?« Signorina Elettra hatte Patta auf Anhieb durchschaut und in Worte gefaßt, was der Vice-Questore in dieser



Deutlichkeit sicher nicht zugegeben hätte, »Höchstwahrscheinlich. Auf jeden Fall will er auf Nummer Sicher gehen und alle anderen Möglichkeiten ausschließen, bevor er die Ermittlungen einstellt.«

»Da kommt ja nur eine in Frage, oder?«

»Ja.«

»Und was ist Ihre Meinung?« Sie schob die Zeitung beiseite und beugte sich so eifrig vor, daß ihre Körpersprache die Neugier verriet, die ihrer Stimme nicht anzumerken war.

»Ich kann nicht glauben, daß er sich umgebracht hat.«

»Ich finde es auch unvorstellbar, daß ein so junger Mensch einfach sein Leben wegwerfen, seine Familie und alles hinter sich lassen würde.«

»Kinder denken nicht unbedingt an die Gefühle ihrer Eltern, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben«, wandte Brunetti ein, ohne selbst zu wissen, warum. Vielleicht nur, um die Argumente vorwegzunehmen, die man ihm an höherer Stelle entgegenhalten würde.

»Das weiß ich auch, aber Moro hatte ja noch eine kleine Schwester. Man sollte meinen, daß er wenigstens auf die Rücksicht genommen hätte. Doch wer weiß, vielleicht haben Sie recht.«

»Diese Schwester – wie alt ist sie eigentlich?« fragte Brunetti, der sich nicht erklären konnte, wieso beide Eltern so wenig Interesse an ihrem zweiten Kind bekundeten.

»Sie kam in einem der Artikel über die Familie vor«, antwortete Signorina Elettra. »Oder vielleicht hat auch ein Bekannter sie erwähnt. Im Moment sind die Moros ja in aller Munde.« Sie schloß die Augen, um sich besser konzentrieren zu können, neigte den Kopf zur Seite, und Brunetti stellte sich vor, wie sie durch die Datenbanken in

ihrem Kopf scrollte. Endlich sagte sie: »Nein, ich muß es doch irgendwo gelesen haben, denn mir fehlt jeder gefühlsmäßige Bezug, und den hätte ich, wenn jemand mir von dem Kind erzählt hätte.«

»Haben Sie alles Pressematerial aufgehoben?«

»Ja, sämtliche Zeitungsausschnitte und die Magazinberichte sind in dem Ordner über den Moro-Report.« Doch bevor Brunetti sie um Einsicht bitten konnte, sagte sie:

»Lassen Sie mich das machen. Vielleicht erkenne ich ja den Artikel wieder, wenn ich ihn sehe oder zu lesen anfange.«

Sie sah auf die Uhr. »Geben Sie mir eine Viertelstunde, dann haben Sie die Information.«

Brunetti bedankte sich und ging in sein Büro, um dort auf Signorina Elettra zu warten. Wieder wählte er Signora Moros Nummer, doch es ging immer noch niemand ran. Warum hatte sie ihre Tochter mit keinem Wort erwähnt, und warum fand sich in beiden Wohnungen keine Spur von dem Kind? Der Commissario stellte eine Liste mit all den Ungereimtheiten zusammen, denen Signorina Elettra nachgehen sollte, doch noch bevor er damit fertig war, kam sie mit einem Ordner in der Hand herein. »Hier, ich hab's gefunden, Signore«, sagte sie. »Die Tochter heißt Valentina. Sie ist neun.«

»Steht auch drin, bei welchem Elternteil sie lebt?«

»Leider nicht, nein. In einem Artikel über Moro, der vor sechs Jahren erschienen ist, heißt es, er habe einen Sohn, Ernesto, elf, und die Tochter Valentina, drei Jahre alt. Ansonsten wird das Mädchen nur noch in dem Bericht in *La Nuova* erwähnt.«

»Als ich bei den Eltern war, habe ich nirgends eine Spur von dem Kind gesehen.«

»Haben Sie denn etwas gesagt?«

»Über das Mädchen?«

»Nein, ich meine, haben Sie irgendeine Bemerkung gemacht, die der Mutter hätte Anlaß geben können, ihre Tochter zu erwähnen?«

Brunetti versuchte sich das Gespräch mit Signora Moro ins Gedächtnis zu rufen. »Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Na, dann ist es doch verständlich, daß sie nicht von allein auf sie zu sprechen kam, oder?«

Seit nunmehr fast zwanzig Jahren teilte Brunetti sein Zuhause mit erst einem Kind und dann mit zweien, und seither hatte es wohl keinen Tag gegeben, an dem sie in der Wohnung nicht ihre Spuren hinterlassen hätten: Ständig waren Spielzeug, Kleidungsstücke, Schuhe, Schals, Bücher, Papiere, Discmen wahllos und kunterbunt in allen Zimmern verstreut. Alles Zureden, Bitten, Drohen war machtlos gegen diesen offenbar artbedingten Drang menschlicher Brut, ihr Nest zuzumüllen. Ein engherziger Charakter hätte das womöglich als Plage empfunden: Brunetti glaubte, die Natur habe es so gefügt, damit die Eltern sich beizeiten in Geduld übten, um gewappnet zu sein, wenn das Chaos, das heute in den Zimmern herrschte, auf Gefühls- und Hormonhaushalt übergreifen würde.

»Trotzdem hätte ich es gemerkt, wenn ein Kind im Haus gewesen wäre«, beharrte er.

»Vielleicht haben die Moros sie ja zu Verwandten gegeben«, meinte Signorina Elettra.

»Ja, mag sein«, stimmte Brunetti zu, obwohl ihr Vorschlag ihn nicht überzeugte. Wann immer seine Kinder zu Besuch bei den Großeltern oder anderen Verwandten weilten, blieben daheim immer noch genügend unübersehbare Spuren zurück. Auf einmal hatte er eine

Vorstellung davon, was es für die Moros bedeutet haben mußte, die Erinnerung an Ernesto aus ihren Wohnungen zu entfernen. Aber selbst wenn sie das geschafft hatten, war die Gefahr noch lange nicht gebannt: Eine einzelne Socke, die aus dem hintersten Winkel einer Kommode zum Vorschein kam, genügte, um das Herz einer Mutter aufs neue zu brechen; eine CD von den Spice Girls, die versehentlich in die Hülle von Vivaldis Flötensonaten geraten war, konnte alle mühsam errungene Fassung im Nu zerstören. Es würde Monate, vielleicht Jahre dauern, bevor die Wohnung aufhörte, ein Minenfeld zu sein; bis den Eltern nicht jedesmal, wenn sie einen Schrank oder eine Schublade öffneten, die Angst im Nacken saß.

Brunetti wurde in seinen düsteren Grübeleien unterbrochen, als Signorina Elettra vortrat und ihm den Ordner auf den Schreibtisch legte.

»Vielen Dank«, sagte er. »Ich hätte da noch ein paar Dinge, die ich Sie bitten wollte, für mich zu recherchieren.«

Damit schob er ihr seine Liste zu und erläuterte sie Punkt für Punkt.

»Versuchen Sie herauszufinden, wo das Mädchen zur Schule geht. Wenn sie bei ihrem Vater oder ihrer Mutter wohnt oder gewohnt hat, dann muß sie in einer venezianischen Schule gemeldet sein. Dann die Großeltern: Es wäre gut, wenn wir die ausfindig machen könnten. Moros Cousine – leider habe ich ihre Adresse nicht – könnte da vielleicht weiterhelfen.« Dann fiel ihm noch die befreundete Familie in Siena ein, und er beauftragte Signorina Elettra, sich bei der dortigen Polizei zu erkundigen, ob das Kind vielleicht bei ihnen lebe. »Und anschließend holen Sie bitte auch Erkundigungen über Moros Frau ein. Befragen Sie jeden: Freunde, Verwandte, Kollegen«, schloß er.

Sie sah ihn prüfend an. »Sie werden nicht lockerlassen, Commissario, wie?«

Er stemmte sich mit den Armen hoch, kam aber noch nicht zum Stehen. »Ich habe ein ungutes Gefühl bei dem Fall, und was ich bisher gehört habe, gefällt mir ganz und gar nicht. Keiner hat mir die Wahrheit gesagt, ohne daß ich herausgekriegt hätte, warum die Leute lügen.«

»Und was folgt daraus?«

Brunetti lächelte und formulierte es schonend: »Im Moment nichts weiter als meine inständige Bitte an Sie, mir Informationen zu all den Punkten zu beschaffen, die ich Ihnen notiert habe.«

»Und dann?« fragte die Signorina, die keinen Augenblick daran zweifelte, daß ihr das gelingen würde.

»Dann können wir vielleicht einen negativen Beweis führen.«

»Nämlich welchen?«

»Daß Ernesto Moro sich nicht umgebracht hat.«

**B**evor der Commissario die Questura verließ, versuchte er ein letztes Mal, Signora Moro zu erreichen. Fast fühlte er sich schon wie ein aufdringlicher Verehrer, der um so hartnäckiger wird, je länger die Angebetete sich ihm entzieht. Als er wieder keine Verbindung bekam und überlegte, ob er womöglich einen gemeinsamen Freund übersehen hatte, der ein gutes Wort für ihn einlegen könnte, dämmerte ihm, daß er unversehens auf eine Taktik aus Zeiten verfallen war, da seine Versuche, mit Frauen in Kontakt zu treten, noch ganz andere Motive hatten.

Diese verstörende Parallele beschäftigte ihn, während er auf die Unterführung am Campo San Bartolomeo zuschritt und es vor ihm plötzlich dunkel wurde. Immer noch nicht ganz in der Gegenwart angekommen, blickte er auf und sah vier San-Martino-Kadetten untergehakt und in geschlossener Formation wie zur Parade vom *campo* her in die *calle* einschwenken. Von den wehenden Schößen der langen dunklen Paletots ihrer Winteruniform flankiert, nahmen sie mühelos die ganze Breite der *calle* ein. Zwei Frauen, eine alt, die andere jung, wichen unwillkürlich bis an die Panzerglasfenster der Bank zurück, und ein mit Stadtplan bewehrtes Touristenpaar preßte sich hart an die Fenster der Bar gegenüber. Kaum daß diese schiffbrüchigen Landratten den Weg frei gemacht hatten, rauschte das uniformierte Quartett auch schon mit unverminderter Wucht auf Brunetti zu.

Der Commissario sah ihnen in die Augen – grüne Jungs, nicht älter als sein Sohn –, und die Blicke, die ihn trafen, waren hart und mitleidlos wie tropische Sonnenstrahlen.

Sein rechter Fuß mochte sekundenlang gezögert haben, aber mit äußerster Willenskraft schob er ihn nach vorn und setzte seinen Weg fort, festen Schrittes und mit einer so gebieterischen Miene, als sei er allein in der Calle della Bissa und Herr über die ganze Stadt.

Die Kadetten rückten näher, und Brunetti erkannte links außen denjenigen, der im Schulhof versucht hatte, ihn ins Verhör zu nehmen. Der atavistische Trieb des überlegenen Männchens, seine Vormachtstellung zu verteidigen, ließ Brunetti seine Richtung um zwei Kompaßgrade korrigieren, so daß er direkt auf den Jungen zuhielt. Er spannte die Bauchmuskeln und legte die Ellbogen an, um sich für den Zusammenprall zu wappnen, aber in letzter Sekunde machte der Junge rechts von dem, auf den Brunetti es abgesehen hatte, einen Ausfallschritt nach rechts, löste sich von seinem Kameraden und gab eine schmale Lücke frei, durch die Brunetti passieren konnte. Doch kaum daß der einen Schritt nach vorn tat, sah er aus dem Augenwinkel, wie sein Widersacher mit dem linken Fuß eine Bewegung machte, als wolle er ihm ein Bein stellen. Da holte er Schwung, warf sich mit seinem ganzen Gewicht nach vorn und spürte zufrieden den harten Aufprall, als seine Schuhspitze mit voller Wucht den Knöchel des Jungen traf. Ohne auch nur einen Moment innezuhalten, setzte Brunetti seinen Weg fort und eilte schnellen Schrittes hinaus auf den *campo*, wo er sich nach links wandte, der Brücke zu.

Da sowohl Raffi als auch Chiara zum Essen daheim waren und er es unschicklich fand, in Gegenwart der Kinder mit seinem hinterhältigen Manöver zu prahlen, erwähnte er den Zusammenstoß mit den Kadetten erst gar nicht, sondern widmete sich ganz den Speisen, die Paola auf den Tisch brachte. Es gab *ravioli di zucca*, mit kurz in Butter geschwenkten Salbeiblättern und reichlich

Parmesan. Danach gebratenes Kalbsfilet mit Fenchel, das Paola letzte Nacht in einer Marinade aus Rosmarin, Knoblauch, Fenchelsamen und kleingehackter *pancetta* im Kühlschrank hatte durchziehen lassen.

Während sein Gaumen genießerisch die sich mischenden Geschmacksrichtungen der Speisen kostete und das fruchtige Bukett des Sangiovese auch beim dritten Glas noch zu schätzen wußte, fiel Brunetti unversehens wieder ein, wie sehr er sich zuvor um die Sicherheit seiner Kinder gesorgt hatte. In der harmonischen Stimmung, in die ihn das gute Essen und der Wein versetzt hatten, fand er seine Ängste nun doch reichlich übertrieben. Was nicht heißt, daß er sie hätte ablegen oder den naiven Wunsch nach immerwährendem Frieden für sich und die Seinen hätte belächeln können. Er wußte nicht, ob sein angeborener Pessimismus daran schuld war oder ob es die Erfahrungen aus seinem beruflichen Alltag waren, die ihn ständig damit rechnen ließen, daß die Dinge sich zum Schlechteren wenden würden. Fest stand nur, daß seine Vision vom Glück sich immer erst durch einen Filter des Bangens hindurchkämpfen mußte.

»Wieso gibt's eigentlich bei uns nie mehr Rindfleisch?« fragte Raffi.

»Weil«, sagte Paola, die gerade eine Birne schälte, »weil Gianni keinen Bauern findet, dem er vertraut.«

»Wie vertraut?« fragte Chiara zwischen zwei Weinbeeren.

»Nun, darin, daß seine Tiere auch wirklich gesund sind«, antwortete Paola.

»Ich mag sowieso keins mehr«, sagte Chiara.

»Wieso nicht? Weil du davon verrückt würdest?« fragte ihr Bruder und korrigierte gleich feixend: »Noch verrückter?«



»Ich finde, unser Bedarf an Witzen über Rinderwahn ist gedeckt«, bemerkte Paola, die für gewöhnlich nicht so unduldsam war.

»Nein, nicht deswegen«, antwortete Chiara ihrem Bruder.

»Also warum dann?« fragte Brunetti.

»Ach, weil halt«, gab Chiara ausweichend zurück.

»Weil was?« beharrte ihr Bruder.

»Weil wir sie schließlich nicht essen müssen.«

»Früher hat dir das aber nichts ausgemacht«, hielt Raffi ihr entgegen.

»Das weiß ich selber. Früher hat mir vieles nichts ausgemacht. Aber jetzt ist es eben anders.« Und sich ihm zuwendend, holte sie zu einem vermeintlichen Vernichtungsschlag aus. »Falls du noch nicht davon gehört haben solltest: Man nennt das Erwachsenwerden.«

Doch Raffi schnaubte nur verächtlich, worauf sie zu einer neuen Rechtfertigung ansetzte.

»Daß wir die Möglichkeit haben, Tiere zu essen, ist noch lange kein Grund, es auch zu tun.« Es klang, als sagte sie eine eingelernte Lektion auf, was, wie Brunetti vermutete, wohl auch der Fall war.

»Was willst du denn dann essen?« fragte Raffi. »Zucchini?« Und an seine Mutter gewandt: »Sind Witze über Zucchini-Wahn erlaubt?«

Worauf Paola mit jenem olympischen Gleichmut, den Brunetti so bewunderte, zurückgab: »Darf ich das so verstehen, daß du dich für den Abwasch meldest, Raffi?«

Raffi stöhnte, erhob aber keinen Einwand. Ein Brunetti, der mit den Finessen der Jugend nicht so vertraut gewesen wäre, hätte das vielleicht als Zeichen dafür genommen, daß sein Sohn gewillt war, seinen Teil Verantwortung für

den gemeinsamen Haushalt zu übernehmen, ja vielleicht sogar als einen ersten Anflug von Reife. Der wahre Brunetti indes, gestählt durch jahrzehntelangen Umgang mit hinterhältigen Verbrechern, durchschaute das Manöver auf Anhieb als kaltblütige Strategie, die momentane Fügsamkeit im Tausch gegen künftige Belohnung anbot.

Als Raffi über den Tisch hinweg nach dem Teller seiner Mutter langte, schenkte Paola ihm ein liebezendes Lächeln, erhob sich und bewies mit einem einzigen Satz, daß sie verschlagene Taktiken ebenso leicht durchschaute wie ihr Mann: »Danke, *caro tesoro*, das ist lieb von dir, aber Tauchunterricht ist trotzdem nicht drin.«

Brunetti sah ihr nach, als sie hinausstolzierte, dann wandte er sich um und betrachtete forschend seinen Sohn. Raffi stand die Überraschung ins Gesicht geschrieben, doch als er den prüfenden Blick seines Vaters auffing, brachte er sein Gesicht unter Kontrolle und lächelte tapfer. »Wie macht sie das bloß andauernd?« fragte er.

Brunetti wollte ihn schon mit einer Floskel trösten wie der, es gehöre nun einmal zu den Stärken der Mütter, die Gedanken ihrer Kinder lesen zu können, als Chiara, die inzwischen emsig das Obst auf dem Tablett verputzt hatte, aufsah und wie selbstverständlich erklärte: »Das kommt daher, daß sie Henry James liest.«

Als sie später in Paolas Arbeitszimmer saßen und Brunetti ihr von seinem Zusammenstoß mit den Kadetten erzählte, verschwieg er den animalischen Triumph, den er empfunden hatte, als sein Fuß auf den Knöchel jenes arroganten Jungen traf.

»Du kannst von Glück sagen, daß es hier passiert ist«, sagte sie nur, als er geendet hatte, und ergänzte dann: »In Italien.«

»Wieso? Was meinst du damit?«

»Daß es viele Orte auf der Welt gibt, wo so ein Bravourstück dich das Leben gekostet hätte.«

»Nenn mir zwei«, sagte er, gekränkt, weil sie sein tapferes Bravourstück so kaltlächelnd abtat.

»Sierra Leone und die Vereinigten Staaten«, erwiderte Paola. »Aber das heißt nicht, daß ich nicht stolz bin auf das, was du getan hast.«

Brunetti schwieg eine ganze Weile, dann fragte er: »Merkt man mir an, wie voreingenommen ich gegen die bin?«

»Gegen wen?«

»Eben Jungen wie die, aus reicher Familie, mit besten Beziehungen und diesem herrischen Wesen.«

»Du meinst Familien wie meine?« In ihren ersten gemeinsamen Jahren, bevor Brunetti gelernt hatte, daß Paolas schockierend brutale Offenheit oftmals alles andere als aggressiv war, hätte die Frage ihn verblüfft. Jetzt beantwortete er sie einfach mit einem schlichten: »Ja.«

Sie faltete die Hände und stützte das Kinn auf die Fingerknöchel. »Merken würde das wohl nur jemand, der dich sehr gut kennt. Oder der aufmerksam verfolgt, was du sagst.«

»Jemand wie du?« fragte er lächelnd.

»Ja.«

»Was glaubst du, woran es liegt, daß sie mich so leicht auf die Palme bringen?«

Paola zögerte; es war beileibe nicht das erste Mal, daß sie darüber nachdachte, aber er hatte ihr die Frage noch nie so direkt gestellt. »Ich glaube, es hat viel mit deinem Gerechtigkeitssinn zu tun.«

»Nicht mit Eifersucht?« hakte er nach, um ihr ein

Kompliment zu entlocken.

»Nein, zumindest nicht irgendeiner primitiven Form von Eifersucht.«

Brunetti lehnte sich im Sofa zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Er rutschte noch ein wenig hin und her, um sich eine bequemere Stellung zu suchen, und als er sie gefunden hatte, fuhr Paola fort: »Ich glaube, was dir so gegen den Strich geht, ist nicht, daß manche Menschen mehr besitzen als andere, sondern daß die Reichen nicht begreifen oder nicht einsehen wollen, daß ihr Geld sie weder über die anderen erhebt noch ihnen das Recht gibt, sich alles herauszunehmen.« Als er das nicht in Abrede stellte, fügte sie hinzu: »Und du stößt dich an ihrer Weigerung, auch nur ansatzweise darüber nachzudenken, daß sie ihr Vermögen schließlich nicht aus eigener Kraft erworben oder verdient haben.« Sie lächelte ihn an. »So erkläre zumindest ich mir, warum dir diese Schicht so verleidet ist.«

»Und du?« fragte er. »Bist du auch gegen sie?«

Paola lachte schallend. »Das kann ich mir nicht leisten«, sagte sie. »Dafür gibt's zu viele davon in meiner Familie.«

Er stimmte in ihr Lachen ein, und sie setzte hinzu: »Als ich jung war und noch mehr Ideale hatte, da habe ich mich schon gegen sie aufgelehnt. Aber mit der Zeit sah ich ein, daß sie sich nicht ändern würden, und außerdem waren mir einige von ihnen inzwischen sehr ans Herz gewachsen, und ich wußte, daran würde sich nie etwas ändern – also blieb mir keine andere Wahl, als sie so zu nehmen, wie sie sind.«

»Die Liebe geht über die Wahrheit?«

»Tut mir leid, aber die Liebe geht über alles, Guido«, sagte sie in vollem Ernst.

Am nächsten Morgen stieß Brunetti auf dem Weg zur Questura auf eine Ungereimtheit im Fall Moro, die er bislang übersehen hatte: Wieso war der Junge eigentlich Internatszögling gewesen? Das strenge Reglement der San Martino mit all ihren Richtlinien und Vorschriften hatte ihn so sehr beschäftigt, daß, als er Ernestos Zimmer durchsuchte, die naheliegende Frage unterblieb, wieso in einer Gesellschaft, die junge Menschen darin bestärkte, bis zur Heirat daheim zu leben, ausgerechnet dieser junge Mann nicht bei seinen Eltern wohnte, obwohl doch beide in Venedig ansässig waren.

Am Eingang zur Questura wäre er um ein Haar mit Signorina Elettra zusammengestoßen. »Gehen Sie außer Haus?« fragte er.

Sie sah auf die Uhr. »Brauchen Sie etwas, Signore?« fragte sie zurück. Aber der Commissario merkte nicht, daß das eigentlich keine rechte Antwort war.

»Ja, ich wollte Sie bitten, für mich einen Anruf zu übernehmen.«

Sie trat bereitwillig in den Flur zurück. »Bei wem?«

»Der Akademie San Martino.«

Mit unverhohlener Neugier in der Stimme fragte sie:

»Und was soll ich denen sagen?« Inzwischen waren sie schon an der Treppe, die zu ihrem Büro hinaufführte.

»Ich möchte wissen, ob es Vorschrift ist, daß die Jungen in der Schule wohnen, oder ob die Akademie denjenigen, die in Venedig zu Hause sind, auch als Tagesschülern offensteht. Es geht mir darum herauszufinden, wie starr dort die Regeln sind. Vielleicht könnten Sie sich als Mutter eines Aspiranten ausgeben und sagen, Ihr Sohn sei gerade mit dem Gymnasium fertig, er habe von klein auf keinen sehnlicheren Wunsch gehabt als den, Offizier zu werden, und da Sie Venezianerin sind, wollten sie ihm nun

den Besuch der San Martino ermöglichen, die doch ein so hohes Ansehen genießt.«

»Und sollte meine Stimme von patriotischem Stolz erfüllt sein, während ich diese Fragen stelle?«

»Bis zum Ersticken!« bekräftigte er.

Sie hätte es nicht besser machen können. Neben einem makellos reinen und geschliffenen Italienisch beherrschte Signorina Elettra auch einen sehr altertümlichen venezianischen Dialekt. Jetzt am Telefon gelang es ihr, beide so perfekt zu vermischen, daß sie haargenau so klang wie die Frau, für die sie sich ausgab: die venezianische Gattin eines römischen Bankiers, der soeben zum Direktor der venezianischen Filiale einer Bank ernannt worden war, deren Namen sie lässig übergang. Nachdem sie die Sekretärin der Akademie hatte warten lassen, während sie nach Stift und Papier suchte – und sich dann dafür entschuldigte, beides nicht griffbereit neben dem Telefon zu haben, so wie ihr Mann es immer predigte –, ließ sie sich den nächsten Einschulungstermin nennen, erkundigte sich nach den Bestimmungen für Nachzügler sowie nach der Zustelladresse für Zeugnisse und Empfehlungsschreiben. Als die Sekretärin sie über die Schulgebühren, den Preis der Uniformen und so weiter informieren wollte, winkte die Bankiersgattin souverän ab und erklärte, um solche Details kümmere sich ihr Wirtschaftsberater.

Brunetti, der über Lautsprecher mithörte, war verblüfft über den Elan, mit dem Signorina Elettra sich in die Rolle einfand; er sah sie geradezu vor sich, wie sie abends nach einer anstrengenden Shoppingtour heimwärts eilte, um nachzusehen, ob die Köchin auch echten *basilico genovese* für den Pesto bekommen hatte. Gerade als die Sekretärin der Hoffnung Ausdruck gab, die Schule möge die Erwartungen Filibertos und seiner Eltern erfüllen, stieß

Signorina Elettra hervor: »Ach, ja, eine letzte Frage noch. Es läßt sich doch einrichten, daß unser Sohn zu Hause schläft, nicht wahr?«

»Verzeihen Sie, Signora«, erwiderte die Sekretärin, »aber wir sind ein Internat, also wohnen die Schüler auch bei uns. Die Kosten dafür sind in den Schulgebühren enthalten. Wo sollte Ihr Sohn sonst wohnen?«

»Natürlich hier bei uns im Palazzo. Sie können doch nicht erwarten, daß er mit all diesen anderen Jungen zusammenlebt, oder? Er ist schließlich erst sechzehn.« Hätte die Sekretärin ihr eine Blutspende abverlangt – das Entsetzen der Bankiersgattin wäre kaum größer gewesen. »Selbstverständlich werden wir die Gebühren in voller Höhe zahlen, aber es ist undenkbar, ein Kind in dem Alter von seiner Mutter zu trennen.«

»Ah«, flötete die Sekretärin, sobald sie erfreut den ersten Teil von Signorina Elettras Erklärung zur Kenntnis genommen hatte – die zweite Hälfte übergang sie elegant. »In einigen wenigen Fällen läßt sich vielleicht, mit Zustimmung des Comandante, eine Ausnahme machen. Allerdings müssen die Schüler morgens um acht pünktlich zur ersten Stunde erscheinen.«

»Dafür haben wir ja unsere Motorjacht!« erklärte Signorina Elettra und lieferte sich damit selbst die Vorlage für ihren letzten Volley, der in dem Versprechen gipfelte, die unterschriebenen Papiere baldigst abzuschicken und die vorgeschriebene Kautionssumme bis Ende der Woche einzuzahlen. Danach folgte beiderseits eine höfliche Verabschiedung.

Brunetti ertappte sich bei einem ganz ungewohnten Gefühl: Er empfand plötzlich Mitleid mit Vice-Questore Patta – der arme Mann hatte nicht die geringste Chance. »Filiberto?« fragte er.

»Den Namen hat sein Vater ausgesucht«, antwortete Signorina Elettra.

»Und Ihre Wahl? Eustasio?«

»Nein, Eriprando.«



Mit der Auskunft, daß es im Ermessen des Comandante lag, die Schulordnung in Ausnahmefällen zu umgehen, erfuhr Brunetti nichts, was er nicht schon vermutet hätte: Wo die Kinder der Reichen und Mächtigen versammelt waren, wurden Vorschriften oft frei ausgelegt, um den ausgefallenen Wünschen der Eltern entgegenzukommen. Was er nicht wußte, war, wie weit die Kulanz des Comandante reichte. Und auch bei der Frage, wie das alles mit Ernesto Moros Tod zusammenhängen mochte, tappte er noch im dunkeln.

Da er mit seinen Überlegungen nicht weiterkam, wählte Brunetti kurz entschlossen Signora Moros Nummer. Doch wieder läutete das Telefon ins Leere. Einer Eingebung folgend, der er sich kurz entschlossen beugte, beschloß er, einfach bei ihr vorbeizuschauen. Vielleicht konnte ihm ja einer der Nachbarn sagen, wo sie zu finden sei.

Er nahm das Vaporetto bis San Marco und ging von dort zurück zu der Gasse, in der Signora Moro wohnte. An der Haustür läutete er, wartete und läutete wieder. Dann klingelte er bei der Wohnung links daneben, wartete und arbeitete sich in der Folge von einer Klingel zur nächsten abwärts, wie ein Kletterer, der sich an einer Klippe hinunterhangelt. Die erste Antwort kam aus einer Wohnung im ersten Stock, deren Klingelschild den Namen Della Vedova trug. Eine Frauenstimme meldete sich, und als Brunetti erklärte, er sei von der Polizei und müsse Signora Moro sprechen, sprang die Tür mit einem Klicken auf. Gleich darauf ging in dem schummrigen Flur das Licht an, und eine Frau rief von oben: »Hier herauf, Signore.«

Im Treppenhaus bemerkte Brunetti am Geländer eine Vorrichtung für Rollstuhlfahrer, die ihm beim letzten Mal nicht aufgefallen war. Die Erklärung dafür wartete gleich hinter der Wohnungstür im ersten Stock: eine junge Frau in einem Rollstuhl mit einer riesigen grauen Katze auf dem Schoß. Lächelnd blickte sie ihm entgegen, schob die Katze zur Seite und streckte ihm die Hand hin. »Beatrice Della Vedova«, sagte sie. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Nachdem Brunetti sich mit Namen und Dienstgrad vorgestellt hatte, packte sie mit beiden Händen die Räder ihres Stuhls, drehte ihn geschickt um die eigene Achse und rollte sich mit kräftigen Stößen in die Wohnung zurück. Brunetti folgte ihr und schloß die Tür hinter sich.

In der Mitte des Wohnzimmers, in das Signora oder Signorina Della Vedova ihn führte, stand ein Zeichentisch, dessen Höhe so eingestellt war, daß der Rollstuhl bequem darunterpaßte. Auf dem Tisch stapelten sich Aquarelle von Brücken und Kanälen in jenen fluoreszierenden Farben, die bei den Touristen offenbar besonders gut ankamen. Die drei Kirchenansichten – von San Zaccaria, San Martino und San Giovanni in Bragora –, die an der rückwärtigen Wand hingen, zeichneten sich durch eine architektonische Detailtreue aus, die den Bildern auf dem Zeichentisch gänzlich fehlte. Und die gedämpften Farben eigneten sich vortrefflich dazu, den warmen Glanz der Steine und das Lichterspiel auf dem Kanal vor San Martino und an den Fassaden der beiden anderen Kirchen einzufangen.

Die junge Frau schwenkte ihren Rollstuhl herum und sah, wie Brunetti die Zeichnungen an der Wand betrachtete.

»Das ist mein eigentliches Metier«, sagte sie und fügte mit einer abschätzigen Geste zu den Aquarellen auf dem

Tisch hinzu: »Und für das da werde ich bezahlt.« Dann beugte sie sich zu der Katze hinunter und flüsterte ihr ins Ohr: »Wir müssen schließlich dafür sorgen, daß dir dein Whiskas nicht ausgeht, oder, Dickerchen?«

Die Katze erhob sich gravitatisch auf ihrem Schoß und sprang mit einem Plumps, den man sicher noch unten im Hausflur hören konnte, zu Boden. Dann stolzierte sie mit steil erhobenem Schwanz aus dem Zimmer. Die Frau sah lächelnd zu Brunetti auf. »Ich weiß nie, ob es ihn kränkt, wenn ich auf sein Gewicht anspiele, oder ob er einfach nicht für diese Klecksereien verantwortlich gemacht werden mag.« Sie ließ diese Erklärung einen Moment nachwirken und setzte dann, immer noch lächelnd, hinzu:

»Gerechtfertigt wäre eins wie das andere, meinen Sie nicht auch?«

Brunetti erwiderte ihr Lächeln, und sie bat ihn, Platz zu nehmen. Als er sich gesetzt hatte, rollte sie ihren Stuhl herum, bis sie ihm gegenüber saß. Er schätzte sie auf Ende Zwanzig, obwohl die grauen Strähnen in ihrem Haar und die senkrechten Falten zwischen den Brauen sie älter erscheinen ließen. Ihre Augen hatten die Farbe von hellem Bernstein, die Nase war, gemessen an den übrigen Gesichtszügen, ein wenig zu lang und der Mund so weich und entspannt, daß er sich ganz fremd ausnahm in diesem Antlitz, auf dem Brunetti eine leidvolle Geschichte zu lesen glaubte.

»Sie sagten, Sie kommen wegen Signora Moro?« erkundigte sie sich.

»Ja, ich hätte sie gern gesprochen. Ich habe mehrmals versucht anzurufen, sie aber nie erreicht. Als ich das letzte Mal mit ihr sprach, da —«

»Wann war das?« unterbrach sie ihn.

»Vor ein paar Tagen. Und sie sagte nichts davon, daß sie

vorhätte zu verreisen.«

»Nein, das sähe ihr nicht ähnlich. Ich meine, daß sie so was erwähnen würde.«

Brunetti nickte und fuhr fort: »Ich hatte auch nicht das Gefühl, daß ...« Er stockte, unsicher, wie er sich ausdrücken sollte. »Also ich hatte nicht den Eindruck, als gäbe es irgendeinen Ort, wo es sie hinziehen könnte.«

Signora oder Signorina Della Vedova maß ihn mit neu erwachtem Interesse. »Warum sagen Sie das?«

»Ich weiß nicht. Ich hatte nur ganz stark das Gefühl, daß sie hierhergehörte und kein Verlangen danach hatte fortzugehen.«

Als Brunetti offenbar nicht weiterwußte, sagte sie: »Gab es auch nicht. Ich meine, einen Ort, wo es sie hingezogen hätte.«

»Kennen Sie die Signora gut?«

»Nein, eigentlich nicht. Sie wohnt noch keine zwei Jahre hier.«

»Seit dem Unfall?« fragte Brunetti.

Sie sah ihn scharf an, und ihr eben noch so freundliches Gesicht wirkte auf einmal streng und verschlossen. »Das«, sagte sie und schnippte mit den Fingern der rechten Hand über ihren Schoß zu den Beinen hin, die nutzlos im Stuhl ruhten, »das war ein Unfall. Was Federica zugestoßen ist, war keiner.«

Brunetti unterdrückte jeden Kommentar, der sich angeboten hätte, und fragte nur ganz ruhig: »Wissen Sie das genau?«

»Natürlich nicht«, entgegnete sie, und ihre Stimme klang wieder gefaßt. »Ich war ja nicht dabei und habe nicht gesehen, was passiert ist. Aber die beiden Male, die Federica davon gesprochen hat, begann sie mit den

Worten: ›Als sie auf mich geschossen haben ...‹ So redet man nicht, wenn es sich um einen Unfall handelt.«

Brunetti zweifelte nicht daran, daß diese Frau sehr genau wußte, wie ein Unfallopfer sich ausdrückte. »Und das hat sie zweimal gesagt?«

»Soweit ich mich erinnern kann, ja. Aber nur so im Erzählton, nicht anklagend. Und ich habe nie gefragt, was passiert ist; ich wollte nicht indiskret sein. Darunter habe ich selber oft genug gelitten. Ich dachte mir, was sie preisgeben will, wird sie mir schon von allein erzählen, wenn sie soweit ist.«

»Und hat sie?«

Die junge Frau schüttelte den Kopf. »Nein, es blieb bei diesen beiden Anspielungen.«

»Sehen Sie sich oft?«

»Vielleicht einmal die Woche. Manchmal schaut sie auf einen Kaffee vorbei, oder sie kommt einfach runter, um sich ein Weilchen zu unterhalten.«

»Kannten Sie sie schon, bevor sie hier einzog?«

»Nein. Ihr Mann war mir natürlich ein Begriff. Aber den kennt ja so gut wie jeder. Schon durch den Moro-Report.«

Brunetti nickte. »Sie habe ich durch Gastone kennengelernt.«

»Gastone?«

»Der Kater. Sie fand ihn eines Tages vor dem Haus, und sowie sie das Tor aufsperrte, drängte er sich mit hinein. Und als er dann hier vor meiner Wohnungstür stehenblieb, klopfte sie und fragte, ob das meine Katze sei. Gastone entwischt mir manchmal, und dann stromert er in der *calle* herum, bis ihm jemand aufmacht oder Nachbarn, die wissen, daß er mir gehört, bei mir läuten und Bescheid sagen, daß ich ihn hereinlassen soll.« Ein inniges Lächeln

ließ ihr Gesicht aufleuchten. »Worum ich sehr froh bin. Schließlich ist es nicht gerade leicht für mich, hinunterzugehen und ihn zu holen.« Sie sagte das so beiläufig, daß Brunetti es weder als indirekte Aufforderung zur Nachfrage empfand noch als unbewußten Appell an sein Mitleid.

»Wann haben Sie Signora Moro zuletzt gesehen?«

Darüber mußte sie erst nachdenken. »Vorgestern, und direkt gesehen habe ich sie nicht, ich hörte sie nur auf der Treppe. Aber ich bin sicher, daß sie es war. Ich hatte gerade vom Tod ihres Sohnes erfahren, und dann, als sie ins Haus kam, erkannte ich draußen ihren Schritt. Ich wollte schon zur Tür und aufmachen, aber dann wußte ich nicht, was ich hätte sagen sollen. Also blieb ich einfach hier sitzen und hörte sie nach oben gehen. Etwa eine Stunde später kam sie wieder herunter.«

»Und seitdem?«

»Nichts.« Bevor er etwas sagen konnte, fuhr sie fort:

»Aber ich schlafe nach hinten raus, und aufgrund der Medikamente, die ich nehmen muß, habe ich einen sehr festen Schlaf. Es ist also durchaus möglich, daß sie zurückgekommen ist, ohne daß ich es gehört habe.«

»Hat sie Sie vielleicht angerufen?«

»Nein.«

»Und paßt es zu ihr, einfach zwei Tage fortzubleiben?«

Die Antwort kam prompt. »Nein, im Gegenteil, sie ist fast immer zu Hause, aber seit vorgestern habe ich sie weder auf der Treppe gehört noch oben in ihrer Wohnung.«

Bei den letzten Worten deutete sie zur Decke hinauf.

»Und haben Sie eine Vermutung, wo sie sein könnte?«

»Nein, über so was haben wir nicht miteinander

gesprochen.« Als sie sein erstauntes Gesicht sah, ergänzte sie: »Ich meine, wir waren nicht befreundet, nur zwei einsame Frauen, die ab und zu miteinander plauderten.«

Auch dahinter verbarg sich, soweit Brunetti es beurteilen konnte, keine Botschaft: nur die schlichte Wahrheit, klar und deutlich ausgesprochen. »Und sie lebte allein?«

»Soviel ich weiß, ja.«

»Empfing auch keinen Besuch?«

»Nicht daß ich wüßte, nein.«

»Ein Kind haben Sie in der Wohnung nie gehört?«

»Meinen Sie ihren Sohn?«

»Nein, ihre Tochter.«

»Tochter?« Ihr Erstaunen beantwortete seine Frage hinlänglich. Sie schüttelte den Kopf.

»Niemals?«

Wieder ein stummes Kopfschütteln, als hätte die schockierende Vorstellung von einer Mutter, die eins ihrer Kinder einfach verheimlichte, ihr die Sprache verschlagen.

»Und hat sie über ihren Mann gesprochen?«

»Selten.«

»Können Sie beschreiben, wie? Ich meine, klang sie verbittert? Zornig?«

Die junge Frau überlegte einen Moment, dann sagte sie:

»Nein, sie redete ganz normal über ihn.«

»Liebevoll?«

Der Blick, den sie ihm zuwarf, zeugte von beredter Neugier. »Nein, das könnte ich nicht sagen. Wenn es sich ergab, erwähnte sie ihn ganz normal.«

Um sich besser einfühlen zu können, bat Brunetti:

»Könnten Sie mir ein Beispiel geben?«

»Also einmal unterhielten wir uns über Krankenhäuser und Kliniken.« Hier stockte die junge Frau, dann seufzte sie und fuhr fort. »Wir sprachen über die Fehler, die dort begangen werden, und sie sagte, der Report ihres Mannes habe dem Abhilfe geschaffen, aber nur für kurze Zeit.«

Brunetti wartete auf eine nähere Erläuterung, aber sie hatte offenbar alles gesagt, was sie wußte. Und da ihm keine weiteren Fragen einfielen, erhob er sich. »Vielen Dank, Signora«, sagte er und beugte sich nieder, um ihr die Hand zu schütteln.

Sie nickte lächelnd und schob ihren Rollstuhl zur Tür hin. Brunetti war vor ihr dort und griff schon nach der Klinke, als sie ihm Einhalt gebot: »Warten Sie!« In der Annahme, daß ihr noch etwas Wichtiges eingefallen sei, drehte Brunetti sich um, spürte aber im selben Moment einen plötzlichen Druck gegen seine linke Wade. Es war Gastone, der sich an sein Bein schmiegte und diesem Fremden schöntat, der die Macht hatte, Türen zu öffnen. Brunetti hob den Kater auf, erstaunt, wie schwer er war. Lächelnd setzte er ihn der Frau auf den Schoß, verabschiedete sich und verließ die Wohnung, allerdings nicht, ohne sich zu vergewissern, daß kein Gastone zwischen Tür und Rahmen herumstrich.

Sobald er von Beatrice Della Vedova erfahren hatte, daß Signora Moro seit zwei Tagen verschwunden war, wußte Brunetti, was er zu tun hatte. Er stieg unverzüglich eine Treppe höher und stand gleich darauf vor ihrer Wohnungstür. Das Schloß war ein ganz einfaches Modell: Der Wohnungseigentümer war offenbar nicht sonderlich darauf bedacht, seine Mieter vor Einbrechern zu schützen. Brunetti zückte seine Brieftasche und entnahm ihr eine schmale Plastikkarte. Die hatte Vianello vor ein paar Jahren einem Einbrecher abgenommen, den seine



erfolgreiche Karriere leichtsinnig gemacht hatte. Vianello hatte sich der Karte mehr als einmal und natürlich immer streng gesetzwidrig bedient, um sie dann, als er vom Sergente zum Ispettore befördert wurde, Brunetti zu verehren, in dankbarer Anerkennung für dessen beharrliche Unterstützung, ohne die seine Beförderung wohl nie zustande gekommen wäre. Wenn Brunetti auch zunächst den Verdacht hegte, Vianello wolle sich womöglich nur einer gefährlichen Versuchung entledigen, so hatte die Karte ihm inzwischen so viele gute Dienste geleistet, daß er das großzügige Geschenk gebührend zu würdigen wußte.

Er klemmte die Karte zwischen Tür und Pfosten, zog sie bis zum Schloß durch, und schon gab die Klinke nach. Gewohnheitsmäßig blieb er auf der Schwelle stehen, sog die Luft ein und schnupperte nach dem Geruch des Todes. Er roch Staub und abgestandenen Zigarettenrauch und den Nachgeschmack eines scharfen Reinigungsmittels, aber keine Spur von verwesendem Fleisch. Erleichtert schloß er die Tür hinter sich und ging ins Wohnzimmer, das er genauso vorfand wie bei seinem ersten Besuch: die Möbel unverändert am selben Platz, und auch das Buch, das aufgeklappt, mit der Schrift nach unten, auf der Armlehne eines Sofas gelegen hatte, war noch da und womöglich immer noch an derselben Stelle aufgeschlagen.

Die Küche war aufgeräumt: kein schmutziges Geschirr in der Spüle, und als er mit der Schuhspitze die Kühlschranktür öffnete, fanden sich darin keinerlei verderbliche Speisen. Brunetti nahm einen Stift aus der Innentasche seines Jacketts und klappte eine nach der anderen die Schranktüren auf: Das einzige, was er entdeckte, war eine offene Kaffeedose.

Im Bad öffnete er mit einem Handknöchel das Medizinschränkchen, das nichts weiter enthielt als ein

Röhrchen Aspirin, eine benutzte Duschhaube, eine noch ungeöffnete Shampooflasche und eine Packung Nagelsandfeilen. Die Handtücher auf dem Ständer waren trocken.

Nun blieb nur noch das Schlafzimmer übrig, aber Brunetti war nicht wohl, als er es betrat: Dieser Teil seiner Arbeit war ihm gründlich zuwider. Auf dem Nachttisch neben dem Bett lag eine feine Staubschicht, in der sich deutlich ein schmales Rechteck abzeichnete: Hier hatte Signora Moro offenbar ein Foto entfernt. Zwei weitere fehlten auf der Kommode. Dagegen schienen Schrank und Schubladen unberührt, und unter dem Bett lagen zwei Koffer. Brunetti überwand alle Scham und schlug an der nächst der Tür gelegenen Seite des Doppelbetts die Decke zurück und hob das Kissen hoch. Darunter lag, sorgsam zusammengefaltet, ein weißes Oberhemd. Brunetti zog es hervor und breitete es auseinander. Ihm hätte es gepaßt, aber für Signora Moro war es in der Schulter viel zu breit, und die Ärmel reichten ihr sicher bis weit über die Hände. Ungefähr in Höhe des Herzens entdeckte Brunetti ein so zart gesticktes Monogramm, daß es nur aus Seide sein konnte, und entzifferte die verschlungenen Initialen FM.

Brunetti faltete das Hemd wieder zusammen und legte es an seinen Platz; dann zog er die Decke hoch und strich sie sorgfältig glatt. Anschließend ging er durchs Wohnzimmer in den Flur zurück und verließ die Wohnung. Als er auf der Treppe an der Tür von Beatrice Della Vedova vorbeikam, stellte er sich vor, wie sie drinnen mit ihrem Kater auf dem Schoß dasaß und den Schritten lauschte, die das Leben an ihrer Schwelle vorbeitrug.

Erst als die Kinder an diesem Abend zu Bett gegangen waren und er und Paola allein im Wohnzimmer saßen, wo sie zum hundertsevenundzwanzigsten Mal Jane Austens *Die Liebe der Anne Elliot* las und er Anna Comnenas Mahnung nachhing, daß »sobald man in die Rolle des Historikers schlüpft, Freund- und Feindschaften nicht mehr zählen dürfen«, erst da kam Brunetti auf sein heimliches Eindringen in Signora Moros Wohnung zu sprechen, allerdings auf einem Umweg. »Paola ...«, begann er. Über den Rand des Buches hinweg traf ihn ein zerstreuter Blick. »Was würdest du tun, wenn ich dich um eine Trennung bäte?«

Bei seinen ersten Worten war Paolas Blick wieder in ihr Buch gewandert, aber jetzt starrte sie ihn entgeistert an, und Anne Elliot blieb mit ihren romantischen Problemen sich selbst überlassen. »Wenn du was?«

»Dich um eine Trennung bitten würde.«

»Bevor ich in die Küche gehe und das Brotmesser hole«, sagte sie, und ihre Stimme klang sehr beherrscht, »könntest du mir verraten, ob das eine hypothetische Frage ist?«

»Aber ja doch!« beteuerte er und genierte sich fast, weil ihre Gewaltandrohung ihn gar so glücklich machte. »Also, was würdest du tun?«

Paola legte das aufgeschlagene Buch verkehrt herum neben sich. »Warum willst du das wissen?«

»Das sage ich dir, sobald du meine Frage beantwortet hast. Komm schon, was würdest du tun?«

Ihr Blick verhiess nichts Gutes. »Na?« drängte er.

»Wenn es eine echte Trennung wäre, dann würde ich dich vor die Tür setzen und alles, was dir gehört, hinterherwerfen.«

Auf Brunettis Gesicht erschien ein glückseliges Lächeln.

»Alles?«

»Ja. Alles. Sogar die Sachen, die ich mag.«

»Würdest du zum Schlafen eins von meinen Hemden anziehen?«

»Bist du verrückt?«

»Und wenn die Trennung nur eine Finte wäre?«

»Eine Finte?«

»Ja, damit es so aussieht, als ob wir uns getrennt hätten, auch wenn es gar nicht stimmt, sondern wir nur so tun müßten, als ob.«

»Dann würde ich dich immer noch rauswerfen, aber all die Sachen, die ich mag, behalten.«

»Und das Hemd? Würdest du darin schlafen?«

Sie sah ihn lange an. »Willst du eine ernstgemeinte Antwort oder noch mehr Kindereien?«

»Ich glaube, ich möchte eine ehrliche Antwort.«

»Gut, dann ja, ich würde in deinem Hemd schlafen oder es auf mein Kissen legen, damit ich zumindest deinen Geruch bei mir hätte.«

Brunettis Glaube an seine Ehe war so unerschütterlich wie der in das periodische System der Elemente, ja womöglich noch stärker; trotzdem konnte eine gelegentliche Bestätigung nicht schaden. Und auch wenn er noch nicht wußte, was er daraus folgern sollte, schien ihm die Ehe der Moros jetzt ebenso beständig wie die eigene.

»Signora Moro«, begann er, »lebt von ihrem Mann getrennt.« Paola nickte zum Zeichen, daß er ihr das bereits erzählt hatte. »Aber unter dem Kissen in dem Doppelbett, in dem sie allein schläft, liegt ein Hemd von ihm.«

Paolas Blick schweifte nach links zum Fenster, in dem sich ein einsames Licht aus dem Haus gegenüber spiegelte. Nach einer langen Weile sagte sie leise seufzend: »Ah.«

»Ja«, bekräftigte er, »das habe ich auch gedacht.«

»Aber warum müssen sie so tun, als hätten sie sich getrennt?«

»Vermutlich damit diejenigen, die auf sie geschossen haben, es nicht wieder tun und womöglich beim zweiten Mal besser treffen.«

»Ja, das leuchtet ein.« Paola dachte nach, dann fragte sie:

»Und wer könnte das sein?«

»Wenn ich das wüßte, dann würde ich wahrscheinlich auch alles andere verstehen.«

Mechanisch, weil sie es nun einmal gewohnt war, auf sprachliche Logik zu achten, sagte Paola: »Wir können nie *alles* verstehen.«

»Gut, aber wenigstens wüßte ich mehr als jetzt. Vermutlich auch, wer den Jungen getötet hat.«

»Da läßt du nicht locker, oder?« fragte sie ohne Tadel.

»Nein.«

»Solltest du wohl auch nicht.«

»Dann glaubst du also auch, daß er ermordet wurde?«

»Das habe ich von Anfang an gedacht.«

»Wieso?«

»Weil ich auf dein Gespür vertraue und weil du so fest

davon überzeugt warst.«

»Und wenn ich mich doch irren sollte?«

»Dann waren wir gemeinsam im Irrtum«, sagte sie, nahm ihr Buch auf, schob ein Lesezeichen zwischen die Seiten und klappte es zu. Als sie den Band wieder hinlegte, sagte sie:

»Ich kann jetzt nicht weiterlesen.«

»Ich auch nicht«, meinte er und ließ die Anna Comnena vor sich auf den Tisch sinken.

Paola sah ihn an und fragte: »Bist du mir böse, wenn ich nicht eins von deinen Hemden anziehe?«

Er lachte schallend, und sie gingen zu Bett.

Am nächsten Morgen machte er sich als erstes auf die Suche nach Signorina Elettra, die er in ihrem Büro fand. Auf dem Schreibtisch standen mindestens sechs Blumensträuße, jeder in ein kegelförmig gerolltes, pastellfarbenes Papier eingeschlagen. Brunetti, der wußte, daß sie einen Dauerauftrag bei Biancat hatte, von wo man ihr jeden Montag frischen Blumenschmuck lieferte, fragte sich, ob er mit dem Kalender durcheinandergekommen und heute gar nicht Dienstag sei – oder ob er die Ereignisse des gestrigen Tages am Ende nur geträumt habe.

»Sind die von Biancat?« erkundigte er sich.

Sie riß zwei Packungen auf und begann, Zwergsonnenblumen in einer grünen Vase anzuordnen. »Nein, die sind vom Rialto.« Sie trat einen Schritt zurück, musterte das Arrangement und fügte noch drei Sonnenblumen hinzu.

»Dann ist heute also wirklich Dienstag?«

Sie maß ihn mit einem verwunderten Blick und sagte:

»Ja, natürlich.«

»Aber kommen die Blumen nicht immer montags?«

Sie lächelte, nahm die Vase auf und stellte sie auf die andere Seite ihres Computers. »Doch, schon. Aber der Vice-Questore hat letzthin ein ziemliches Theater gemacht wegen der hohen Bürokosten, und da habe ich beschlossen, die Blumen für eine Weile am Rialto zu kaufen, wo sie sehr viel billiger sind – zumindest so lange, bis *er* sich ein neues Steckenpferd sucht.«

»Haben Sie denn all diese Sträuße selber hergebracht?« fragte Brunetti und versuchte abzuschätzen, ob die üppigen Gebinde überhaupt in ihre Arme paßten.

»Nein, als ich merkte, wie viel ich gekauft hatte, habe ich mir ein Boot bestellt.«

»Ein Polizeiboot?«

»Ja, sicher. Ein Wassertaxi ließe sich schlecht verbuchen«, sagte sie und kürzte den Stiel einer Nelke.

»Wegen dieser leidigen Sparmaßnahmen«, vermutete Brunetti.

»Genau.«

Drei der übrigen Sträuße wanderten in eine riesige Keramikvase, und der letzte, ein Bund Astern, kam in eine schlanke Kristallvase, die Brunetti noch nie zuvor gesehen hatte. Als alle drei Vasen zu Signorina Elettras Zufriedenheit aufgestellt waren und sie das Einwickelpapier sauber gefaltet in dem Korb fürs Recyclingpapier entsorgt hatte, sah sie zu ihm auf und sagte: »Ja, Commissario?«

»Haben Sie etwas über die Tochter herausfinden können?«

Signorina Elettra nahm einen Notizblock vom Schreibtisch, klappte ihn auf und begann vorzulesen: »Das

Mädchen, Valentina, wurde vor zwei Jahren aus der Schule genommen, und seither fehlt, zumindest amtlicherseits, jede Spur von ihr.«

»Wer hat sie aus der Schule genommen?«

»Offenbar ihr Vater.«

»Und wie ging das zu?«

»Laut Eintrag der Schulbehörde war der sechzehnte November vor zwei Jahren ihr letzter Schultag.«

Sie sah ihn an, aber keiner von beiden brauchte den anderen daran zu erinnern, daß eine Woche zuvor auf Signora Moro geschossen worden war.

»Und?« fragte er.

»Nichts und. Aus den Unterlagen im Archiv geht hervor, daß die Eltern sich entschlossen hatten, das Mädchen auf eine Privatschule zu geben.«

»Wo?« fragte Brunetti.

»Wie man mir sagte, brauchen darüber keine Angaben gemacht zu werden.«

»Aber hat die alte Schule denn nicht nachgefragt?« Brunetti klang verärgert. »Wollen die denn nicht wissen, wo ihre Schützlinge abbleiben?«

»Die Frau, mit der ich gesprochen habe, sagte, Vorschrift sei nur, daß die Erziehungsberechtigten die entsprechenden Formulare ausfüllen und unterschreiben – in doppelter Ausführung«, öffte Signorina Elettra den leiernden Tonfall der Person nach, mit der sie gesprochen hatte.

»Und wenn die Papiere in Ordnung sind, kann ein Kind verschwinden, ohne daß irgendwer Nachforschungen anstellt?«

»Man hat mir gesagt, die Verantwortung der Schule erlischt, sobald die Eltern die Formulare ausgefüllt haben



und mindestens ein Elternteil das Kind von der Schule abgeholt hat.«

»Einfach so?« fragte er.

Signorina Elettra hob die gespreizten Hände, als wolle sie sagen, daß sie hier schon gar nicht zuständig sei. »Die Frau am Telefon sagte, sie habe noch nicht dort gearbeitet, als das Mädchen abgemeldet wurde. Darum könne sie leider nicht mehr tun, als mir die Schulordnung zu erklären.«

»Und wo ist sie nun? Ein kleines Mädchen kann doch nicht einfach verschwinden«, beharrte Brunetti.

»Sie könnte überall sein«, sagte Signorina Elettra und fügte hinzu: »Aber sie ist nicht in Siena.«

Brunetti warf ihr einen fragenden Blick zu.

»Ich habe das dortige Polizeipräsidium angerufen und anschließend die Meldelisten der Schulen durchgesehen. Weder die kleine Moro ist irgendwo erfaßt noch ein Kind von den Ferros.«

»Jetzt ist auch noch die Mutter verschwunden«, sagte Brunetti, erzählte ihr von seinem heimlichen Besuch in Signora Moros Wohnung, von dem Hemd, das er unter ihrem Kissen gefunden und welche Schlüsse er daraus gezogen hatte.

Signorina Elettra wurde erst blaß, dann schoß ihr das Blut ins Gesicht. »Sein Hemd?« fragte sie dann, und bevor er antworten konnte, wiederholte sie: »Sein Hemd?«

»Ja«, bestätigte Brunetti. Er wollte schon fragen, was sie davon hielte, aber ein Blick in ihr Gesicht genügte, und ihm war klar, daß sie dabei nur an einen Mann denken konnte. In das qualvolle Schweigen hinein, das die Erinnerung an ihren Verlust heraufbeschworen hatte, sagte er: »Hätten Sie vielleicht eine Idee, wie wir das Kind

ausfindig machen könnten?« Obwohl sie ihn überhaupt nicht zu hören schien, fuhr er fort: »Irgendwie muß es doch möglich sein. Vielleicht gibt es ja irgendwo ein Zentralregister, in dem alle schulpflichtigen Kinder erfaßt sind?«

Mit einer Stimme, die von weit her zu kommen schien, sagte Signorina Elettra leise: »Eventuell ginge es über ihre Krankenakte oder falls sie bei den Pfadfindern war.«

Bevor sie noch weitere Vorschläge machen konnte, fiel Brunetti etwas ein: »Die Großeltern! Die müßten uns doch sagen können, wo das Kind geblieben ist.«

»Wissen Sie denn, wo wir die Großeltern finden?« fragte Signorina Elettra mit neuerwachtem Interesse.

»Nein, aber die Moros stammen beide aus Venedig, also werden ihre Eltern vermutlich auch hier ansässig sein.«

»Ich will sehen, was ich tun kann«, versetzte sie zurückhaltend. Und dann: »Ach, übrigens, ich habe herausgefunden, was mit dem Mädchen war, das angeblich in San Martino vergewaltigt wurde.«

»Ja? Wie denn?«

»Durch Freunde von früher« war die einzige Erklärung, die sie sich entlocken ließ. Als sie sah, daß Brunettis Neugier geweckt war, fuhr sie fort: »Das Mädchen war die *fidanzata* von einem der Kadetten, und der schmuggelte sie eines Nachts mit auf sein Zimmer. Irgendwie bekam der Klassenälteste Wind davon und verschaffte sich Zutritt. Das Mädchen fing an zu schreien, als er hereinkam, und dann hat irgendwer die Polizei gerufen. Aber es wurde nie Strafanzeige erstattet, und wie ich dem Protokoll entnehme, bestand dazu vermutlich auch gar kein Anlaß.«

»Verstehe«, sagte Brunetti, ohne zu fragen, wie sie sich so rasch das Vernehmungsprotokoll beschafft hatte.

»*Tanto fumo, poco arrosto.*« Der Spruch war ihm kaum über die Lippen, da begriff Brunetti, wie frivol er auf sie wirken mußte, und beeilte sich hinzuzufügen: »Aber Gott sei Dank, daß dem Mädchen nichts passiert ist.«

Signorina Elettra zeigte sich völlig unbeeindruckt von seinem frommen Nachsatz und wandte sich mit einem lapidaren »Ja, allerdings« wieder ihrem Computer zu.

Brunetti telefonierte hinunter in den Bereitschaftsraum und verlangte Pucetti. Doch der war auf Streife und wurde erst am nächsten Morgen zurückerwartet. Als er aufgelegt hatte, sann der Commissario darüber nach, wie lange es wohl dauern würde, bis seine hohe Meinung von Pucettis Intelligenz dem jungen Mann zum Nachteil gereichte. Von seinen Kollegen würde sich wohl kaum einer gegen ihn stellen, nicht einmal die beiden Erzdummköpfe Alvise und Riverre, denn die uniformierten Beamten waren, zumindest nach Brunettis Erfahrung, nicht eifersüchtig aufeinander. Aber vielleicht konnte Vianello, der ihnen in Rang und Alter näherstand, das besser beurteilen.

Einer wie Scarpa hingegen würde Pucetti gewiß bald mit dem gleichen Mißtrauen belauern, mit dem er schon Vianello verfolgt hatte. Auch wenn Vianello jahrelang kein Wort darüber verloren hatte, war es Brunetti nicht verborgen geblieben, daß die beiden einander von Anfang an spinnefeind waren. Gründe dafür gab es mehr als genug: die Abneigung zwischen einem Süd- und einem Norditaliener, zwischen dem alleinstehenden Scarpa und dem so glücklich verheirateten Vianello, zwischen einem herrschsüchtigen Bürokraten und einem friedliebenden Gemütsmenschen.

Einen Augenblick lang verdroß es ihn, daß derlei persönliche Animositäten die Zusammenarbeit in der Questura unnötig erschwerten. Warum konnten nicht wenigstens die Hüter des Gesetzes über solch kleinlichen Querelen stehen? Doch schon im nächsten Moment schüttelte er den Kopf über seine verrückte Utopie: Wenn

das so weiterging, würde er sich demnächst noch einen salomonischen Herrscher herbeisehnen. Dabei brauchte er nur an den gegenwärtigen Regierungschef zu denken, und schon löste sich sein Wunschtraum in Luft auf.

Weiter kam er nicht mit seinen philosophischen Betrachtungen, denn Alvise erschien, brachte ihm die aktuellen Zahlen zur Kriminalstatistik und meldete, der Vice-Questore benötige die Auswertung noch am selben Tag und er wünsche Quoten, die er der Presse vorlegen könne, ohne sich zu blamieren.

»Was soll das Ihrer Meinung nach heißen, Alvise?« fragte Brunetti hinterhältig.

»Daß er alle Verbrechen aufgeklärt hat, Signore«, antwortete Alvise, ohne eine Miene zu verziehen, salutierte und verschwand. Brunetti aber blieb mit dem schwelenden Verdacht zurück, daß Lear nicht der einzige war, der einen weisen Narren im Gefolge hatte.

Er arbeitete über Mittag durch und war bis zum späten Nachmittag damit beschäftigt, neue Kategorien einzuführen und die Zahlen so hinzudrehen, daß sowohl der Wahrheit Genüge getan als auch Patta zufriedengestellt werden konnte. Als er endlich auf die Uhr sah, war es schon nach sieben und somit höchste Zeit, den Zahlenspielen den Rücken zu kehren und Feierabend zu machen. Kurz entschlossen rief er Paola an und fragte, ob sie nicht Lust hätte, mit ihm essen zu gehen. Paola war sofort einverstanden. Sie müsse nur rasch noch etwas für die Kinder herrichten, dann könne sie ihn treffen, wo immer er wolle.

»Sommariva?« fragte er.

»Du meine Güte«, rief sie, »so edel?«

»Ich will mich heute einmal belohnen«, sagte er.

»Mit Marias Kochkünsten?« fragte sie.

»Mit deiner Gesellschaft«, antwortete er. »Wir treffen uns um acht im Restaurant.«

Fast drei Stunden später stiegen ein hummergesättigter Brunetti und seine champagnerselige Gattin die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf – ein bißchen langsamer als sonst, was bei ihm vom mehr als reichlichen Essen kam, bei ihr von dem Grappa, den sie nach dem Kaffee getrunken hatte. Sie gingen untergehakt und freuten sich aufs Bett und auf einen erquickenden Schlaf.

Als sie die Tür aufsperrten, klingelte das Telefon. Erst wollte Brunetti nicht rangehen und den Anrufer, wer es auch sein mochte, bis zum nächsten Morgen warten lassen. Hätte er Zeit gehabt, sich zu vergewissern, daß die Kinder sich wohlbehalten in ihren Zimmern befanden, wäre er auch bei diesem Entschluß geblieben; so aber obsiegte das väterliche Verantwortungsgefühl, und er hob beim vierten Klingeln ab.

»Ich bin's, Signore«, sagte Vianello.

»Was ist passiert?« fragte Brunetti, kaum daß er die Stimme erkannt hatte.

»Signor Moros Mutter hatte einen Unfall.«

»Was?«

Ein plötzliches Knistern in der Leitung übertönte Vianellos Stimme. Als die Verbindung wieder klar war, hörte Brunetti nur noch: »... keine Ahnung, wer.«

»Wer was?« verlangte Brunetti zu wissen.

»Es getan hat.«

»Was getan? Ich habe Sie nicht verstanden.«

»Sie wurde von einem Auto angefahren, Signore. Ich bin in Mestre im Krankenhaus.«

»Was ist geschehen?«

»Die Signora war vermutlich auf dem Weg zum Bahnhof in Mogliano, wo sie wohnt. Jedenfalls ging sie in diese Richtung. Plötzlich wurde sie von einem Auto erfaßt, das sie zu Fall brachte und einfach weiterfuhr.«

»Gibt es Zeugen?«

»Ja, zwei. Die Ortspolizei hat sie vernommen, aber beide konnten nur sehr vage Angaben machen. Danach hatte der Wagen angeblich eine helle Farbe, und der Fahrer könnte eine Frau gewesen sein.«

Mit einem Blick zur Uhr fragte Brunetti: »Und wann war das?«

»Gegen sieben, Signore. Als die Polizei die Personalien aufnahm und feststellte, daß es sich um Fernando Moros Mutter handelt, fiel einem der Kollegen der Tod des Jungen ein, und sie verständigten die Questura. Erst versuchte man, Sie zu erreichen, und dann haben sie mich angerufen.«

Brunettis Blick fiel auf den Anrufbeantworter, der mit einer blinkenden roten Ziffer die einzige Nachricht anzeigte, die ihn erwartete. »Weiß Moro schon Bescheid?«

»Den haben sie als ersten angerufen, Signore. Seine Mutter ist verwitwet, und sie hatte einen Zettel mit seinem Namen und seiner Adresse in der Geldbörse.«

»Und?«

»Er kam sofort her.« Beide konnten sich vorstellen, was das für Moro bedeutet haben mußte, aber keiner sprach es aus.

»Wo ist er jetzt?« fragte Brunetti.

»Noch hier im Krankenhaus.«

»Und was sagen die Ärzte?«

»Ein paar Schürfwunden und Prellungen, aber nichts

gebrochen. Das Auto kann sie nur gestreift haben. Aber sie ist zweiundsiebzig, also beschlossen die Ärzte, sie über Nacht zur Beobachtung dazubehalten.« Nach einer Pause fügte Vianello hinzu: »Der Doktor ist übrigens gerade gegangen.«

Es folgte ein längeres Schweigen. Endlich sagte Vianello wie zur Antwort auf Brunettis unausgesprochene Frage:

»Ja, das wäre vielleicht eine gute Idee. Er ist sehr mitgenommen.«

Brunetti ahnte wohl, daß sein instinktiver Entschluß, Moros Schwäche auszunutzen, nicht weniger niederträchtig war als der Eifer, mit dem Vianello ihn darin bestärkte. Beides konnte ihn nicht aufhalten. »Wie lange ist er schon fort?« fragte er.

»Etwa fünf Minuten. Er hat ein Taxi genommen.«

Aus dem hinteren Teil der Wohnung drangen vertraute Geräusche: Paola hantierte im Bad, dann ging sie über den Flur zum Schlafzimmer. Brunettis Phantasie aber kreiste über der Stadt und dem Festland und verfolgte ein einsames Taxi durch die leeren Straßen von Mestre und über den langen Damm, der zum Piazzale Roma führte. Ein Mann stieg aus, beugte sich noch einmal durchs offene Wagenfenster und drückte dem Fahrer einen Geldschein in die Hand, bevor er sich abwandte und auf den Anleger der Linie eins zuschritt. »Ich gehe zu ihm«, sagte Brunetti und legte auf.

Paola schlief schon, als er ins Schlafzimmer schaute. Das Flurlicht ergoß sich über ihre Beine. Rasch schrieb er ihr einen Zettel, wußte dann aber nicht, wohin damit. Endlich lehnte er ihn an den Anrufbeantworter, dessen flackerndes Lämpchen immer noch nach Aufmerksamkeit heischte.

Als Brunetti durch die nächtlich stille Stadt ging, eilte



seine Phantasie ihm wieder voraus, aber diesmal beobachtete sie einen Mann in dunklem Anzug und grauem Mantel, der von San Polo her auf die Accademia-Brücke zuschritt. Vor dem Museum bog er ab und strebte den engen *calli* von Dorsoduro zu. Am Ende des überdachten Steges, der neben der Kirche San Gregorio verlief, überquerte er die Brücke zu der breiten Uferpromenade vor der Salute. Moros Haus, ein Stück weiter rechts, lag im Dunkeln, obwohl alle Läden offenstanden. Brunetti folgte dem Kanal bis zu der kleinen Brücke, über die man auf die andere Seite des Kanals und zu Moros Eingang gelangte. Von hier würde er Moro heimkommen sehen, egal, ob er ein Wassertaxi nahm oder das Vaporetto. Er wandte sich um und blickte über das unbewegte Wasser hinauf zum Kuppelgewirr von San Marco und sah zu den scheckigen Mauern des Palazzo Ducale, dankbar für den Frieden, den er im Angesicht ihrer Schönheit fand. Seltsam, aber offenbar genügte allein der Anblick dieser Harmonie von Farben und Konturen, und schon fühlte er sich besser.

Von weitem hörte er den tuckernden Motor des Vaporettos, dann kam hinter einer Hausmauer der Bug zum Vorschein. Der Motor wurde gedrosselt, und das Boot glitt auf den Anleger zu. Der Matrose warf mit lässiger Präzision das Tau aus und zurrte es mit dem althergebrachten Knoten am Poller fest. Ein paar Leute gingen von Bord, aber Moro war nicht darunter. Mit metallischem Kratzen wurde das Gitter geschlossen, mit elegantem Schwung das Tau gelöst, und schon setzte das Vaporetto seine Fahrt fort.

Zwanzig Minuten später kam das nächste Boot, aber auch diesmal war Moro nicht an Bord. Brunetti glaubte schon, der Doktor sei vielleicht über Nacht in der Wohnung seiner Mutter in Mogliano geblieben, als er von

links her Schritte vernahm und Moro aus der engen *calle* zwischen den Häusern am Ende des *campiello* auftauchte. Rasch überquerte Brunetti die Brücke und blieb an ihrem Fuß, kurz vor Moros Hauseingang, stehen.

Der Doktor hatte die Hände in den Jackentaschen vergraben und hielt den Kopf tief gesenkt, als müsse er bei jedem Schritt darauf achten, wohin er die Füße setzte. Als er nur noch wenige Meter von Brunetti entfernt war, blieb er stehen und fuhr erst mit der linken, dann mit der rechten Hand in seine Hosentaschen. Beim zweiten Versuch brachte er ein Schlüsselbund zum Vorschein, starrte aber so verständnislos darauf, als wisse er nicht recht, was es sei oder was er damit anfangen solle.

Dann hob er den Kopf und sah Brunetti. In seinem Gesicht regte sich nichts, trotzdem war Brunetti sicher, daß Moro ihn erkannt hatte.

Er trat dem Mann in den Weg. »Wollen Sie tatenlos zusehen, wie die auch noch Ihre Frau und Ihre Tochter umbringen?« entfuhr es ihm, und er war selbst erschrocken über den geballten Zorn in seiner Stimme.

Moro wich einen Schritt zurück, und die Schlüssel fielen ihm aus der Hand, als er den Arm hochriß und sich vors Gesicht hielt, wie um seine Augen vor Brunettis ätzenden Worten zu schützen. Doch schon im nächsten Augenblick sprang er mit unerwarteter Behendigkeit auf Brunetti zu und packte ihn mit beiden Händen am Kragen. Da er sich aber mit der Entfernung verschätzt hatte, gruben sich seine Fingernägel in Brunettis Nacken.

Er riß und zerrte so heftig an seinem Opfer, daß er den Commissario eine halbe Schrittlänge vorwärts zwang. Brunetti breitete die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten, aber eigentlich war es Moros kräftiger Griff, der ihn vor einem Sturz bewahrte.

Der Doktor zog ihn noch dichter an sich und schüttelte ihn, wie ein Hund eine Ratte beutelt. »Halten Sie sich da raus«, zischte Moro so dicht vor ihm, daß sein Speichel Brunettis Gesicht netzte. »Das waren nicht *die*. Und überhaupt, was wissen Sie schon davon?«

Von Moro gestützt, fand Brunetti wieder Halt, und als der Doktor ihn auf Armeslänge von sich schob, wich er noch einen Schritt zurück, warf die Arme hoch und befreite sich vollends aus Moros eisernem Griff. Unwillkürlich führte er die Hand in den Nacken: Seine Finger ertasteten abgeschürfte Haut und einen ersten brennenden Schmerz.

Er beugte sich vor, bis sein Gesicht dem des Doktors wieder gefährlich nahe kam. »Sie werden sie finden. Ihre Mutter haben sie ja auch gefunden. Wollen Sie denn warten, bis die Ihre ganze Familie ausrotten?«

Wieder parierte der Doktor Brunettis Worte mit einer abwehrenden Handbewegung, nur daß er diesmal gleichsam roboterhaft auch die andere Hand hob, wie ein Blinder, der, in die Enge getrieben, nach einem Schlupfloch tastet. Dann wandte er sich ab und stolperte steifbeinig auf seine Haustür zu. Kraftlos an die Mauer gelehnt, begann er seine Taschen nach den Schlüsseln abzuklopfen, die ein Stück weit entfernt am Boden lagen. Moro grub die Hände in die Taschen, kehrte sie um und verstreute Münzen und Papierschnipsel auf dem Pflaster. Als es keine Tasche mehr auszuleeren gab, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und brach in Schluchzen aus.

Brunetti bückte sich und hob die Schlüssel auf, trat zu dem Doktor und ergriff seine schlaff herunterhängende Rechte. Er drehte die Handfläche nach oben, legte die Schlüssel hinein und schloß Moros willenlose Finger darüber.

Unbeholfen, wie ein seit langem Rheumakranker, stieß Moro sich von der Mauer ab und steckte erst einen, dann noch einen und danach einen dritten Schlüssel ins Schloß, bis er endlich den richtigen gefunden hatte, der sich viermal knarzend im Schloß drehte. Dann drückte Moro die Tür auf und verschwand im Hausflur. Ohne abzuwarten, bis drinnen das Licht anging, machte Brunetti kehrt und trat den Heimweg an.

Der Regen, der eintönig gegen die Fenster trommelte, weckte Brunetti am nächsten Morgen, und schlaftrunken stellte er fest, daß Paola nicht mehr neben ihm lag. Er fand sie nirgendwo in der Wohnung, und auch die Kinder waren ausgeflogen. Ein Blick zur Uhr erklärte, warum: Alle gingen längst ihren Tagesgeschäften nach. Als er in die Küche kam, sah er dankbar, daß Paola die Espressomaschine gefüllt und auf den Herd gestellt hatte. Während der Kaffee durchlief, starrte Brunetti blicklos aus dem Fenster, und als er fertig war, nahm er seine Tasse mit ins Wohnzimmer, wo er durch den Regen nach dem Glockenturm von San Polo spähte und im Stehen seinen Kaffee trank. Als er ausgetrunken hatte, ging er in die Küche zurück und brühte frischen. Diesmal setzte er sich mit der Tasse aufs Sofa, legte die Füße samt Pantoffeln auf den Tisch und starrte durch die Glastür auf die Terrasse hinaus, ohne die Dächer dahinter wahrzunehmen.

Er zerbrach sich den Kopf darüber, wer »die« sein könnten. Letzte Nacht hatte er Moro dermaßen überrumpelt, daß der gar keinen Versuch machte, zu leugnen oder so zu tun, als ob er Brunettis Frage nach seinen namenlosen Gegnern nicht verstünde. Die erste Möglichkeit, die Brunetti einfiel und auf die vermutlich jeder gekommen wäre, der nur halbwegs über Moros Laufbahn Bescheid wußte, waren die führenden Köpfe aus dem Gesundheitswesen, denen der Moro-Report Korruption und unrechtmäßige Bereicherung vorgeworfen hatte. Brunetti schloß die Augen, ließ den Kopf auf die Sofalehne sinken und versuchte sich zu erinnern, was aus

den Männern geworden war, die zur Zeit des Moro-Reports in der Chefetage des venezianischen Gesundheitsamts saßen.

Einer war in einer privaten Anwaltskanzlei verschwunden, der zweite in Pension gegangen, und der dritte hatte zur Zeit einen untergeordneten Posten in der neuen Regierung inne, bei dem es um Verkehrssicherheit ging oder um Hilfsmaßnahmen im Falle von Naturkatastrophen; so genau wußte Brunetti das nicht mehr. Um so lebhafter erinnerte er sich an die Stellungnahme der Regierung zum Moro-Report, die, ungeachtet des Skandals und der öffentlichen Empörung über die dreiste Plünderung der Staatskasse, so unerschütterlich gravitatisch geklungen hatte wie der Todesmarsch aus Händels *Saul*. Jahre gingen ins Land: Die neuen Kliniken blieben ungebaut, ohne daß die Statistiken korrigiert worden wären, und die Männer, die für den Betrug verantwortlich waren, hatten sich relativ unbehelligt abgesetzt.

In Italien hatten Skandale die gleiche Haltbarkeit wie frischer Fisch: Am dritten Tag waren beide wertlos; der Fisch, weil er zu stinken anfang, und die Skandale, weil sie zu stinken aufhörten. Hätten die Opfer des Moro-Reports sich an seinem Verfasser rächen wollen, so wäre das schon vor Jahren geschehen: Ein um sechs Jahre hinausgezügelter Rachefeldzug würde andere ehrliche Beamte nicht davon abhalten, ungesetzliche Regierungspraktiken anzuprangern.

Nachdem diese Möglichkeit ausschied, wandte Brunetti sich Moros ärztlicher Laufbahn zu und versuchte die Anschlag auf dessen Familie als Racheakt eines enttäuschten Patienten zu deuten. Aber auch den Gedanken verwarf er gleich wieder, ja er glaubte nicht einmal, daß Moros Gegner auf Vergeltung aus waren,

denn dann hätten sie ihn persönlich angegriffen. Mit den Anschlägen auf seine Familie aber wollte man ihm drohen. Angenommen, Moro arbeitete an etwas oder hatte etwas herausgefunden, das seinen Widersachern gefährlich werden konnte, und sie wollten mit allen Mitteln die Veröffentlichung eines zweiten Moro-Reports verhindern? Das wäre die Lösung; rätselhaft blieb nur, wieso Moro letzte Nacht zwar einerseits gar nicht versucht hatte, die Existenz seiner namenlosen Feinde zu leugnen, andererseits aber vehement bestritt, daß »die« hinter dem Anschlag auf seine Mutter steckten.

Brunetti trank noch einen Schluck Kaffee, doch der war inzwischen kalt geworden. Erst als er die Tasse abstellte, hörte er das Telefon klingeln und ging an den Apparat im Flur.

»Brunetti«, meldete er sich.

»Ich bin's«, sagte Paola. »Bist du noch im Bett?«

»Nein, ich bin schon lange auf.«

»Ich habe dich in der letzten halben Stunde dreimal angerufen. Wo warst du? Unter der Dusche?«

»Ja«, log Brunetti.

»Schwindelst du?«

»Ja.«

»Was hast du denn gemacht?« fragte Paola ehrlich besorgt.

»Dagesessen und aus dem Fenster geschaut.«

»Nun, es freut mich, daß dein Tag so produktiv begonnen hat. Nur dagesessen und geschaut oder auch nachgedacht?«

»Auch nachgedacht.«

»Worüber?«

»Moro.«

»Und?«

»Und ich glaube, ich bin auf etwas gestoßen, das ich bisher übersehen hatte.«

»Willst du's mir erzählen?« fragte sie, aber er hörte an ihrem Ton, daß sie in Eile war.

»Nein. Erst muß ich es noch ein bißchen besser durchdenken.«

»Dann heute abend?«

»Ja.«

Nach einer kleinen Pause sagte Paola mit einer Stimme wie aus einer brasilianischen Seifenoper: »Übrigens haben wir noch was nachzuholen von letzter Nacht, mein Held.«

Ein wohliger Schauer überlief ihn, als er begriff, was sie meinte. Aber bevor er antworten konnte, hatte Paola schon lachend aufgelegt.

Als der Commissario eine halbe Stunde später die Wohnung verließ, trug er feste Schuhe mit Gummisohlen und hielt einen dunklen Schirm über sich. Letzterer hemmte seinen Schritt und zwang ihn in den schmalen Gassen zu ständigen Ausweichmanövern. Der Regen hatte die Touristenmassen verringert, aber ganz verscheuchen konnte er sie nicht. Wie oft hatte Brunetti sich schon gewünscht, daß er auf einem anderen Weg zur Arbeit gelangen könnte, einem, der ihm den leidigen Zickzackkurs durch die Ruga Rialto erspart hätte. Gleich hinter Sant' Aponal bog er rechts ab und ging hinunter zum Canal Grande. Als er aus der Unterführung kam, legte gerade ein *traghetto* an der Uferpromenade an. Brunetti wartete, bis die Passagiere ausgestiegen waren, ging an Bord, drückte dem *gondoliere* eine der immer



noch ungewohnt klobigen Euromünzen in die Hand und hoffte, daß sie für die Überfahrt ausreiche. Aber der junge Mann gab ihm sogar etwas Kleingeld zurück, bevor Brunetti sich in den hinteren Teil der Gondel verzog und knieweich die Balance hielt, während das Boot im Wasser auf und ab schaukelte.

Als sich dreizehn Personen, darunter ein Mann mit einem triefnassen Schäferhund, dicht an dicht unter die Schirme duckten, die sich fast wie ein durchgehender Schutzschild über ihren Köpfen spannten, stießen die *gondolieri* vom Kai ab und ruderten ihre Fracht in rascher Fahrt ans andere Ufer. Trotz des heftigen Regens sah Brunetti oben auf der Rialtobrücke unbeschränkte Touristen stehen, die mit dem Rücken zum Kanal für die Kameras ihrer Begleiter posierten.

Die Gondel glitt neben der kleinen Holzterrasse längsseits, und die Fahrgäste gingen einer nach dem anderen von Bord. Brunetti wartete, während der *gondoliere* vorn am Bug sich anschickte, einer Frau ihr Einkaufswägelchen hinaufzureichen. Eine der Rollen verfrachtete sich an den Stufen, und der Wagen kippte hintenüber, aber der *gondoliere* fing ihn gerade noch auf. Plötzlich sprang der Hund ins Boot zurück, schnappte sich mit den Zähnen einen alten, zerkauten Tennisball, setzte wieder an Land und jagte seinem Herrn hinterher.

Brunetti sagte sich, daß er gerade Zeuge einer ganzen Reihe von Gesetzesverstößen geworden war. Die Anzahl der Passagiere hatte das vorgeschriebene Limit überschritten. Wahrscheinlich war es Vorschrift, Schirme während der Fahrt zusammengerollt zu tragen, doch in dem Punkt war er sich nicht ganz sicher und zählte ihn nicht mit. Der Hund trug weder einen Maulkorb, noch war er angeleint, und zwei Touristen, die deutsch sprachen, bekamen ihr Wechselgeld erst auf Verlangen

ausgehändigt.

Auf dem Weg in sein Büro machte Brunetti im Bereitschaftsraum halt und forderte Pucetti auf, mit nach oben zu kommen. Als beide Platz genommen hatten, fragte Brunetti: »Also, was haben Sie weiter in Erfahrung gebracht?«

Pucetti sah ihn überrascht an. »Sie meinen über San Martino, Signore?«

»Ja, natürlich.«

»Interessieren Sie sich denn noch dafür?«

»Sicher, wieso denn nicht?«

»Aber ich dachte, die Ermittlungen sind abgeschlossen.«

»Wer hat das gesagt?« fragte Brunetti, obwohl er es sich denken konnte.

»Tenente Scarpa, Signore.«

»Wann?«

Pucetti blickte zur Seite und dachte nach. »Gestern. Er kam zu mir und sagte, der Fall Moro sei nicht mehr aktuell und ich würde jetzt in Tronchetto eingesetzt.«

»Tronchetto?« fragte Brunetti entgeistert. Er konnte sich nicht erklären, wieso ein Polizeibeamter einen Parkplatz bewachen sollte.

»Es sind Beschwerden über diese Typen eingegangen, die vor dem Parkplatz die Touristen abfangen und ihnen Bootsfahrten in die Stadt anbieten.«

»Beschwerden von wem?« fragte Brunetti.

»Zum Beispiel von einem Angehörigen der amerikanischen Botschaft in Rom. Er mußte zweihundert Euro für die Fahrt bis San Marco bezahlen.«

»Was wollte er denn in Tronchetto?«

»Einen Parkplatz suchen, Signore. Und da hat so ein Kerl mit weißer Mütze und falscher Uniform ihm seine Hilfe angeboten und ihm ein Wassertaxi vermittelt, das ihn angeblich ganz bequem bis vor sein Hotel bringen würde.«

»Und der Mann hat gezahlt?«

Pucetti zuckte mit den Schultern. »Sie wissen doch, wie die Amerikaner sind, Signore. Er ist dem Gauner auf den Leim gegangen. Also hat er anstandslos gezahlt, aber als er es den Leuten im Hotel erzählte, haben die ihm gesagt, daß er betrogen wurde. Und da er offenbar ein hohes Tier in der Botschaft ist, hat er mit Rom telefoniert, und daraufhin haben die uns angerufen und sich beschwert. Und seitdem patrouillieren wir dort, damit so was nicht wieder vorkommt.«

»Wie lange machen Sie das schon?«

»Ich war gestern draußen, Signore, und in einer Stunde muß ich wieder hin«, sagte Pucetti. Und als er Brunettis Gesichtsausdruck sah, setzte er hinzu: »Es war ein Befehl.«

Brunetti enthielt sich jeder Bemerkung über die Fügsamkeit des jungen Beamten und sagte nur: »Die Ermittlungen im Fall Moro laufen noch, Sie können also Tronchetto vergessen. Ich möchte, daß Sie noch mal rausfahren nach San Martino und mit einem der Schüler reden, einem gewissen Ruffo. Ich glaube, Sie haben ihn schon einmal vernommen.« Brunetti hatte den Namen des Jungen in Pucettis Protokoll gelesen und erinnerte sich, daß dieser Ruffo als auffallend nervös beschrieben hatte. Pucetti nickte, und Brunetti fügte hinzu: »Aber, wenn möglich, nicht in der Schule. Und gehen Sie nicht in Uniform.«

»Ja, Signore. Ich meine, nein, Signore«, stotterte Pucetti

und schob rasch die Frage nach: »Und der Tenente?«

»Den übernehme ich«, antwortete Brunetti.

Pucetti sprang auf. »Sowie ich mich umgezogen habe, fahre ich auf die Giudecca, Signore.«

Als er gegangen war, spielte Brunetti mit dem Gedanken, Scarpa in sein Büro zu zitieren. Doch da er sich mehr davon versprach, den Tenente ohne Vorwarnung zu stellen, stieg er die zwei Treppen zu dem Büro hinunter, das Scarpa sich beharrlich ertrotzt hatte. Jahrelang war der Raum als Abstellkammer genutzt worden, wo die Beamten der Questura ihre Schlechtwetterkleidung und die Stiefel für ein unvermutet hereinbrechendes *acqua alta* aufbewahrten. Irgendwann war wie durch Zauberei ein Sofa dazugekommen, und seitdem hatten die Beamten der Nachtschicht sich ab und an heimlich eine Stunde Schlaf gegönnt. Auch ging das Gerücht, daß eine Kommissarin auf ebendiesem Sofa in die Freuden des Ehebruchs eingeweiht worden sei. Doch vor drei Jahren hatte Vice-Questore Patta plötzlich angeordnet, alle Stiefel, Schirme und Mäntel auszuräumen; am nächsten Tag war das Sofa verschwunden und wurde durch einen Schreibtisch ersetzt, dessen verspiegelte Glasplatte auf schweren Metallstreben ruhte. In der Questura hatte niemand unter dem Rang eines Kommissars ein eigenes Büro, für seinen Assistenten aber machte Vice-Questore Patta eine Ausnahme und postierte ihn hinter ebenjenem gläsernen Schreibtisch. Zwar kam es wegen dieser vorschriftswidrigen Bevorzugung zu keinem offenen Protest, doch hinter vorgehaltener Hand wurde ausgiebig gelästert.

Brunetti klopfte an die Tür und trat ein, sowie Scarpas lautes »*Avanti!*« ertönte. Es folgte der heikle Moment, in dem Scarpa einen seiner Vorgesetzten auf der Schwelle stehen sah. Instinktiv stützte er die Hände auf die Tischplatte, als wolle er sich erheben. Aber dann besann er

sich nicht nur darauf, um welchen Vorgesetzten es sich handelte, sondern auch auf seinen Heimvorteil, und er verkürzte die Bewegung zu einem Wippen, das ihn lediglich aufrechter in seinem Sessel plazierte. »Guten Morgen, Commissario«, sagte er. »Was kann ich für Sie tun?«

Brunetti übersah die huldvolle Geste, mit der Scarpa auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch wies, und blieb an der Tür stehen. »Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Pucetti für einen Sonderauftrag einteile.«

Scarpas Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, die vielleicht ein Lächeln hätte werden sollen. »Pucetti hat bereits einen Sonderauftrag, Commissario.«

»Sie meinen Tronchetto?«

»Ja. Was dort vorgeht, schadet dem Ansehen unserer Stadt.«

Brunetti befahl seinem besseren Ich, die Diskrepanz zwischen venezianischem Lokalpatriotismus und dem sizilianischen Dialekt, in dem er vorgetragen wurde, zu überhören. »Ich bin nicht sicher, ob ich Ihre Sorge um das Ansehen der Stadt teile, Tenente«, sagte er, »und darum ändere ich Pucettis Dienstplan.«

Wieder dieses Zucken um die Lippen. »Und natürlich haben Sie das Einverständnis des Vice-Questore?«

»Ich glaube kaum, daß eine solche Bagatelle wie der Einsatz eines einfachen Polizeibeamten den Vice-Questore sonderlich interessiert.«

»Im Gegenteil, Commissario. Der Vice-Questore nimmt lebhaften Anteil an allem, was die Polizei unserer Stadt betrifft.«

Brunetti war das Taktieren leid und fragte rundheraus:

»Wie meinen Sie das?«

»Wie ich es gesagt habe, Signore. Und daß der Vice-Questore sich sehr für Ihre Umdisponierung interessieren wird.«

Gleich einem Tenor mit Registerproblemen bekam Scarpa seine Stimme nicht in den Griff, die beständig zwischen höflicher und drohender Tonlage schwankte.

»Soll das heißen, Sie werden ihm davon berichten?« fragte Brunetti.

»Falls es sich ergibt«, versetzte Scarpa verbindlich.

»Ganz wie Sie meinen«, gab Brunetti ebenso zuvorkommend zurück.

»Ist das alles, was ich für Sie tun kann, Commissario?«

»Ja«, antwortete Brunetti knapp und verließ das Büro, bevor ihm doch noch ein deutliches Wort entschlüpfte. Er wußte so gut wie nichts über Tenente Scarpa oder was ihn antrieb: Wahrscheinlich spielte Geld eine nicht unerhebliche Rolle. Der Gedanke erinnerte ihn an eine Bemerkung von Anna Comnena über Robert Guiscard: »Sobald ein Mann an die Macht kommt, zeitigt seine Liebe zum Geld die gleichen Eigenschaften wie Wundbrand, denn sobald der sich in einen Körper eingeschlichen hat, ruht er nicht eher, als bis er ganz und gar von ihm Besitz genommen und ihn vergiftet hat.«

Eine alte Frau lag verletzt in Mestre im Krankenhaus, und er mußte sich in einem Kompetenzgerangel mit Pattas Adlatus verzetteln, ja sogar versuchen, sich in ihn hineinzusetzen und seine Motive zu ergründen. Brunetti schäumte innerlich, als er nach oben ging, doch bis er in sein Büro kam, hatte er eingesehen, daß sein Zorn gar nicht so sehr gegen Scarpa gerichtet war als vielmehr gegen sich selbst, weil er den Anschlag auf Moros Mutter nicht vorausgesehen hatte. Daß ihm das gar nicht möglich gewesen wäre, spielte für Brunetti dabei kaum eine Rolle;

irgendwie hätte er die Gefahr erkennen und etwas tun müssen, um die alte Frau zu beschützen.

Er rief im Krankenhaus an, nannte seinen Dienstgrad und verlangte in dem autoritären Befehlston, den er sich im Umgang mit hirnlosen Bürokraten angewöhnt hatte, mit der Station verbunden zu werden, auf der Signora Moro lag. Es dauerte eine Weile, bis er durchgestellt wurde, aber als er die diensthabende Schwester am Apparat hatte, war sie hilfsbereit und entgegenkommend und erklärte ihm, der Arzt habe Signora Moro geraten, noch bis zum nächsten Tag in stationärer Behandlung zu bleiben, und dann könne sie wieder nach Hause. Nein, sie war nicht ernsthaft verletzt, und man behielt sie eher mit Rücksicht auf ihr Alter als aus medizinischen Gründen einen Tag länger in der Klinik.

Brunetti, der eine so menschliche Handlungsweise irgendwie tröstlich fand, bedankte sich bei der Schwester und rief gleich anschließend die Polizei in Mogliano an. Von dem Beamten, der den Fall bearbeitete, erfuhr er, daß die Fahrerin des Unfallwagens am Morgen aufs Revier gekommen sei und sich gestellt habe. Erst hatte sie in Panik die Flucht ergriffen, aber nach einer schlaflosen Nacht war sie, geplagt von Furcht und Reue, geständig und bereit, für ihre Tat einzustehen.

Als Brunetti den Polizisten fragte, ob er die Frau für glaubwürdig halte, bekam er ein erstauntes »Aber natürlich« zur Antwort, bevor der Mann sagte, er müsse jetzt wieder an die Arbeit, und auflegte.

Also hatte Moro doch recht gehabt, als er behauptete, »die« hätten nichts mit dem Anschlag auf seine Mutter zu tun. Oder vielmehr mit ihrem Unfall, denn auch den Verdacht auf einen »Anschlag« hatte ja erst er, Brunetti, ins Spiel gebracht. Bloß, warum war Moro dann so außer sich geraten? Und vor allem: Woher rührte seine

abgrundtiefe Verzweiflung letzte Nacht, nachdem er doch gerade erfahren hatte, daß seine Mutter nicht ernstlich verletzt war?



Die Erkenntnis, daß er sich Tenente Scarpa einmal mehr zum Feind gemacht hatte, wäre durchaus Anlaß zur Besorgnis gewesen, doch Brunetti sah es gelassen: So eine unversöhnliche Antipathie wie die zwischen ihnen beiden war ohnehin nicht mehr steigerbar. Leid tat ihm nur, daß wahrscheinlich Pucetti den Ärger würde ausbaden müssen, denn Scarpa war nicht der Mann, der sich offen mit einem Vorgesetzten anlegte. Brunetti fragte sich nicht zum ersten Mal, ob es oft vorkam, daß jemand im rücksichtslosen Streben nach Macht und Erfolg so blind und taub gegen die wahren Erfordernisse seines Berufs verstieß wie der Tenente. Dabei hatte Paola ihm immer wieder versichert, daß die Grabenkämpfe im Englischen Seminar der Universität bei weitem unbarmherziger waren als irgendein Gemetzel in *Beowulf* oder einer der besonders blutrünstigen Shakespeare-Tragödien.

Er wußte, daß man Ehrgeiz zu den natürlichen menschlichen Eigenschaften zählte, und hatte seit vielen Jahren zugesehen, wie verbissen andere ihrer Vorstellung vom Erfolg nachjagten. Aber auch wenn deren Streben gemeinhin als ganz normal angesehen wurde, konnte er nicht umhin, sich über die Leidenschaft und Energie zu wundern, mit der sie ihre Ziele verfolgten. Paola hatte einmal gesagt, in seiner Erbmasse fehle ein entscheidendes Gen, weil er keinen anderen Wunsch kenne als den, glücklich zu sein. Das hatte ihm zu schaffen gemacht, bis sie erklärte, daß just dieses Manko einer der Gründe war, warum sie ihn geheiratet hatte.

Noch ganz in Gedanken, betrat er Signorina Elettras

Büro. Als sie aufblickte, sagte er ohne jede Einleitung:  
»Ich brauchte weitere Informationen über San Martino.«

»Und was genau wollen Sie wissen, Commissario?«

Er überlegte und sagte dann: »Ich denke, was ich wirklich wissen möchte, ist, ob einer von dort fähig wäre, den Jungen umzubringen, und wenn ja, warum.«

»Dafür könnte es mehrere Gründe geben«, antwortete sie. »Vorausgesetzt, Sie wollen glauben, daß es Mord war.«

»Nein, glauben will ich es nicht. Aber wenn er ermordet wurde, dann will ich wissen, warum.«

»Interessieren Sie sich für die Schüler oder für die Lehrer?«

»Für beide.«

»Nun, ich bezweifle, daß beide Gruppen gleichzeitig als Täter in Frage kommen.«

»Warum nicht?« fragte er.

»Weil sie unterschiedliche Motive haben dürften.«

»Nämlich?«

»Also die Lehrer würden es aus ernsthaften, aus Erwachsenen Gründen tun.«

»Zum Beispiel?«

»Gefahr für ihre Karriere. Oder die Schule.«

»Und die Mitschüler?«

»Weil er ihnen auf den Geist ging.«

»Scheint mir ein ziemlich läppischer Grund für einen Mord.«

»Je nachdem, aus welchem Blickwinkel man's betrachtet, werden die meisten Morde aus ziemlich läppischen Gründen begangen.«

Brunetti mußte ihr recht geben. Nach einer Weile fragte

er: »Und was an ihm hätte den anderen auf den Geist gehen können?«

»Weiß der Himmel. Ich habe keine Ahnung, wen oder was Jungs in dem Alter verabscheuen. Jemanden, der zu aggressiv ist – oder nicht aggressiv genug. Einen Klugscheißer, der die anderen blamiert. Oder einen unerträglichen Angeber oder –«

»Das scheinen mir allzu belanglose Gründe«, unterbrach Brunetti. »Selbst für unbedarfte Teenager.«

Signorina Elettra wirkte durchaus nicht gekränkt. »Was Besseres fällt mir nicht ein«, sagte sie. Und fuhr mit einem Nicken in Richtung Computer fort: »Aber lassen Sie mich mal sehen, was ich rausfinden kann.«

»Wo werden Sie suchen?«

»Erst in den Klassenlisten, dann unter den Familienmitgliedern. Anschließend verfare ich genauso beim Lehrkörper. Und dann gleiche ich die Ergebnisse mit anderen Listen ab.«

»Und woher haben Sie diese Listen?«

Ihr Stoßseufzer war stilvoll in die Länge gezogen. »Noch habe ich sie nicht, Signore, aber ich kann sie mir beschaffen.« Sie sah zu ihm auf und wartete auf seine Entgegnung. Doch Brunetti gab sich geschlagen. Er bedankte sich und bat sie, ihm alle verfügbaren Informationen so bald wie möglich hinaufzubringen.

Oben in seinem Büro versuchte er sich ins Gedächtnis zu rufen, was immer er im Lauf der Jahre über die Akademie gehört oder gelesen hatte. Als ihm nichts Erhellendes einfallen wollte, besann er sich darauf, daß die meisten Lehrer in San Martino ehemalige Offiziere der einen oder anderen Waffengattung waren, und dehnte seine Überlegungen auf das Militär schlechthin aus. Und dann wehte ihn von irgendwoher eine Erinnerung an; eine, die

ihn narrete und nicht recht Gestalt annehmen wollte, bis er sich wie ein Scharfschütze, der sich in der Dunkelheit orientieren muß, nicht mehr auf das Ziel konzentrierte, das ihm beständig vor den Augen verschwamm, sondern auf das, was sich daneben oder dahinter befand. Irgend etwas mit jungen Männern und dem Militär.

Und dann kehrte die Erinnerung zurück: Es ging um einen Zwischenfall vor einigen Jahren, als zwei Fallschirmspringer den Befehl erhielten, irgendwo im früheren Jugoslawien aus einem Helikopter abzuspringen. Da sie nicht wußten, daß der Hubschrauber nur hundert Meter über dem Boden kreiste, waren sie in den Tod gesprungen. Weil sie ahnungslos waren und weil die restliche Besatzung, die Bescheid wußte, aber zu einer anderen Einheit gehörte, ihnen nichts gesagt hatte. Und an diese Erinnerung knüpfte sich gleich noch eine zweite: Ein junger Mann war nach einem Fallschirmabsprung tot aufgefunden worden – vielleicht das Opfer einer nächtlichen Mutprobe, die wegen schlechter Sicht ein böses Ende genommen hatte. Soviel er wußte, waren beide Fälle nie aufgeklärt worden, und bis heute hatte man keine zufriedenstellende Erklärung für den sinnlosen Tod dieser drei jungen Menschen gefunden.

Des weiteren erinnerte er sich an einen Morgen beim Frühstück, der schon ein paar Jahre zurücklag, als Paola in der Zeitung eine Meldung über den damaligen Regierungschef gefunden hatte, der einem Verbündeten italienische Truppen für eine kriegsrische Auseinandersetzung versprach. »Er will denen tatsächlich Soldaten schicken«, hatte Paola gesagt. »Ist das ein Angebot oder eine Drohung?«

Nur einer von Brunettis engeren Freunden hatte sich für eine militärische Laufbahn entschieden, aber da sie sich in den letzten Jahren aus den Augen verloren hatten, mochte

er ihn nicht anrufen. Außerdem hatte er auch keine Ahnung, was er ihn hätte fragen sollen. Ob die Armee wirklich so unfähig und korrupt war, wie alle Welt zu glauben schien? Nein, das war kaum eine Frage, die man einem aktiven General stellen konnte.

Blieben seine Freunde bei der Presse. Er probierte es bei einem in Mailand, aber als sich der Anrufbeantworter einschaltete, legte er auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Bei einem anderen Freund in Rom hatte er ebenfalls kein Glück. Doch als er Beppe Avisani in Palermo anrief, wurde beim zweiten Klingeln abgenommen.

»Avisani?«

»Ciao, Beppe. Ich bin's, Guido.«

»Ah, schön, deine Stimme zu hören«, sagte Avisani, und ein paar Minuten tauschten sie sich über die Themen aus, die zwischen Freunden anstehen, wenn sie einander längere Zeit nicht gesprochen haben. Falls sie dabei etwas steif klangen, dann weil beide wußten, daß sie heutzutage eigentlich nur noch miteinander sprachen, wenn einer von ihnen Informationen brauchte.

Als das Thema Familie gründlich erschöpft war, fragte Avisani: »Was kann ich für dich tun?«

»Ich untersuche den Tod von Moros Sohn«, antwortete Brunetti und war gespannt, was der Reporter darauf sagen würde.

»Also kein Selbstmord?« fragte Avisani offen und ohne Pietät zu heucheln.

»Das ist es ja, was mir keine Ruhe läßt«, antwortete Brunetti.

»Wenn es Mord war, dann mußt du das Motiv beim Vater suchen«, erklärte Avisani ohne Zögern.

»So weit war ich auch schon, Beppe«, sagte Brunetti, ohne daß es sarkastisch klang.

»Ja, natürlich. Entschuldige.«

»Aber der Moro-Report liegt schon zu lange zurück.«

Brunetti war sicher, daß Avisani als altgedienter Politreporter arbeitete, seine Meinung teilen und den Bericht als Mordmotiv ebenfalls ausklammern würde. »Weißt du, woran er während seiner Zeit als Abgeordneter gearbeitet hat?«

Es entstand eine lange Pause, während deren Avisani Brunettis Frage überdachte. »Du bist da vielleicht auf der richtigen Spur«, sagte er endlich. »Kannst du mal eine Minute warten?«

»Natürlich. Warum?«

»Ich habe die Angaben hier irgendwo gespeichert.«

»Im Computer?« fragte Brunetti.

»Wo sonst?« entgegnete der Reporter lachend. »Ausgedruckt in einer Schublade?«

Brunetti lachte mit, als hätte er tatsächlich einen Witz gemacht.

»Nur eine Minute«, wiederholte Avisani, und Brunetti hörte, wie der Telefonhörer mit einem Klicken auf eine harte Oberfläche traf.

Während des Wartens schaute er aus dem Fenster, versuchte aber gar nicht erst, die Informationen, die in seinem Kopf herumschwirrten, zu ordnen. Er achtete auch nicht auf die Zeit, doch es dauerte weit mehr als eine Minute, bevor Avisani wieder an den Apparat kam.

»Guido?« fragte er. »Bist du noch dran?«

»Ja.«

»Also viel habe ich nicht über den Abgeordneten Moro.

Er war knapp drei Jahre im Parlament, aber man hielt ihn ziemlich im Hintergrund.«

»Man?«

»Die Partei, für die er kandidierte, stellte ihn auf, weil er damals ebenso prominent wie beliebt war und sie sich mit ihm als Zugpferd einen sicheren Wahlsieg versprachen, aber als sie dann am Ruder waren und seine wirklichen Pläne kennenlernten, nahmen sie ihn schleunigst aus dem Rampenlicht.«

Es kam immer wieder vor, daß anständige, reformwillige Politiker in ein System integriert und dann von ihm geschluckt wurden, wie Insekten von einer fleischfressenden Pflanze. Brunetti wußte das, doch da Avisani wesentlich mehr Erfahrung auf dem Gebiet hatte als er, nahm er einen Notizblock zur Hand und sagte bloß: »Ich möchte wissen, in welchen Ausschüssen er mitgearbeitet hat.«

»Tippe ich richtig, und du suchst nach jemandem, dem er – nun, sagen wir in die Quere gekommen ist?«

»Ja.«

Avisani schnalzte abwägend mit der Zunge. »Also ich zähle dir einfach mal auf, was ich habe. Da wäre zunächst der Ausschuß, der die Altersversorgung der Landwirte regeln sollte. Aber der kommt nicht in Frage – saßen lauter Nullen drin. Dann der Ausschuß, der den Versand der Hilfsgüter nach Albanien überwachte.«

»War die Armee mit dem Transport betraut?« fragte Brunetti gespannt.

»Nein. Ich glaube, den haben private Hilfsorganisationen übernommen – wie Caritas und so weiter.«

»Was sonst noch?«

»Postwesen.«

Brunetti schnaubte verächtlich.

»Und militärischer Versorgungsdienst«, las Avisani mit unverhohlenem Interesse vor.

»Was versteht man darunter?«

Es entstand eine Pause, bevor der Reporter antwortete:

»Wahrscheinlich ist das der Ausschuß, der die Verträge mit den Firmen prüft, die das Militär beliefern.«

»Prüft oder die Aufträge vergibt?«

»Ich würde sagen: prüft. Es war eigentlich nur ein Unterausschuß, das heißt, seine Befugnisse beschränkten sich darauf, dem übergeordneten Gremium Empfehlungen zu geben. Glaubst du, das ist der Stolperstein?« fragte Avisani.

Brunetti erinnerte sich gerade noch rechtzeitig, daß sein Freund ein Mitglied der Presse war. »Ich weiß nicht mal, ob es einen solchen gibt«, antwortete er ausweichend.

»Mein Gott, Guido«, seufzte Avisani ungeduldig. »Ich frage dich als interessierter Freund, nicht als Reporter.«

Brunetti lachte erleichtert auf. »Na ja, es paßt besser als die Postboten. Die sind nicht besonders gewalttätig.«

»Außer in Amerika«, schränkte Avisani ein.

Wieder sorgte der Konflikt zwischen beruflichen Interessen und Freundschaft für einen Augenblick betretenen Schweigens, dann fragte Avisani entschlossen: »Möchtest du, daß ich an der Sache dran bleibe?«

Da er nicht wußte, wie er es sonst formulieren sollte, sagte Brunetti zögernd: »Wenn du es diskret machen kannst.«

»Bei mir geht alles diskret, darum lebe ich ja noch, Guido«, sagte der Reporter ohne einen Anflug von Ironie. Dann verabschiedete er sich nicht übermäßig freundlich und legte auf.



Brunetti rief unten bei Signorina Elettra an, und als sie sich meldete, sagte er: »Signorina, ich hätte da noch einen Punkt für Ihr ...« Hier stockte er, verlegen um eine Bezeichnung für das, was Signorina Elettra trieb. »... für Ihre Recherchen«, ergänzte er schließlich.

»Ja, Signore?«

»Die Truppenversorgung.«

»Und worum geht es da?«

»Um Kauf und Erwerb«, begann er, aus einem Vers zitierend, den Paola beständig im Munde führte. »Aber nach dem Motto: Was springt für mich dabei heraus? Moro war in einem Ausschuß, der die Vereinbarungen zwischen den Zulieferfirmen fürs Militär und ihren Vertragspartnern zu überprüfen hatte.«

»O je«, rief Signorina Elettra. »Wie konnte denn das passieren?« Und Brunetti fragte sich, wie lange er wohl brauchen würde, um einem Ausländer zu erklären, was damit gemeint war – fassungslose Verwunderung darüber, daß ein grundehrlicher Mann wie Moro in einen Ausschuß geraten konnte, der über die Verteilung staatlicher Gelder in beträchtlicher Höhe zu entscheiden hatte.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete er. »Vielleicht könnten Sie nachsehen, wer sonst noch in diesem Ausschuß war?«

»Gewiß, Signore. Regierungsunterlagen sind sehr leicht zugänglich«, sagte sie und überließ es ihm zu erraten, wieviel kriminelles Potential in diesem Satz steckte.

Er sah auf die Uhr und fragte: »Soll ich zum Essen gehen oder lieber warten?«

»Gehen Sie Mittag essen, Signore«, riet sie und hatte auch schon aufgelegt.

Also ging Brunetti ins Testiere, wo der Besitzer immer einen Platz für ihn fand, und bestellte Meeresfrüchte als Vorspeise und danach einen gegrillten Thunfisch, von dem Bruno schwor, daß er fangfrisch sei. Aber so zerstreut, wie Brunetti auf seinem Teller herumstocherte, hätte der Fisch ebenso gut aus der Tiefkühltruhe kommen können. Normalerweise hätte er sich geschämt, eine so vorzügliche Mahlzeit nicht gebührend zu würdigen. Heute aber war er so damit beschäftigt, den Zusammenhang zwischen Moros politischer Arbeit und dem Leid, das man seiner Familie zugefügt hatte, zu ergründen, daß er den Fisch zwar aufaß, aber nicht genießen konnte.

Zurück in der Questura, sah er die Tür zu Signorina Elettras Büro offenstehen. Sie lehnte am Fenster und blickte auf den Kanal hinaus, der ins *Bacino* mündete. So vertieft war sie in das, was es dort zu sehen gab, daß sie ihn nicht kommen hörte, und da er sie nicht erschrecken wollte, blieb er auf der Schwelle stehen. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt, die Füße gekreuzt und kehrte Brunetti das Profil zu. Er sah, wie sie den Kopf senkte und einen Herzschlag länger als nötig die Lider schloß. Dann holte sie so tief Luft, daß ihre Brust sich merklich hob, schlug die Augen auf und wandte sich vom Fenster ab. Und fand seinen Blick auf sich gerichtet.

Drei Sekunden vergingen. Paola hatte einmal einen Satz zitiert, mit dem die Iren Trostbedürftigen Beistand leisten:

»Ich leide mit dir in deinem Kummer.« Die Worte lagen ihm schon auf der Zunge, als Signorina Elettra einen Schritt auf ihren Schreibtisch zu machte und mit dem Anflug eines Lächelns sagte: »Ich habe alles gefunden.« Aber in einem Ton, als hätte sie alles verloren.

Es vergingen noch drei Sekunden, dann hatten sie sich stillschweigend darauf geeinigt, die Szene am Fenster nicht zu erwähnen, und Brunetti trat zu ihr an den

Schreibtisch.

Dort lagen zwei Stapel Papiere. Noch im Stehen wies Signorina Elettra auf den ersten und sagte: »Das ist eine Liste der Schüler, deren Väter beim Militär oder in der Regierung sind – sonst habe ich bei den Schülern noch nichts recherchiert. Und darunter finden Sie eine Aufstellung über die militärische Laufbahn der Lehrer und darüber, welchem Truppenteil sie angehörten und in welchem Rang sie ausgeschieden sind. Und ganz unten ist noch eine Liste der Männer, die mit Dottor Moro in dem Ausschuß zur Überprüfung der Truppenversorgung saßen.«

Wider besseres Wissen – die Neugier war einfach stärker – sagte Brunetti: »Also schön. Verraten Sie mir, wo Sie das alles herhaben.« Als sie nicht antwortete, hob er die rechte Hand und beteuerte: »Ich schwöre bei den Häuption meiner Lieben, daß ich es niemandem weitersagen, ja daß ich es sofort wieder vergessen und Tenente Scarpa unter keinen Umständen preisgeben werde.«

Sie dachte darüber nach. »Und wenn er Sie mit einer ganz furchtbaren Drohung in die Enge treibt?«

»Wie der, mich auf ein Glas Wein einzuladen?«

»Schlimmer. Zum Essen.«

»Ich werde stark bleiben.«

Da kapitulierte sie. »Es ist gar nicht so schwer, Zugriff auf die Personalakten des Militärs zu kriegen. Alles, was man braucht, sind der Code und die Dienstnummer der gesuchten Person.« Brunetti fragte nicht, wie sie sich Codes oder Dienstnummern beschafft hatte. »Beim Parlament ist es fast schon zu einfach«, fuhr sie verächtlich fort. »Da käme jedes Kind rein.« Er nahm an, sie meinte die Computerdateien, nicht das Gebäude.

»Und die Listen aus San Martino?« fragte er.

Sie maß ihn mit einem langen, forschenden Blick, und er nickte, zum Zeichen, daß sein Schwur immer noch galt.

»Die hat Pucetti mitgehen lassen und bei mir deponiert, für den Fall, daß wir sie einmal brauchen könnten.«

»Hatten Sie schon Zeit, sie auszuwerten?«

»Ein wenig. Ein paar Namen kommen auf mehreren Listen vor.«

»Zum Beispiel?«

Sie zog ein Blatt Papier aus dem ersten Stapel und deutete auf zwei Namen, die sie bereits mit einem gelben Marker angestrichen hatte. »Maggiore Marcello Filippi und Colonello Giovanni Toscano.«

»Sagen Sie mir einfach, was mit denen ist«, bat Brunetti.  
»Das geht schneller.«

»Maggiore Filippi war siebenundzwanzig Jahre in der Armee und wurde vor drei Jahren pensioniert. Die letzten sechs Jahre seiner Dienstzeit war er für die Ausrüstung der Fallschirmspringer verantwortlich. Sein Sohn besucht in San Martino die Abschlußklasse.« Sie zeigte auf den zweiten Namen. »Der Colonello war als militärischer Berater in genau dem Parlamentsausschuß, dem auch Dottor Moro angehörte. Inzwischen unterrichtet er an der Akademie. In der Woche, als der Junge starb, war er auf einem Seminar in Paris.«

»Ist das nicht ein ziemlicher Abstieg, von einem Parlamentssitz zum Lehrer an einer Militärakademie in der Provinz?«

»Die militärische Laufbahn des Colonello nahm nach zweiundzwanzig Jahren ein etwas unrühmliches Ende«, erklärte Signorina Elettra. »Zumindest«, fuhr sie einschränkend fort, »ist das der Eindruck, den die internen Daten vermitteln.«

Interne Daten, wiederholte Brunetti im stillen. Machte sie denn vor gar nichts halt? »Und was steht da drin?«

»Daß einige Mitglieder des Ausschusses mit der Arbeit des Colonello nicht übermäßig zufrieden waren. Einer ging sogar so weit zu behaupten, der Colonello sei bei der Wahl seiner Empfehlungen an den Ausschuß alles andere als unparteiisch vorgegangen.«

»Moro?«

»Ja.«

»Aha.«

»Sie sagen es.«

»Inwiefern war Toscano nicht unparteiisch?« fragte Brunetti.

»Darüber gibt es keine näheren Angaben, aber es ist doch nicht schwer zu erraten, oder?«

»Nein, Sie haben recht.« Wenn der Ausschuß den Colonello für befangen erklärte, dann bedeutete das wohl, daß er bei der Präsentation der Firmen, die als Militärlieferanten zur Wahl standen, einzelne bevorzugt und sich dafür hatte bezahlen lassen. Oder, meldete sich Brunettis eingefleischter Zynismus, oder beide Seiten waren bestechlich, und man überwarf sich, weil Toscano und die Mitglieder des Ausschusses auf der Gehaltsliste konkurrierender Unternehmen standen. Das Erstaunliche an der Sache war gar nicht einmal Toscanos Bestechlichkeit – warum sonst hätte er sich einen solchen Posten aussuchen sollen –, sondern daß man ihn ... Selbst in Gedanken schreckte Brunetti vor dem »erwischt hatte« zurück. Ungewöhnlich auch sein erzwungener Rücktritt, denn Brunetti konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann in Toscanos Position stillschweigend das Feld räumte. Wie auffällig oder skrupellos mußte seine Parteinahme gewesen sein, um ihn zum Ausscheiden zu bewegen?

»Ist der Colonello Venezianer?« fragte Brunetti.

»Nein, aber seine Frau.«

»Und wann sind sie nach Venedig gekommen?«

»Vor zwei Jahren. Gleich nach Toscanos Pensionierung.«

»Haben Sie eine Ahnung, was er als Lehrer in San Martino verdient?«

Signorina Elettra deutete wieder auf das vor ihr liegende Blatt. »Die Gehälter sind jeweils rechts neben den Namen aufgeführt.«

»Wahrscheinlich bekommt er ja auch schon seine Militärpension ausbezahlt«, sagte Brunetti.

»Die ist ebenfalls angegeben.«

Ein Blick genügte, und Brunetti überzeugte sich, daß die Pension des Colonello zusammen mit seinen Bezügen von der Akademie das Gehalt eines Commissario bei weitem überstieg. »Nicht schlecht, würde ich sagen.«

»Trotzdem werden sie sich einschränken müssen«, meinte Signorina Elettra.

»Die Ehefrau?«

»Stammt aus reichem Haus.«

»Und was unterrichtet er?«

»Geschichte und Militärtheorie.«

»Und ist sein Geschichtsunterricht von einer bestimmten politischen Richtung geprägt?«

Sie lächelte über seine diplomatische Formulierung und sagte: »Das kann ich noch nicht beantworten, Signore. Aber ich habe einen Freund, dessen Onkel in San Martino Mathematik lehrt, und der hat versprochen, sich kündigt zu machen. Seine Gesinnung dürfte nicht schwer zu erraten sein«, fuhr sie fort, »aber es ist immer gut, sich zu

vergewissem.«

Er nickte. Keiner von beiden machte sich Illusionen über das politische und historische Weltbild eines Mannes, der eine zweiundzwanzigjährige Militärlaufbahn hinter sich hatte. Aber wie Signorina Elettra hielt auch Brunetti es für das beste, auf Nummer Sicher zu gehen.

»Und gibt es eine Verbindung zwischen dem Colonello und dem Maggiore?« fragte er. »Waren sie vielleicht einmal in derselben Einheit stationiert?«

Diesmal galt ihr Lächeln offenbar seinem kriminalistischen Scharfsinn. Triumphierend zog sie den zweiten Stapel Papiere heran. »Wie es aussieht, saß der frisch pensionierte Maggiore zur selben Zeit, als der Colonello den Parlamentsausschuß beriet, im Vorstand der Edilan-Forma-Werke.«

»Und was ist das für ein Unternehmen?«

»Eine Firma aus Ravenna, die das Militär mit Uniformen, Stiefeln, Tornistern und anderem ausstattet.«

»Was heißt ›und anderem‹?« fragte Brunetti.

»Ich habe ihr Computersystem noch nicht geknackt«, gestand sie so freimütig, als deckte sein anfängliches Schweigegelübde automatisch auch dieses Bekenntnis. »Aber es sieht so aus, als lieferten sie schlichtweg alles, was ein Soldat an Kleidung oder tragbarem Gerät braucht. Und den Vertrieb für die Firmen, von denen das Militär Verpflegung und Getränke bezieht, übernehmen sie auch.«

»Und was bedeutet das alles?« fragte Brunetti.

»Millionen, Signore! Millionen und Abermillionen. Es ist eine unerschöpfliche Geldquelle, oder könnte zumindest eine sein. Immerhin verfügt das Militär über einen Etat von siebzehn Milliarden Euro pro Jahr.«

»Aber das ist ja Wahnsinn!« entfuhr es Brunetti.

»Nicht für den, der eine Chance hat, etwas davon abzuzweigen«, konterte sie.

»Edilan-Forma?«

»Zum Beispiel«, antwortete sie und wandte sich dann wieder ihren Unterlagen zu. »Einmal hat der Ausschuß auf Betreiben eines seiner Mitglieder die Verträge mit Edilan-Forma unter die Lupe genommen.«

Auch wenn er es kaum für nötig hielt, fragte Brunetti:

»Moro?«

Sie nickte nur.

»Und was hat er beanstandet?«

»Die Protokolle vermerken eine Anfrage bezüglich der Preise einiger Artikel sowie die bestellten Mengen«, erklärte sie.

»Und wie ist es ausgegangen?«

»Als besagtes Ausschußmitglied zurücktrat, wurde die Untersuchung eingestellt.«

»Und die Verträge mit Edilan-Forma?«

»Wurden alle erneuert.«

War er nicht ganz bei Trost, daß ihm dies alles so normal und vorhersehbar erschien? Oder war das ganze Land einem Wahn verfallen, der dazu führte, daß sich die Papiere auf Signorina Elettras Schreibtisch nur noch auf eine Weise deuten ließen: daß nämlich die Staatskasse ein Selbstbedienungsladen war und jedes öffentliche Amt ein Freibrief zur persönlichen Bereicherung?

Dottor Moro, der naive und grundehrliche Moro, hatte es gewagt, diese Sichtweise anzuzweifeln. Und er hatte die Quittung für seine unbequemen Fragen bekommen – wenn auch nicht persönlich, sondern auf dem Umweg über seine Familie.



»Falls Sie das nicht schon gemacht haben, könnten Sie Toscano und Filippi einmal genauer unter die Lupe nehmen?«

»Ich war gerade dabei, als Sie kamen, Signore«, sagte sie.

»Aber mein Freund aus Rom, der im Militärarchiv arbeitet, mußte für ein paar Tage nach Livorno, und darum kann ich ihre Personalakten nicht vor Ende der Woche einsehen.«

Brunetti verlor kein Wort darüber, daß sie untätig am Fenster gestanden und einen traurigen Blick in ihre Vergangenheit oder Zukunft geworfen hatte, als er hereingekommen war. Statt dessen bedankte er sich höflich und ging zurück in sein Büro.

**B**runetti mußte seinen ganzen Willen aufbieten, um bis Dienstschluß in der Questura auszuharren. Erst vertrieb er sich die Zeit damit, die eingegangenen Berichte zu lesen und abzuzeichnen, dann las er nur noch jeden zweiten und schließlich jeden dritten, malte aber gewissenhaft sein Kürzel GB auch unter diejenigen, die er nicht gelesen hatte. Doch während sein Blick über die Texte und Zahlenkolonnen glitt, die endlose Fülle von Fakten und Ziffern streifte, die der Realität so verwandt waren wie Anna Anderson mit Zar Nikolaus II. war er in Gedanken immer noch bei Moro.

Kurz vor Feierabend rief er Avisani in Palermo an.

Wie schon beim letzten Mal meldete sich der Journalist mit vollem Namen.

»Ich bin's, Beppe«, sagte Brunetti.

»Ich bitte dich, Guido, es ist nicht mal ein Tag vergangen! Laß mir noch ein bißchen Zeit, ja?« forderte der Reporter ungehalten.

»Nein, ich wollte dich nicht drängen, Beppe, glaub mir. Ich hätte nur noch zwei Namen für deine Liste«, begann Brunetti, und bevor Avisani etwas einwenden konnte, fuhr er fort: »Einen Colonello Giovanni Toscano und einen Maggiore Marcello Filippi.«

Nach einer langen Pause ließ sich Avisani mit einem tiefen Seufzer vernehmen: »Mann, o Mann! Ich kann nur sagen: Wo Rauch ist, ist auch Feuer; beides gehört zusammen wie Öl und Essig; Pfeffer und Salz.«

»Oder Toscano und Filippi?« fragte Brunetti.

»Du hast's erfaßt. Wie bist du denn über die beiden

gestolpert?«

»Moro«, lautete die knappe Antwort. »Beide hatten mit dem Ausschuß zu tun, in dem Moro bis zu seinem Rückzug aus dem Parlament gearbeitet hat.«

»Ach ja, die Geschichte mit dem Versorgungsdienst«, sagte Avisani und zog dabei das letzte Wort genüßlich in die Länge.

»Weißt du was darüber?« fragte Brunetti, der sicher war, daß sein Freund über einschlägige Informationen verfügte.

»Ich weiß, daß Colonello Toscano ersucht wurde, seine Beratertätigkeit für den parlamentarischen Ausschuß niederzulegen, und daß er sich kurz darauf auch aus der Armee verabschiedete.«

»Und Filippi?«

»Ich glaube, der Maggiore kam zu der Erkenntnis, daß seine Interessenkonflikte allzu offensichtlich waren.«

»Was denn für Interessenkonflikte?«

»Nun, er ist immerhin mit der Cousine des Chefs einer Firma verheiratet, von der seine Fallschirmspringer den Großteil ihrer Ausrüstung beziehen.«

»Edilan-Forma?« fragte Brunetti.

»Na, da ist aber einer fleißig gewesen!« bemerkte Avisani anerkennend.

Ehrlicherweise hätte Brunetti jetzt klarstellen müssen, daß Signorina Elettra die Fleißarbeit geleistet hatte, aber er hielt es für besser, das einem Mitglied der Presse nicht auf die Nase zu binden. »Hast du was darüber geschrieben?« fragte er.

»Immer und immer wieder, Guido«, antwortete Avisani mit einem resignierten Seufzer.

»Und?«

»Und was sollen die Leute tun? Überraschung heucheln? So tun, als würden sie nicht auf die gleiche Art Geschäfte machen? Weißt du noch, was dieser Fernsehkomiker gesagt hat, als die Initiative *Mani pulite* gegründet wurde?«

»Daß wir alle korrupt wären und jeder von uns ein paar Tage ins Gefängnis wandern sollte?« fragte Brunetti, der sich noch gut an Beppo Grillos stürmischen Appell an seine Landsleute erinnerte. Grillo war Komiker, also durfte man ungeniert über ihn lachen, auch wenn das, was er an jenem Abend gesagt hatte, durchaus nicht komisch gewesen war.

»Ja«, sagte Avisani und lenkte Brunettis Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Ich habe Artikel über diese und andere Regierungsstellen verfaßt, deren Hauptanliegen darin besteht, Gelder für Freunde und Verwandte abzuzweigen. Aber niemand schert sich darum.« Er wartete auf Brunettis Reaktion, und als der schwieg, wiederholte er: »Keiner schert sich darum, weil alle hoffen, daß sie früher oder später selber einen Weg finden, an so leicht verdientes Geld ranzukommen. Also ist es ganz in ihrem Sinne, daß das System so bleibt, wie es ist. Siehst du, und darum ändert sich auch nichts.«

Da Brunetti seinem Freund recht gab, sah er keinen Grund zu widersprechen. Statt dessen kehrte er zu seinem eigentlichen Anliegen zurück und fragte: »Ist das die einzige Verbindung zwischen Toscano und Filippi?«

»Nein. Sie waren beide im selben Jahrgang auf der Akademie in Modena.«

»Und danach?« fragte Brunetti.

»Weiß ich nicht. Aber das dürfte auch nicht so wichtig sein. Worauf es ankommt, ist, daß sie sich von Jugend auf gut gekannt haben und schließlich beide für den

Versorgungsdienst tätig waren.«

»Und sich beide aus dem Geschäft zurückgezogen haben?«

»Ja, und zwar fast zur gleichen Zeit.«

»Weißt du, wo Filippi abgeblieben ist?« fragte Brunetti.

»Ich glaube, er wohnt in Verona. Soll ich mich mal erkundigen?«

»Sei so gut.«

»Und was willst du über ihn wissen?«

»Alles, was du in Erfahrung bringen kannst.«

»Und ich nehme an, das Honorar ist das gleiche wie immer?« erkundigte Avisani sich lachend.

»Schmeckt dir etwa das Essen meiner Frau nicht mehr?« fragte Brunetti mit gespielter Entrüstung. Doch bevor der Reporter darauf antworten konnte, sagte er in ernstem Ton:

»Ich will aber nicht, daß du dich mit dieser Geschichte in Schwierigkeiten bringst, Beppe.«

Wieder mußte Avisani lachen. »Ach, Guido, wenn ich davor Angst hätte, dann könnte ich meinen Job gleich an den Nagel hängen.«

»Danke, Beppe«, sagte Brunetti, und das herzliche Lachen, mit dem der Reporter sich verabschiedete, gab ihm die Gewißheit, daß er nach wie vor auf seine Freundschaft zählen konnte.

Auf dem Weg nach unten wähnte er sich vom betörenden Sirenengesang Signorina Elettras und ihres Computers zu einem Abstecher verleitet. Doch in ihrem Büro brannte kein Licht, und der dunkle Bildschirm ließ darauf schließen, daß sie bei ihren Recherchen noch nicht fündig geworden war. Also blieb ihm, wenn er nicht ihren Schreibtisch filzen wollte, nichts weiter übrig, als

heimzugehen zum Abendessen mit seiner Familie.

Am nächsten Morgen war er schon vor acht in der Questura. Da er Signorina Elettras Büro noch verwaist fand, ging er auf einen Sprung in den Bereitschaftsraum, wo Pucetti an einem Schreibtisch saß und in einer Illustrierten blätterte. Als Brunetti eintrat, sprang er strahlend auf. »Guten Morgen, Commissario. Ich hatte gehofft, daß Sie heute früher kommen.«

»Was haben Sie denn für mich?« fragte Brunetti, bevor er spürte, daß hinter ihm noch jemand hereingekommen war. Ein Blick in Pucettis Gesicht, auf dem das Lächeln erstarb, bestärkte ihn in seinem Verdacht.

»Nur diese Formulare, Commissario.« Pucetti raffte vom Nebentisch zwei Stapel Papiere zusammen. »Ich glaube, die müssen Sie unterschreiben«, sagte er, und es klang sehr dienstlich.

Brunetti griff seinen Ton auf und sagte: »Ich muß nur noch kurz runter zu Bocchese. Könnten Sie die Anträge inzwischen raufbringen in mein Büro?«

»Gewiß, Signore!« Und Pucetti hievte erst einen, dann den anderen Stapel auf seine Illustrierte und klopfte das Papier auf Stoß. Als er den Packen hochnahm, war die Zeitschrift verschwunden.

Brunetti wandte sich zum Gehen und wäre um ein Haar mit Tenente Scarpa zusammengestoßen, der breitbeinig den Eingang versperrte. »Ah, guten Morgen, Tenente«, grüßte Brunetti höflich. »Kann ich etwas für Sie tun?«

»Nein, Commissario«, antwortete Scarpa. »Ich wollte mit Pucetti sprechen.«

Brunettis Gesicht leuchtete dankbar auf. »Wie gut, daß Sie mich erinnern, Tenente, ich muß Pucetti unbedingt

noch etwas fragen.« Und an den jungen Polizisten gewandt: »Sie können in meinem Büro warten, Pucetti. Bei Bocchese wird's nicht lange dauern.« Mit einem freundlichen Lächeln für den Tenente setzte er hinzu: »Bocchese ist ja bekanntlich ein Morgenmensch.« In Wahrheit wußte die ganze Questura, daß Bocchese seine erste Arbeitsstunde regelmäßig der Lektüre von *La Gazzetta dello Sport* widmete und über seine dienstliche E-Mail-Adresse Wetten in drei verschiedenen Ländern plazierte.

Schweigend machte der Tenente seinem Vorgesetzten Platz. Brunetti wartete gleich neben dem Eingang auf Pucetti und schloß rasch die Tür hinter ihnen.

»Also, ich fürchte, Bocchese wird sich noch ein paar Minuten gedulden müssen«, meinte er mit einem gespielten Seufzer und stieg mit Pucetti hinauf in sein Büro. Dort fragte er, noch während er seinen Mantel auszog und in den Schrank hängte: »Also? Was haben Sie in Erfahrung gebracht?«

Pucetti, der die Papiere fest unter seinen Arm geklemmt hielt, begann zögernd: »Ich glaube, mit dem Kadetten Ruffo stimmt etwas nicht, Signore. Gestern war ich auf der Giudecca und habe mich in die Bar gegenüber von der Schule gesetzt, wo die Kadetten verkehren. Als Ruffo kam, habe ich ihn angesprochen und zu einem Kaffee eingeladen, aber er schien sich vor mir zu ängstigen.«

»Oder davor, mit Ihnen gesehen zu werden«, mutmaßte Brunetti. Als Pucetti nickte, fragte der Commissario: »Und wieso glauben Sie, daß mit dem Jungen etwas nicht stimmt?«

»Zuerst einmal hatte ich den Eindruck, daß er sich geprügelt hat.« Ohne Brunettis Nachfrage abzuwarten, fuhr Pucetti fort: »Er hatte Kratzer an beiden Händen, und

die Knöchel an seiner rechten Hand waren geschwollen. Als er sah, daß ich es bemerkte, versuchte er seine Hände hinter dem Rücken zu verstecken.«

»Und weiter?«

»Er bewegte sich so komisch, als ob er ein steifes Bein hätte.«

»Und was hat er Ihnen gesagt?« fragte Brunetti, während er hinter seinem Schreibtisch Platz nahm.

»Daß er Zeit zum Nachdenken gehabt habe und sich nun vorstellen könne, daß es vielleicht doch Selbstmord war.«

Brunetti hob die Ellbogen auf die Tischplatte und stützte das Kinn in die gefalteten Hände. Schweigend wartete er ab, ob Pucetti seine eigene Schlußfolgerung aus Ruffos Aussage ziehen würde.

Als sein Vorgesetzter keine Antwort gab, wagte Pucetti einen weiteren Vorstoß. »Aber das nehme ich ihm nicht ab, Commissario.«

»Und wieso nicht?«

»Er klang verängstigt – und als wiederholte er etwas, das man ihm eingetrichtert hatte. Ich habe ihn gefragt, warum er plötzlich doch an Selbstmord glaubt, und da sagte er, Moro habe sich in den letzten Wochen so merkwürdig verhalten.« Pucetti hielt inne, dann fuhr er fort: »Genau das Gegenteil von dem, was er beim ersten Mal gesagt hat. Und mir schien, er wollte ein Zeichen von mir, daß ich ihm glaube.«

»Und haben Sie es ihm gegeben?« fragte Brunetti.

»Natürlich, Signore. Wenn er das braucht, um sich sicher zu fühlen, dann sollten wir ihm den Gefallen tun.«

»Und warum das, Pucetti?«

»Weil er sich dann entspannt, und je entspannter er ist, desto mehr Angst wird er bei der nächsten Vernehmung



haben.«

»Sie meinen, hier?«

»Unten, ja. Und mit einem imposanten, furchteinflößenden Beisitzer.«

Brunetti sah zu dem jungen Mann auf und lächelte.

Für die Rolle des einschüchternden Buhmannes kam nur Vianello in Frage, der sich glänzend darauf verstand, seine angeborene Gutmütigkeit hinter der Maske des mißlaunigen bis brutalen Polizisten zu verstecken. Leider entging ihm die Chance, sein Repertoire an Ruffo zu erproben, denn als der Inspektor und Pucetti eine Stunde später in San Martino eintrafen, war der Kadett weder auf seinem Zimmer, noch wußten die Jungen vom selben Flur etwas über seinen Verbleib. Erst als ihre Ermittlungen sie ins Büro des Comandante führten, erfuhren die Beamten, daß Kadett Ruffo für einen Familienbesuch beurlaubt worden sei und man ihn frühestens in zwei Wochen zurückerwarte. Allen Fragen nach dem Grund für Ruffos plötzliche Abreise wich der Comandante aus und verschanzte sich zur Abwehr jeder weiteren Nachforschung hinter dem vagen Begriff »Familienangelegenheiten«.

Vianello wußte, daß Signorina Elettra im Besitz der Klassenliste war, die sicher auch die Adresse von Ruffos Eltern enthielt. Folglich ging es ihm nur darum, die Reaktion des Comandante zu testen, als er ihn um die Heimatanschrift des Jungen bat. Bembo weigerte sich, sie herauszugeben, und behauptete, die persönlichen Daten der Schüler seien streng vertraulich. Dann schützte er eine dringende Sitzung vor und forderte die Polizisten auf zu gehen.

Nachdem die beiden Brunetti Bericht erstattet hatten, fragte er Pucetti: »Und was machten die Schüler für einen Eindruck?«

»Ich wünschte, ich könnte sagen, sie waren verängstigt, so wie Ruffo, als ich ihn das letzte Mal sprach. Aber nichts dergleichen. Sie schienen regelrecht empört darüber, daß ich ihnen Fragen stellte, und taten so, als hätte ich gar kein Recht, mit ihnen zu sprechen.« Der junge Polizist zuckte hilflos die Achseln. »Ich meine, sie sind alle sieben oder acht Jahre jünger als ich, aber sie behandeln *mich* wie einen grünen Jungen oder wie jemanden, der ihnen zu gehorchen hat.«

»Wie zum Beispiel ein gemeiner Soldat?« fragte Brunetti.

Pucetti war so verwirrt, daß er ihm nicht gleich folgen konnte. »Verzeihen Sie, Signore?«

»Als ob sie es mit einem gemeinen Soldaten zu tun hätten. Haben die Kadetten Sie so behandelt?«

Pucetti nickte. »Ja, ich denke schon – als ob ich ihnen Gehorsam schulden würde und nicht das Recht hätte, Fragen zu stellen.«

»Aber das erklärt noch nicht, warum keiner von denen reden will«, unterbrach Vianello.

»Dafür wüßte ich nur einen Grund«, sagte Brunetti.

Bevor Vianello sich danach erkundigen konnte, platzte Pucetti heraus: »Weil sie alle unter einer Decke stecken und uns nicht an Ruffo heranlassen wollen.«

Und wieder einmal belohnte Brunetti den jungen Polizisten mit einem anerkennenden Lächeln.

Um drei Uhr nachmittags saßen Brunetti und seine Begleiter auf halbem Weg zwischen Venedig und Padua,

am Rande eines kleinen Ortes namens Dolo, in einem zivilen Polizeifahrzeug, das in hundert Meter Entfernung von dem Bauernhof parkte, in dem Giuliano Ruffo zu Hause war. Das langgezogene, niedrige Gehöft mit der angrenzenden großen Scheune lag, abgeschildert von einem Pappelstreifen, in einer Talmulde. Den Kiesweg, der zum Haus führte, hatten die jüngsten Regenfälle in eine Schlammrinne verwandelt, auf der sich vereinzelt welke Grasbüschel und matschige Pfützen breitmachten. Rings um das Anwesen stand kein einziger Baum mehr; nur die Stümpfe, die hie und da aus dem Boden ragten, verrieten, daß das Gelände nicht immer so kahl gewesen war. Brunetti, der steif vor Kälte im Wagen saß, konnte sich die Gegend kaum in einer anderen Jahreszeit vorstellen; und doch fragte er sich, wie das Vieh wohl im Sommer ohne schattenspendende Bäume auskam. Aber dann fiel ihm ein, daß es auf den modernen Höfen des Veneto ja kaum noch Kühe gab, die im Freien weiden durften: Man hielt sie jetzt auf engstem Raum zusammengepfercht in den Stallungen, als letzten lebenden Restposten in der Maschinerie der Milchproduktion.

Der rauhe Nordwind hatte aufgefrischt, und es war merklich kälter geworden. Vianello stellte immer wieder den Motor an und drehte die Heizung so hoch, daß abwechselnd einer von ihnen gezwungen war, ein Fenster herunterzukurbeln.

Nach einer halben Stunde sagte Vianello: »Ich glaube, es bringt nichts, wenn wir noch länger hier sitzen und darauf warten, daß der Junge herauskommt. Warum gehen wir nicht einfach rein und fragen, ob er da ist?«

Pucetti, der sowohl nach Dienstgrad wie Platzverteilung (er saß auf dem Rücksitz) an hinterster Stelle kam, schwieg geziemt und überließ Brunetti die Antwort.

Da der Commissario schon eine ganze Weile mit dem

gleichen Gedanken gespielt hatte, stimmte er Vianellos Vorschlag ohne weiteres zu. »Einverstanden«, sagte er. »Gehen wir rein und sehen nach, ob er da ist.«

Vianello ließ den Motor an und legte den Gang ein. Langsam, weil die Räder in dem aufgeweichten Boden immer wieder durchdrehten und nur mühsam Halt fanden, rollten sie durch Schlamm und Kies auf das Haus zu. Im Näherkommen entdeckten sie mehr und mehr Zeugnisse eines kargen bäuerlichen Alltags. Vor der Scheune lag ein ausrangierter Reifen, der seiner Größe nach nur von einem Traktor stammen konnte. Links vom Hauseingang stand eine Reihe wahllos gepaarter Gummistiefel: hohe neben niedrigen, schwarze neben braunen. Plötzlich tauchten hinter einer Ecke zwei große Hunde auf und jagten in großen Sätzen auf sie zu; daß sie nicht bellten, ließ sie nur um so gefährlicher erscheinen. Zwei Meter vor dem Wagen verhielten beide jäh auf der Beifahrerseite, bleckten die Zähne und beäugten die Wageninsassen argwöhnisch.

Brunetti, der nur ein paar gängige Rassen auseinanderhalten konnte, glaubte in diesen beiden, die augenscheinlich Mischlinge waren, etwas von einem Schäferhund zu erkennen, aber das war auch alles, was er identifizieren konnte. »Was nun?« fragte er Vianello.

Da der keine Antwort gab, stieß Brunetti seine Tür auf und setzte einen Fuß auf ein trockenes Grasbüschel. Die Hunde rührten sich nicht. Also stellte er auch den anderen Fuß auf den Boden und stemmte sich aus dem Sitz. Die Hunde verharrten immer noch reglos. Der scharfe Geruch von Kuhpisse stieg ihm in die Nase, und er sah, daß auf den Pfützen vor dem Eingang zum Stall ein dunkler Schaum schwamm, der bräunliche Blasen warf.

Gleich darauf hörte er erst eine, dann die andere Wagentür aufgehen, und im nächsten Moment stand

Pucetti neben ihm. Angesichts der Verstärkung wichen die Hunde ein Stück weit zurück. Als dann auch noch Vianello um die Motorhaube herumkam, verzogen sie sich bis an die Hausecke. Plötzlich stampfte Vianello mit dem rechten Fuß auf und machte einen großen Ausfallschritt, worauf die Hunde vollends Reißaus nahmen, immer noch ohne einen Laut von sich zu geben.

Die drei Männer gingen zum Wohnhaus, wo Brunetti den wuchtigen Eisenring, der als Türklopfer diente, gegen das Messingschild in der Türfüllung schwang. Er lag gut in der Hand und erzeugte einen satten Klang. Als sich nichts rührte, klopfte er noch mal, und jetzt erscholl von drinnen eine Antwort, deren Wortlaut sie indes nicht verstanden.

Eine kleine, untersetzte Frau mit dunklem Haar öffnete die Tür. Sie trug ein unförmiges graues Wollkleid und darüber eine dicke grüne Jacke, offenbar handgestrickt, allerdings von einer ungeübten Hand. Sie trat einen Schritt zurück, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte zu den Männern hoch, die um etliches größer waren als sie. Ihr Gesicht wirkte auf der linken Seite seltsam verzerrt: das Auge nach der Schläfe hin verschoben, während die Mundpartie schlaff herabhing. Brunetti schätzte sie auf weit über vierzig, und doch hatte sie einen babyzarten, faltenlosen Teint.

»Sì?« fragte sie nach einigem Zögern.

»Wir suchen Giuliano Ruffo, Signora«, sagte Brunetti.  
»Wohnt er hier?«

Man hätte sie für eine Ausländerin halten können, so lange dauerte es, bis sie den Sinn seiner Worte erfaßt hatte. Brunetti sah, wie sie mit den Lippen den Namen »Giuliano« formte, als würde ihr das bei der Beantwortung der Frage helfen.

»*Momento*«, sagte sie endlich, wobei die Konsonanten ihr große Schwierigkeiten machten. Dann ging sie weg und überließ es ihnen, die Haustür zu schließen. Oder, dachte Brunetti, sich mit allem Hab und Gut davonzustehlen und womöglich obendrein noch die Hausbewohner niederzumetzeln und – mit etwas Glück von den Hunden unbehelligt – davonzufahren.

Die drei Männer standen dicht gedrängt in der Diele und warteten darauf, daß die Frau zurückkommen oder vielleicht jemanden schicken würde, der ihre Fragen besser beantworten konnte. Und wirklich erklangen nach ein paar Minuten Schritte aus dem rückwärtigen Teil des Hauses. Die Frau in der grünen Jacke erschien wieder, gefolgt von einer jüngeren in einem Pullover aus der gleichen Wolle, jedoch von begabterer Hand gestrickt. Auch Gesichtszüge und Körperhaltung der jungen Frau wirkten auf Brunetti merklich kultivierter. Ihre dunklen Augen suchten sofort seinen Blick, der wohlgeformte Mund war leicht geöffnet, und ihre lebhaft Miene vermittelte den Eindruck wacher Intelligenz.

»*Sì?*« fragte sie. Und sowohl Tonfall als auch Mimik machten deutlich, daß sie keinen höflichen Bescheid, sondern eine Erklärung verlangte.

»Ich bin Commissario Guido Brunetti, Signora. Und ich möchte gern mit Giuliano Ruffo sprechen.«

»Worüber?«

»Über den Tod eines seiner Mitschüler.«

Während dieses Wortwechsels stand die ältere Frau neben ihm und sah mit offenem Mund von einem Sprecher zum anderen, schien aber nur inhaltslose Laute wahrzunehmen. Als Brunetti sie im Profil sah, entdeckte er eine große Ähnlichkeit zwischen ihrer unversehrten Gesichtshälfte und den Zügen der Jüngeren. Also

vermutlich Schwestern oder Cousinen.

»Er ist nicht da«, sagte die Jüngere.

Doch Brunetti duldete keine Ausflüchte. »Dann verstößt er gegen die Beurlaubungsvorschriften der Schule«, sagte er, was vielleicht nicht einmal gelogen war.

»Zum Teufel mit der Schule!« stieß sie heftig hervor.

»Dann sollte er erst recht mit uns reden.«

»Ich sage Ihnen doch, er ist nicht hier.«

Da wurde Brunetti ärgerlich. »Ich glaube Ihnen nicht«, sagte er hart. Und eingedenk dessen, wie wenig Abwechslung das Landleben bot – so wenig, daß mitunter allein die Hoffnung, einem der Nachbarn könnte ein Unheil zustoßen, für Kurzweil sorgte –, fuhr er drohend fort: »Wenn Sie wollen, können wir wieder gehen. Aber dann fahren wir demnächst in drei Streifenwagen mit Rotlicht und Sirenengeheul auf Ihrem Hof vor und erkundigen uns anschließend bei den Nachbarn nach Giuliano.«

»Das würden Sie nicht tun«, sagte sie und hatte ihn besser durchschaut, als sie ahnen konnte.

»Dann lassen Sie mich mit ihm reden«, erwiderte Brunetti.

»Giuliano«, warf die Ältere ein, worauf sich alle überrascht nach ihr umwandten.

»Schon gut, Luigina«, sagte die Jüngere und legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Diese Herren sind hier, um mit Giuliano zu sprechen.«

»Giuliano«, wiederholte die Ältere in demselben träge schleppenden Tonfall.

»Ja, ganz recht, *cara*. Das sind Freunde von ihm, sie wollen ihn besuchen.«

»Freunde«, wiederholte die Frau mit einem schiefen

Lächeln. Dann ging sie auf Vianello zu, dessen massige Gestalt seine hochgewachsenen Kollegen noch ein gutes Stück überragte, legte ihm die rechte Hand auf die Brust, hob ihr Gesicht zu ihm empor und sagte noch einmal: »Freunde.«

Vianello bedeckte ihre Hand mit der seinen und sagte:

»So ist es, Signora. Wir sind Freunde.«



Ein Augenblick lang waren alle peinlich berührt, mit Ausnahme von Vianello und Luigina, deren Hand immer noch wie selbstverständlich auf seiner Brust ruhte. Dann wandte Brunetti sich an die andere Frau und sagte: »Signora, ich muß Giuliano wirklich dringend sprechen. Und Sie haben das Wort meines Inspektors: Wir kommen als Freunde.«

»Warum sollte ich Ihnen vertrauen?« fragte sie.

Brunetti deutete auf Luigina und Vianello, der ihr jetzt begütigend den Handrücken tätschelte. »Weil sie es tut.«

Die junge Frau wollte aufbegehren, unterließ es aber, ehe noch ein Wort über ihre Lippen kam, denn sie sah ein, daß er recht hatte. Ihr Körper entspannte sich, als sie fragte:

»Was wollen Sie von ihm wissen?«

»Ich sagte es bereits, Signora. Es geht um den Tod eines Kadetten.«

»Nur darum?« Ihr Blick war so klar und direkt wie ihre Frage.

»Ja.« Er hätte es dabei bewenden lassen können, aber er fühlte sich durch Vianellos Versprechen gebunden. »Das heißt, genau kann ich das erst sagen, wenn ich mit ihm gesprochen habe.«

Da nahm Luigina plötzlich ihre Hand von Vianellos Brust, wandte sich der anderen Frau zu und sagte: »Giuliano.« Und so schmerzlich, wie sich dabei ihr Mund verzog, so heftig regte sich Brunettis Mitleid.

Die jüngere Frau trat auf sie zu und umfaßte ihre Rechte mit beiden Händen. »Schon gut, Luigina. Giuliano wird

nichts geschehen.«

Die Frau hatte sie offenbar verstanden, denn ihr schiefes Grinsen verwandelte sich in ein Lächeln, und sie klatschte beglückt in die Hände. Aber als sie ins Innere des Hauses zurückwollte, legte die Jüngere ihr eine Hand auf den Arm und hielt sie zurück. »Der Herr muß mit Giuliano allein sprechen«, begann sie und sah demonstrativ auf ihre Uhr.

»Und während er das tut, kannst du die Hühner füttern. Es ist ohnehin Zeit.« Brunetti hatte wenig Ahnung vom Landleben, aber so viel wußte er doch, daß man die Hühner nicht mitten am Tag fütterte.

»Hühner?« wiederholte Luigina, die der plötzliche Themenwechsel verwirrt hatte.

»Sie haben Hühner, Signora?« fragte Vianello begeistert und trat dicht vor sie hin. »Darf ich sie mir einmal ansehen?«

Wieder erschien das schiefe Lächeln, diesmal vor Freude darüber, ihrem neuen Freund die Hühner zeigen zu dürfen.

Vianello wandte sich unterdessen an Pucetti und sagte mit Nachdruck: »Die Signora wird uns ihre Hühner vorführen, Pucetti.« Ohne seine Antwort abzuwarten, nahm er die Frau am Arm und geleitete sie zur Haustür. »Wie viele ...?« hörte Brunetti den Inspektor beginnen. Und als ihm klar wurde, daß die Frau des Zählens wahrscheinlich nicht mächtig war, fuhr er nahtlos fort: »Wie oft habe ich mir schon gewünscht, einmal richtige Hühner zu sehen.«

Und an Pucetti gewandt: »Na, komm, gehen wir zu den Hühnern.«

Als sie allein geblieben waren, sagte Brunetti: »Darf ich fragen, wer Sie sind, Signora?«

»Ich bin Giulianos Tante.«

»Und die andere Signora?«

»Ist seine Mutter.« Als Brunetti nicht weiterfragte, fuhr sie fort: »Sie hatte vor Jahren einen Unfall. Giuliano war damals noch klein.«

»Und davor?« fragte Brunetti.

»Was meinen Sie? Ob sie früher normal war?« gab sie zurück, aber die Entrüstung wollte ihr nicht recht gelingen.

Brunetti nickte nur.

»Ja, so normal wie ich. Ich bin ihre Schwester, Tiziana.«

»Das dachte ich mir. Sie sehen einander sehr ähnlich.«

»Aber sie war früher eine Schönheit«, versetzte Tiziana traurig. Und Brunetti dachte, wenn die vernachlässigte Schönheit dieser jungen Frau ein Maßstab war, dann mußte Luigina in der Tat ein Wunder an Liebreiz gewesen sein.

»Darf ich fragen, was passiert ist?«

»Sie sind doch von der Polizei, nicht wahr?«

»Ja.«

»Heißt das, daß Sie an die Schweigepflicht gebunden sind?«

»Wenn es sich mit meinen Ermittlungen vereinbaren läßt, ja.« Brunetti sagte ihr nicht, daß es in der Regel in seinem Ermessen lag, was er preisgab und was nicht, aber sie schien mit seiner Antwort zufrieden.

»Ihr Mann hat auf sie geschossen. Und sich dann selbst getötet.« Als Brunetti nichts dazu sagte, fuhr sie fort: »Er wollte erst sie umbringen und dann sich. Aber bei Luigina hat er schlecht gezielt.«

»Warum hat er es getan?«

»Er dachte, sie hätte eine Affäre.«

»Und? Hatte sie?«

»Nein.« Brunetti glaubte ihr sofort. »Aber er war immer schon eifersüchtig. Und gewalttätig. Wir hatten sie alle vor dieser Heirat gewarnt, aber sie setzte ihren Kopf durch.«

Nach einer langen Pause sagte sie: »Liebe«, und es klang, als hätte man sie aufgefordert, die Krankheit zu benennen, die das Leben ihrer Schwester zerstört hatte.

»Wie lange ist das her?«

»Sieben Jahre. Giuliano war damals zehn.« Tiziana verschränkte die Arme vor dem Leib und klammerte sich mit den Händen wie schuttsuchend an die Ellbogen.

Der Gedanke erschreckte Brunetti so sehr, daß er ihn aussprach, bevor ihm klar wurde, wie schmerzlich diese Frage für sie sein mußte. »Und wo war Giuliano?«

»Nein, er hat nichts mitbekommen«, antwortete sie.

»Wenigstens das hat er ihm nicht angetan.«

Brunetti hätte gern gewußt, wie gravierend Luiginas Behinderung war, aber aus Angst, sein Interesse könnte als voyeuristische Neugier ausgelegt werden, fragte er nicht danach. Luiginas Verhalten und ihr halb entstelltes Gesicht verrieten auch so, was von ihr geblieben war, und was man ihr geraubt hatte, zeigte sich nur zu deutlich an Tizianas lebhafter Ausstrahlung.

Während sie in den hinteren Teil des Hauses gingen, erkundigte sich Brunetti: »Warum ist Giuliano aus der Schule fort?«

»Er hat gesagt ...«, begann sie, sprach aber nicht weiter, obwohl Brunetti spürte, daß es ihr leid tat, es ihm nicht erklären zu können. »Ich denke, das sollten Sie ihn lieber selbst fragen.«

»War er gern in San Martino?«

»Nein, nie.« Die Antwort kam prompt und heftig.

»Warum ist er dann überhaupt auf die Akademie

gegangen? Und vor allem geblieben?»

Sie wandte sich nach ihm um, und er sah trotz des schummrigen Flurlichts, daß in ihren Augen, die er erst für tief dunkel gehalten hatte, bernsteinhelle Sprenkel funkelten.

»Wissen Sie etwas über unsere Familie?«

»Nein, gar nichts«, sagte er und bereute sofort, daß er Signorina Elettra nicht dazu angehalten hatte, noch weiter in das Privatleben der Schüler einzudringen und ihre Geheimnisse aufzudecken. Dann hätte ihn die Situation hier nicht so überrumpelt, und er wüßte besser, wonach er diese junge Frau fragen sollte.

Wieder verschränkte sie die Arme, bevor sie ihn ansah.

»Dann haben Sie es nicht in der Zeitung gelesen?«

»Nicht, daß ich wüßte.« Es war ihm selbst schleierhaft, wie er einen so spektakulären Fall hatte übersehen können: Für die Presse mußte das doch ein gefundenes Fressen gewesen sein.

»Es geschah, als sie auf dem Marinestützpunkt in Sardinien stationiert waren«, sagte Tiziana, als ob das eine Erklärung wäre. »Und dem Schwiegervater meiner Schwester gelang es, den Skandal abzuwenden.«

»Wer ist ihr Schwiegervater?« fragte Brunetti.

»Ammiraglio Giambattista Ruffo«, antwortete sie.

Brunetti erkannte den Namen sofort: der Mann, dem seine offen zur Schau gestellte monarchistische Gesinnung den Beinamen »der Admiral des Königs« eingetragen hatte. Er war gebürtiger Genueser, und Brunetti kam es so vor, als hätte er schon seit Jahrzehnten von sich reden gemacht. Der Admiral hatte seine politischen Ambitionen für sich behalten, bis er sich in der Marine ganz an die Spitze emporgedient hatte. Erst dann – vor nunmehr gut

fünfzehn Jahren – begann er offen für die Wiedereinführung der Monarchie zu werben. Die verzweifelten Versuche des Verteidigungsministeriums, ihn zum Schweigen zu bringen, hatten Ruffo zu kurzlebiger Popularität verholfen, denn der Admiral dachte nicht daran, auch nur eine seiner Parolen zurückzunehmen. Die seriösen Zeitungen (falls von solchen in Italien überhaupt die Rede sein konnte) verloren alsbald das Interesse an der Geschichte, und der Fall Ruffo verschwand in jenen Magazinen, deren Titelbilder sich Woche für Woche möglichst freizügig mit der weiblichen Anatomie beschäftigten.

Angesichts der Prominenz des Admirals grenzte es fast an ein Wunder, daß der Selbstmord seines Sohnes nicht in einem gigantischen Medienrummel ausgeschlachtet wurde, aber Brunetti konnte sich in der Tat an keine einzige Schlagzeile erinnern. »Wie war es nur möglich, so etwas geheimzuhalten?« fragte er.

»In Sardinien, auf dem Marinestützpunkt, hatte er das unumschränkte Kommando«, begann sie.

»Sie meinen den Admiral?« unterbrach Brunetti.

»Ja. Und weil sich alles dort abspielte, konnte man die Presse heraushalten.«

»Und wie lautete die offizielle Version?« fragte Brunetti, der wußte, daß in einem so streng abgeriegelten Umfeld fast jede Manipulation möglich war.

»Daß mein Schwager bei einem Unfall ums Leben gekommen sei, den Luigina nur schwerverletzt überlebte.«

»Und der Admiral ist damit durchgekommen?« Brunetti war selbst überrascht, wie er so naiv sein konnte, das anzuzweifeln.

»Natürlich. Die Marinepolizei hat ermittelt, ein Marinearzt übernahm die Obduktion. Luiginas Verletzung

war nicht einmal schlimm, nur ein Streifschuß am Arm. Aber sie war unglücklich gestürzt und mit dem Kopf aufgeschlagen. Und das hat bleibende Schäden verursacht.«

»Warum erzählen Sie mir das?« fragte Brunetti.

»Weil Giuliano nicht weiß, was wirklich geschehen ist.«

»Wo war er? Ich meine, als es passierte?«

»Auch dort im Haus, aber in einem anderen Flügel, bei seinen Großeltern.«

»Und niemand hat ihm je die Wahrheit gesagt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Wenigstens bis jetzt nicht.«

»Warum sagen Sie das?« fragte er, durch die plötzliche Unsicherheit in ihrer Stimme hellhörig geworden.

Sie hob die Hand und rieb sich die Schläfe, knapp am Haaransatz vorbei. »Ich weiß selber nicht. Aber als er diesmal nach Hause kam, hat er mich danach gefragt, und ich fürchte, ich habe nicht gut reagiert. Statt einfach zu wiederholen, was wir ihm immer erzählt haben, fragte ich ihn, warum er das wissen wolle.« Sie verstummte und schlug die Augen nieder. Ihre Finger strichen immer noch rastlos an der Schläfe entlang.

»Und?« forschte Brunetti.

»Und als er keine Antwort gab, sagte ich, er wisse doch längst, was passiert sei. Daß sein Vater bei einem schrecklichen Unfall ums Leben kam.« Wieder hielt sie inne.

»Hat er Ihnen geglaubt?«

Sie wischte die Frage beiseite wie ein mutwilliges Kind, das sich weigert, auf ein unangenehmes Thema einzugehen.

Brunetti wartete schweigend, bis sie endlich zu ihm

aufblickte und sagte: »Ich weiß es nicht. Als er jünger war, hat er immerzu davon gesprochen. Es war fast wie ein Fieber, das stieg und stieg, bis er nicht mehr anders konnte, als mich immer wieder danach zu fragen, egal, wie oft ich es ihm schon erzählt hatte. Und dann gab er eine Weile Ruhe, aber alsbald fing es wieder von vorne an, und er fragte so lange nach seinem Vater und seinem Großvater, bis mir nichts mehr einfiel, und am Schluß wollte er immer wissen, wie sein Vater gestorben war.« Sie schloß die Augen und ließ die Arme sinken. »Und ich erzählte ihm immer die gleichen Lügen. Bis ich sie nicht mehr hören konnte.«

Tiziana wandte sich ab und ging nun zielstrebig voraus ins Innere des Hauses. Brunetti folgte ihr, wagte aber noch eine letzte Frage: »Kam er Ihnen diesmal verändert vor?«

Sie blieb nicht stehen, bedeutete ihm jedoch mit einem raschen Heben und Senken der Schultern, daß die Frage nicht zu beantworten sei. Noch ein paar Schritte, dann machte sie, ohne sich nach ihm umzuwenden, vor einer Tür halt. »Früher hat es ihn immer für ein Weilchen beruhigt, wenn ich ihm von dem angeblichen Unfall erzählte, aber diesmal nicht. Er hat mir nicht geglaubt. Er glaubt mir nicht mehr.« Sie sagte nicht, wie sie darauf kam, und Brunetti hielt es nicht für nötig, danach zu fragen: Der Junge selbst würde dafür die weitaus verlässlichere Quelle sein.

Tiziana öffnete die Flurtür, die wieder auf einen langen Gang führte, blieb dort vor der zweiten Türe rechts stehen und klopfte. Fast sofort wurde von innen geöffnet, und Giuliano Ruffo trat auf den Flur heraus. Er lächelte seine Tante an, doch als er Brunetti erkannte, verschwand das Lächeln, flackerte noch einmal zaghaft auf und erlosch endlich ganz.

»Zia«, fragte er seine Tante, »was ist passiert?« Und als



sie nicht antwortete, wandte er sich an Brunetti. »Sie sind doch der Polizist, der bei mir im Zimmer war.« Brunetti nickte, worauf der Junge fragte: »Und was wollen Sie jetzt von mir?«

»Das gleiche wie beim letzten Mal: mich mit dir über Ernesto Moro unterhalten.«

»Und wieso?« fragte Giuliano gefaßter, als Brunetti es von einem Jungen erwartet hätte, den die Polizei bis nach Hause verfolgte, um ihn wegen eines toten Kameraden zu verhören. Plötzlich wurde ihm bewußt, in was für einer peinlichen Situation sie sich befanden: drei Menschen in einem ungeheizten Korridor, von denen die Frau stumm zusah, wie er und der Junge sich mit ihren Fragen umkreisten. Als ob sie seine Gedanken erraten hätte, deutete Tiziana auf das Zimmer hinter ihrem Neffen und sagte: »Wollen wir uns nicht im Warmen weiter unterhalten?«

Wenn es ein Befehl gewesen wäre, hätte der Junge nicht schneller reagieren können. Er ging sofort hinein und ließ die Tür für die beiden Erwachsenen offen. Als Brunetti eintrat, mußte er an Giulianos Zimmer in der Akademie denken, das so makellos aufgeräumt gewesen war. Dieses hier war das genaue Gegenteil: Kleidungsstücke lagen achtlos auf dem Bett und auf der Heizung verstreut; auf dem Schreibtisch stapelten sich hüllenlose CDs; Schuhe und Stiefel kugelten auf dem Boden herum. Trotzdem war Brunetti eigentlich nur überrascht, daß es nicht nach Rauch roch, obwohl ein angebrochenes Päckchen Zigaretten auf dem Schreibtisch lag und ein zweites auf dem Nachttisch.

Giuliano räumte einen Sessel vor dem Fenster frei und bot ihn seiner Tante an. Den Armvoll Kleider warf er achtlos ans Fußende des Bettes, über eine Jeans. Brunetti bedeutete er mit einem Kopfnicken, daß er auf seinem

Schreibtischstuhl Platz nehmen könne. Er selbst ließ sich zwischen zwei Kleiderhaufen auf dem Bett nieder.

»Giuliano«, begann Brunetti, »ich weiß nicht, was man dir eingeredet hat oder was du in der Zeitung gelesen hast, und es ist mir auch gleich, was du den anderen erzählst. Ich glaube jedenfalls nicht, daß Ernesto sich umgebracht hat. Nach unseren Erkenntnissen war er nicht suizidgefährdet, und außerdem hatte er keinen Grund, sich das Leben zu nehmen.« Er hielt inne und wartete darauf, daß der Junge oder seine Tante etwas sagen würden.

Als beide schwiegen, fuhr er fort: »Das heißt, es war entweder ein Unfall oder Mord.«

»Was meinen Sie mit Unfall?« fragte Giuliano.

»Einen dummen Streich, der ein böses Ende nahm und der entweder von ihm ausging oder den andere ihm gespielt haben. In dem Fall könnte ich mir gut vorstellen, daß die Beteiligten vor lauter Angst auf die Idee kamen, einen Selbstmord vorzutäuschen.« Wieder hielt er inne, in der Hoffnung, von dem Jungen eine Bestätigung zu bekommen, aber Giuliano blieb stumm.

»Oder aber«, fuhr Brunetti fort, »man hat ihn getötet. Entweder absichtlich oder wiederum weil irgend etwas nicht nach Plan lief oder außer Kontrolle geriet. Und um die Tat zu vertuschen, ließ man es wie Selbstmord aussehen.«

»Aber in der Zeitung stand doch, daß es Selbstmord war«, unterbrach Tiziana.

»Das besagt gar nichts, *zia*«, meinte der Junge zu Brunettis Überraschung.

Und in das nachfolgende Schweigen hinein sagte Brunetti: »Ich fürchte, er hat recht, Signora.«

Der Junge stützte sich mit beiden Händen auf den

Betrand und ließ den Kopf hängen, als wolle er die Schuhe und Stiefel zählen, die auf dem Boden verstreut lagen. Brunetti sah, wie seine Hände sich zu Fäusten ballten und wieder öffneten. Dann blickte er auf und griff rasch nach den Zigaretten, die neben ihm auf dem Nachttisch lagen. Er hielt das Päckchen in der Rechten wie einen Talisman oder die Hand eines Freundes, machte aber keine Anstalten, sich eine Zigarette zu nehmen. Erst als das Päckchen von der rechten in die linke Hand gewandert war, schüttelte er eine heraus, stand auf, warf die Packung aufs Bett und trat zu Brunetti, der regungslos sitzen blieb, an den Schreibtisch.

Giuliano schnappte sich das Plastikfeuerzeug und ging zur Tür. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Zimmer und machte die Tür hinter sich zu.

Seine Tante erklärte: »Ich habe ihn gebeten, im Haus nicht zu rauchen.«

»Mögen Sie den Geruch nicht?« fragte Brunetti.

Sie zog ein zerbeultes Zigarettenpäckchen unter dem Pullover hervor und sagte: »Ganz im Gegenteil. Aber Giulianos Vater war ein starker Raucher, daher verbindet meine Schwester den Geruch mit ihm. Um sie nicht aufzuregen, rauchen wir beide nur im Freien.«

»Ob er wiederkommt?« fragte Brunetti, der keinen Versuch gemacht hatte, Giuliano zurückzuhalten. Er war überzeugt, daß man den Jungen nicht zwingen könne, irgend etwas gegen seinen Willen preiszugeben.

»Er kann ja sonst nirgendshin«, sagte seine Tante, aber es klang nicht unfreundlich.

Eine Weile saßen sie schweigend, bis Brunetti fragte:

»Wer bewirtschaftet eigentlich diesen Hof?«

»Ich. Zusammen mit einem Mann aus dem Dorf.«

»Wie viele Kühe haben Sie?«

»Siebzehn.«

»Kann man denn davon leben?« fragte Brunetti, der so wenig Ahnung von der Landwirtschaft hatte, daß die Zahl des Viehbestandes ihn auch nicht darüber aufklären konnte, wie arm oder wie wohlhabend ein Bauer war.

»Wir haben einen Treuhandfonds von Giulianos Großvater«, erklärte Tiziana.

»Ist er tot?«

»Nein.«

»Wieso dann der Treuhandfonds?«

»Er hat ihn beim Tod seines Sohnes eingerichtet. Für Giuliano.«

»Und zu welchen Bedingungen?« Als sie nicht antwortete, fügte Brunetti hinzu: »Wenn Sie die Frage erlauben.«

»Ich kann sie Ihnen nicht verbieten«, versetzte sie mit matter Stimme.

Und nach einer Weile entschloß sie sich offenbar, auch darauf zu antworten. »Giuliano erhält alle vier Monate eine festgesetzte Summe«, erklärte sie.

Ein gewisses Zögern am Satzende veranlaßte Brunetti, seine Frage zu wiederholen: »Und welche Auflagen sind damit verbunden?«

»Solange er eine militärische Laufbahn anstrebt, bekommt er das Geld.«

»Und wenn er einen anderen Beruf wählt?«

»Erlischt sein Anspruch.«

»Die Akademie ist Teil dieser Ausbildung?«

»Ja.«

»Und jetzt?« fragte Brunetti und deutete auf das ganz

und gar unmilitärische Chaos in Giulianos Zimmer.

Sie zuckte die Achseln, eine Geste, die er mittlerweile als charakteristisch für sie empfand, und sagte dann: »Solange er offiziell beurlaubt ist, gilt er nach wie vor als ...«

Hilflos brach sie ab.

»Strebsamer Zögling?« half Brunetti nach und wurde mit einem Lächeln belohnt.

Da öffnete sich die Tür, und Giuliano kam zurück. Man roch den Zigarettenrauch, als er quer durchs Zimmer zum Bett ging. Seine Schuhe hinterließen Schlammspuren auf dem gekachelten Fußboden. Er setzte sich, stützte die Hände aufs Bett, sah Brunetti an und sagte: »Ich weiß nicht, was passiert ist.«

»Ist das die Wahrheit oder das, was du dir draußen zurechtgelegt hast?« fragte Brunetti behutsam.

»Die Wahrheit.«

»Hast du denn irgendeine Vermutung?« Der Junge schien ihn überhaupt nicht gehört zu haben. »Oder kannst du dir denken, wie es gewesen sein könnte?«

Nach einer langen Pause – Giuliano hielt den Kopf wieder gesenkt und starrte unverwandt auf seine Schuhspitzen – stieß er hervor: »Ich kann nicht dahin zurück.«

So verzweifelt, wie das herauskam, glaubte Brunetti ihm sofort. Trotzdem wollte er den Grund wissen. »Warum nicht?«

»Weil ich nicht Soldat werden kann.«

»Und wieso nicht, Giuliano?«

»Es liegt mir einfach nicht. Es kommt mir alles so dumm vor: die ewigen Befehle und das Strammstehen, und immerfort machen alle dasselbe. Es ist nicht zum

Aushalten.«

Brunetti suchte Tizianas Blick, aber die hatte nur Augen für ihren Neffen und schenkte dem Commissario keine Beachtung. Als der Junge weitersprach, wandte auch Brunetti sich ihm wieder zu. »Ich wollte von Anfang an nicht, aber mein Großvater sagte, es sei der Wunsch meines Vaters gewesen, daß auch ich Offizier werde.« Hier sah er zu Brunetti auf, der seinen Blick stumm erwiderte.

»Das ist nicht wahr, Giuliano«, mischte seine Tante sich ein. »Er hat das Militär immer gehaßt.«

»Und warum ist er dann Offizier geworden?« fuhr Giuliano zornig auf.

Sie schwieg lange, wie um abzuwägen, welche Wirkung ihre Worte haben würden. Endlich sagte sie: »Aus demselben Grund, aus dem du nach San Martino gegangen bist: um deinen Großvater glücklich zu machen.«

»Den kann man nicht glücklich machen.«

In dem Schweigen, das darauf folgte, drehte Brunetti sich um und schaute aus dem Fenster, aber alles, was er sah, war eine weite, kahle Landschaft mit ein paar vereinzelter Baumstümpfen hier und da.

Es war Tiziana, die schließlich das Schweigen brach.

»Dein Vater wollte immer Architekt werden, zumindest hat deine Mutter mir das erzählt. Aber dein Großvater bestand darauf, daß er zum Militär ging.«

»Genau wie alle Ruffos vor ihm«, stieß Giuliano verächtlich hervor.

»Ja«, sagte sie. »Und ich glaube, das war mit ein Grund dafür, warum er so unglücklich war.«

»Er hat sich umgebracht, oder?« Die Frage traf beide Erwachsenen völlig unvorbereitet.

Wieder suchte Brunetti den Blick der Frau. Sie sah erst ihn an, dann ihren Neffen und flüsterte endlich ein kaum hörbares »Ja«.

»Und vorher hat er versucht, *mamma* zu töten?«

Sie nickte.

»Warum hast du mir das nie gesagt?« fragte der Junge mit gepreßter Stimme, dem Weinen nahe.

Auch Tiziana hatte Tränen in den Augen, die ihr langsam von den Wimpern tropften und über die Wangen liefen. Sie preßte die Lippen zusammen und schüttelte nur hilflos den Kopf, unfähig, etwas zu sagen. Endlich hob sie die Hand, deren Fläche sie ganz weit nach außen kehrte, ihrem Neffen entgegen, als bitte sie ihn um Geduld, bis sie sich wieder gefaßt hatte. Minuten verstrichen, dann sagte sie: »Ich hatte Angst.«

»Wovor?«

»Dir weh zu tun.«

»Und eine Lüge, meinst du, tut nicht weh?« fragte er, aber es klang nicht böse, nur verwirrt.

Wieder kehrte sie die Handfläche nach außen und beschrieb mit weit gespreizten Fingern eine Geste, die Unsicherheit, aber seltsamerweise auch Hoffnung ausdrückte.

»Was ist wirklich passiert?« fragte Giuliano. Als sie nicht antwortete, beschwor er sie: »Bitte, du mußt es mir sagen, *Zia*.«

Brunetti sah, wie Tiziana nach Worten rang. Endlich sagte sie: »Er war eifersüchtig auf deine Mutter und beschuldigte sie, ihn zu betrügen.« Als der Junge keine Regung zeigte, fuhr sie fort: »Er hat erst auf sie geschossen und dann sich selbst getötet.«

»Ist *mamma* darum so anders?«

Sie nickte.

»Warum hast du mir das nie erzählt? Ich dachte immer, es sei eine Krankheit und du trauest dich nicht, es mir zu sagen.« Er stockte, aber dann brach es aus ihm heraus: »Ich dachte, es sei erblich. Und ich würde es auch bekommen.«

Dieses Geständnis brach ihr das Herz, und sie weinte jetzt still und hemmungslos, nur hin und wieder von einem tiefen Atemzug unterbrochen.

Brunetti wandte sich wieder dem Jungen zu und fragte eindringlich: »Willst du mir nicht doch sagen, was deiner Meinung nach mit Ernesto geschehen ist, Giuliano?«

Der Junge sah erst ihn an, dann die weinende Frau und dann wieder Brunetti. »Ich glaube, sie haben ihn umgebracht«, sagte er endlich.

»Wer?«

»Die anderen.«

»Warum?« fragte Brunetti und verschob die Frage nach den »anderen« auf später.

»Wegen seines Vaters, und weil er versucht hat, mir zu helfen.«

»Was war mit seinem Vater?« fragte Brunetti.

»Die anderen haben gesagt, er sei ein Verräter.«

»Verräter an wem?«

»*La Patria*«, antwortete der Junge, und Brunetti hatte noch nie gehört, daß jemand so viel Verachtung in dieses Wort legte.

»Wieso? Weil er diesen Bericht geschrieben hat?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Sie haben nie einen Grund genannt, ihm nur immer wieder vorgehalten, daß sein Vater ein Verräter sei.«



Da Giuliano offenbar wirklich nicht mehr wußte, wechselte Brunetti das Thema. »Und wie hat er versucht, dir zu helfen?«

»Einer von den anderen fing an, über meine Eltern herzuziehen. Er sagte, es hätte gar keinen Unfall gegeben. Aber meine Mutter sei eine Hure gewesen, und sie hätte den Verstand verloren, als mein Vater sich das Leben nahm, weil sie wußte, daß es ihre Schuld war.«

»Und was hat Moro getan?«

»Er hat sich mit dem geprügelt, der das behauptet hat, mit Paolo Filippi. Er hat ihm einen Zahn ausgeschlagen.«

Brunetti wartete. Er wagte nicht, den Jungen zu bedrängen, aus Angst, daß er dann gar nicht mehr reden würde.

Und wirklich sprach Giuliano nach einer Weile von allein weiter: »Danach war eine Zeitlang Ruhe, aber irgendwann fing Filippi an, Ernesto zu bedrohen, und seine Freunde taten es ihm nach.« Brunetti horchte auf. Filippi, Absolvent der Akademie, dessen Vater die militärische Versorgung unter sich hatte.

»Was geschah in der Nacht, als Ernesto starb?«

»Ich weiß es nicht. In der Nacht habe ich nichts gehört. Aber am nächsten Tag waren alle ganz komisch – verängstigt und glücklich zugleich, wie Kinder, die ein Geheimnis haben oder einem Geheimbund angehören.«

»Hast du mit ihnen gesprochen? Jemanden gefragt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Giuliano sah Brunetti offen an, als er zur Antwort gab:

»Ich hatte Angst.« Und Brunetti wußte wohl, wieviel Mut ihn dieses Eingeständnis kostete.

»Und seitdem?«

Wieder schüttelte Giuliano den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich habe mich krank gemeldet und bin die meiste Zeit auf meinem Zimmer geblieben. Die einzigen, mit denen ich gesprochen habe, waren Sie und der andere Polizist, der nette, der in die Bar kam.«

»Und warum bist du fort aus San Martino?«

»Einer aus Filippis Clique sah mich mit dem Polizisten reden, und er erinnerte sich, daß es derselbe war, der gleich nach Moros Tod alle vernommen hatte. Und dann kam Filippi zu mir und sagte, wenn ich weiter mit der Polizei verkehrte, solle ich mich in acht nehmen ...« Hier versagte ihm die Stimme, und er mußte Atem schöpfen. »So eine Freundschaft könne einen in den Selbstmord treiben. Und dabei hat er ganz schauerlich gelacht.« Giuliano machte eine Pause, um zu sehen, wie Brunetti das aufnehmen würde, dann schloß er: »Da bin ich dann weg. Bin einfach abgehauen und nach Hause gefahren.«

»Und du gehst auch nicht zurück«, warf seine Tante so heftig ein, daß beide zusammenfuhren. Sie sprang auf, machte zwei Schritte auf ihren Neffen zu, blieb stehen und sah mit flehendem Blick zu Brunetti hinüber. »Schluß damit. Bitte, es muß endlich ein Ende haben.«

»Gut«, sagte Brunetti und erhob sich ebenfalls. Einen Moment lang überlegte er, ob er dem Jungen sagen solle, daß er seine Aussage vor Gericht wiederholen müsse, aber das war nicht der rechte Zeitpunkt dafür, vor allem nicht in Gegenwart der Tante. Er hatte keinen Einfluß darauf, ob die Ruffos künftig leugnen würden, daß dieses Gespräch stattgefunden hatte, oder ob sie dazu standen. Aber wie auch immer sie sich entschieden: Mit dem, was er jetzt und hier erfahren hatte, würde er schon ein großes Stück weiterkommen.

Als die drei wieder nach vorn zur Hofseite gingen, hörte

Brunetti schon von weitem Vianellos tiefen, beruhigenden Baß und dazwischen eine fröhlich trällernde Frauenstimme. Und als sie in der Diele zusammentrafen und er Giulianos Mutter ansah, da blickte er in ein Gesicht, das vor Freude leuchtete. Vianello stand mit einem Korb voll brauner Eier neben ihr, und Giulianos Mutter deutete auf ihn und sagte: »Freund.«

Auf der Rückfahrt nach Venedig erklärte Brunetti, daß sie zwar jetzt genug in der Hand hätten, um den jungen Filippi vorzuladen, er aber doch lieber erst noch mehr Beweise gegen den Vater sammeln wolle.

Vianello überraschte ihn mit dem Angebot, am nächsten Tag ein paar Stunden im Internet zu recherchieren. Obwohl die Formulierung verdächtig nach Signorina Elettra klang, verzichtete Brunetti auf jeden ironischen Vergleich und wünschte sich nur insgeheim, daß doch endlich auch einmal jemand anders, jemand, dem er nicht schon bis in alle Ewigkeit verpflichtet war, imstande wäre, vertrauliche Informationen zu beschaffen.

»Und wie wollen Sie vorgehen?« fragte er.

Ohne den Blick von der Straße abzuwenden, auf der sich der Feierabendverkehr in Richtung Venedig staute, antwortete Vianello: »Genauso wie Signorina Elettra. Erst sehen, wieviel ich selber rausfinden kann, und dann meine Freunde einspannen.«

»Und sind das die gleichen Freunde wie die von Signorina Elettra?« fragte Brunetti.

Hier erlaubte Vianello sich doch einen raschen Seitenblick in Brunettis Richtung. »Mag sein, ja.«

Brunetti gab sich geschlagen. »Dann ginge es vielleicht schneller, wenn wir gleich Signorina Elettra fragen.«

Schon am nächsten Morgen fand er sich in ihrem Büro ein und erkundigte sich, ob ihr Freund vom Militärarchiv aus Livorno zurück sei und ihnen, wenn ja, einen Blick in seine Akten gestatten würde. Als ob sie schon beim Aufstehen gewußt hätte, daß sie es an dem Tag mit dem

Militär zu tun bekommen würde, trug Signorina Elettra einen dunkelblauen Sweater mit schmalen, aufgeknöpften Schulterriegeln, die nicht nur entfernt an Epauletten erinnerten.

»Sie tragen nicht zufällig auch noch ein Schwert bei sich, oder?« fragte Brunetti.

»Nein, Signore. Das wäre mir im Büro zu unbequem.«

Lächelnd hämmerte sie mit flinken Fingern auf die Tastatur ein, hielt einen Moment inne und sagte dann mit einem zufriedenen Blick auf den Bildschirm: »Mein Freund wird sich gleich dranmachen.«

Brunetti bedankte sich und ging hinauf in sein Büro. Er las zwei Zeitungen, während er auf sie wartete, und nannte das Arbeit. Dann erledigte er ein paar Anrufe, die nur dazu dienten, die guten Beziehungen zu Leuten aufrechtzuerhalten, die ihm vielleicht eines Tages als Informanten nützlich sein könnten.

Als Signorina Elettra sich bis zur Mittagszeit noch nicht gemeldet hatte, verließ er die Questura, ohne bei ihr nachzufragen. Aber er rief Paola an und sagte ihr, daß er nicht zum Essen komme. Dann ging er ins Da Remigio, aß *insalata di mare* und *coda di rospo* mit Tomatensauce und redete sich ein, weil er nur ein Viertel vom weißen Hauswein und einen Grappa zum Kaffee trank, sei es eine leichte Mahlzeit, die es ihm gestatten würde, abends etwas Anständiges zu essen.

Als er in die Questura zurückkam und bei Signorina Elettra vorbeischaute, war ihr Büro verwaist. Brunetti sank der Mut, denn er fürchtete schon, sie hätte sich den Nachmittag freigenommen und er würde bis zum nächsten Tag warten müssen, um mehr über Filippi zu erfahren. Aber sie enttäuschte ihn nicht. Um halb vier, als der

Commissario sich fast schon entschlossen hatte, Vianello zu einem Streifzug durchs Internet zu ermuntern, kam sie mit einigen Papieren in sein Büro.

»Filippi?« fragte er.

»Ist das nicht der Name einer Schlacht?«

»Ja. Die, in der Brutus und Cassius geschlagen wurden.«

»Von Marc Anton?« fragte sie, ohne daß ihn das überrascht hätte.

»Und von Oktavian«, ergänzte er der Vollständigkeit halber. »Der dann, wenn ich mich recht entsinne, auszog, um seinerseits Antonius in die Knie zu zwingen.«

»Das paßt«, sagte sie und legte die Papiere auf seinen Schreibtisch. »Durchtriebenes Volk, diese Soldaten.«

Er deutete auf die Papiere und fragte: »Haben die Ihnen zu dieser Erkenntnis verholfen oder die Schlacht bei Philippi?«

»Beide«, antwortete sie. Und nachdem sie noch erklärt hatte, daß sie in einer Stunde gehen müsse, weil sie einen dringenden Termin habe, verließ sie sein Büro.

Das Dossier, das sie ihm gebracht hatte, enthielt kaum mehr als ein Dutzend Seiten, aber es enthielt einen umfassenden Bericht über die militärische Laufbahn von Filippi und Toscano. Filippi war von San Martino aus auf die Militärakademie in Modena gegangen, wo er sich nur mäßig hervortat und schließlich mitten im Schuljahr abging, um eine Laufbahn einzuschlagen, die ihn den Gefahren des Krieges tunlichst fernhielt. Seine ersten Sporen verdiente er sich als Nachschuboffizier bei einem Panzerregiment. Dann wurde er befördert und gehörte drei Jahre zum Stab des italienischen Militärattachés in Spanien. Nach der nächsten Beförderung übernahm er als Erster Offizier den Versorgungsdienst bei einem

Fallschirmspringerregiment, wo er bis zu seiner Pensionierung blieb. Als Brunetti noch einmal zum Anfang zurückblätterte, sprang ihm das Wort »Panzerregiment« ins Auge, und er mußte an seinen Vater denken, der jedesmal in Rage geriet, wenn von Panzern die Rede war. Während zweier Kriegsjahre, in denen die Armee unter der Willkür von General Cavaliero zu leiden hatte, dem ehemaligen Direktor der Ansaldo-Rüstungswerke, hatte Brunettis Vater einen Panzer gefahren und mehr als einmal erleben müssen, wie die Männer seines Bataillons in Stücke gerissen wurden, wenn die Panzerung ihrer Fahrzeuge unter Feindbeschuß wie billiges Glas zerbarst.

Toscano hatte eine ähnlich unkriegerische Karriere gemacht wie sein Freund. Auch er war, wie von Schutzengeln getragen, die Rangleiter emporgeschwebt und nach Jahren, in denen er gewiß nie mit feindlichem Feuer in Berührung gekommen war, als Colonello zum Militärberater des Parlaments ernannt worden. Ein Posten, von dem er vor zwei Jahren auf Druck der Öffentlichkeit zurückgetreten war. Gegenwärtig unterrichtete er Geschichte und Militärtheorie in San Martino.

Unter den beiden Bögen mit dem Briefkopf der Armee fanden sich Aufstellungen der Vermögenswerte, die Filippi, Toscano und ihre Familien besaßen, sowie Kopien ihres derzeitigen Kontostands. Vielleicht hatten beide reich geheiratet; vielleicht stammten beide aus wohlhabenden Familien; vielleicht waren sie all die Jahre sehr sparsam mit ihren Einkünften umgegangen. Vielleicht.

Damals, als er Paola kennenlernte, hatte Brunetti sie zunächst nur alle paar Tage angerufen, weil er sein Interesse nicht allzu deutlich zeigen und sich überdies seine sogenannte männliche Überlegenheit bewahren

wollte. An diese törichte Ziererei mußte er denken, als er jetzt Avisanis Nummer in Palermo wählte.

Doch Avisani reagierte, als er seine Stimme erkannte, genauso großzügig, wie Paola es vor all den Jahren getan hatte. »Ich wollte dich auch anrufen, Guido, aber hier ist zur Zeit der Teufel los. Kein Mensch scheint zu wissen, wer eigentlich an der Regierung ist.«

Brunetti fragte sich, wieso ein erfahrener Reporter diesen Dauerzustand noch eines Kommentars für wert befand. Aber er sagte nur: »Ich dachte, ich melde mich mal. Und falle dir auf die Nerven.«

»Nicht nötig«, lachte Avisani. »Ich habe inzwischen die Akten gefilzt. Aber das einzige, was ich herausfinden konnte – abgesehen von dem, was ich dir schon letztens erzählte –, ist, daß sowohl Filippi als auch Toscano riesige Aktienpakete von Edilan-Forma halten.«

»Was verstehst du unter ›riesig‹?«

»Falls du dich schon an den Eurokurs gewöhnt hast: vielleicht zehn Millionen – für jeden.«

Brunetti sumnte leise vor sich hin, dann fragte er: »Hast du eine Ahnung, wie sie da dran gekommen sind?«

»Toscanos Depot gehört strenggenommen seiner Frau. Zumindest ist es auf ihren Namen eingetragen.«

»Du hast mir erzählt, Filippi sei mit der Cousine des Firmenchefs verheiratet.«

»Stimmt. Aber das Depot läuft auf seinen Namen. Anscheinend wurde er mit Aktien entlohnt, während er im Vorstand saß.«

Lange herrschte Schweigen in der Leitung, bis Brunetti endlich sagte: »Also haben beide ein Interesse daran, daß die Aktien nicht fallen.«

»Du sagst es«, bestätigte Avisani.



»Aber eine parlamentarische Untersuchung hätte genau das zur Folge haben können.«

Diesmal war es der Journalist, der lautmalerisch antwortete, was freilich bei ihm mehr nach einem Grunzen als nach einem Summen klang.

»Und hast du die Aktien überprüft?« fragte Brunetti.

»Sicher wie ein Fels in der Brandung, einer, der stetig wächst und wächst und regelmäßig Dividenden abwirft.«

Wieder war es still in der Leitung, doch jeder glaubte zu hören, wie im Kopf des anderen Zahlen und Tabellen rumorten. Endlich sagte Avisani erschöpft: »Ich muß Schluß machen, Guido. Gut möglich, daß wir morgen früh aufwachen und keine Regierung mehr haben.«

»Ein Jammer, daß Thomas von Aquin nicht mehr unter uns weilt«, bemerkte Brunetti abgeklärt.

»Was?« fragte Avisani verdutzt und korrigierte sich mit einem nachgeschobenen: »Warum?«

»Weil ihm dieser Tag sonst als weiterer Gottesbeweis hätte dienen können.«

Ein letzter gedämpfter Grunzlaut, dann hatte Avisani aufgelegt.

Aber wie, dachte Brunetti, wie sollte man es anstellen, in die Welt der Kadetten vorzudringen? Er hatte lange die Ansicht vertreten, daß die Mafia sich nicht zufällig im Herzen des Vatikans entwickelt habe, da beide von ihren Anhängern die gleiche unerschütterliche Treue forderten und Verrat mit der Höchststrafe ahndeten – die einen mit dem Tode, die anderen mit ewiger Verdammnis. Der dritte Bundesgenosse in dieser Trinität der Befehlshörigen war zweifellos das Militär: Wer von Berufs wegen seinen Feinden nach dem Leben trachtete, der scheute offenbar

auch in den eigenen Rängen nicht vor der Vollstreckung der Todesstrafe zurück.

Noch lange saß Brunetti da und betrachtete abwechselnd seine Wand und die Fassade von San Lorenzo, ohne daß er einen Weg gefunden hätte, wie der Elitecode, der in San Martino regierte, zu knacken sei. Endlich griff er zum Telefon und rief Pucetti an. Als der junge Polizist sich meldete, fragte er: »Wie alt ist Filippi?«

»Achtzehn, Signore.«

»Gut.«

»Wieso?«

»Weil wir ihn dann allein verhören können.«

»Wird er keinen Anwalt verlangen?«

»Nicht, wenn er sich uns überlegen wähnt.«

»Und wie wollen Sie ihm das Gefühl geben?«

»Indem ich Alvise und Riverre auf die Giudecca schicke, um ihn abzuholen.«

Brunetti war sehr zufrieden, als Pucetti das weder mit einem Lachen noch verbal kommentierte, und wertete seine Diskretion als Beweis für Pucettis Intelligenz und seine Nächstenliebe.

Als der Commissario eine Stunde später nach unten ins Verhörzimmer kam, saß Paolo Filippi am Kopfende des langgestreckten Tisches, den Blick zur Tür gerichtet. Der junge Mann hielt sich sehr gerade, den Rücken in mindestens zehn Zentimeter Abstand zur Stuhllehne. Die Hände hatte er vor sich auf dem Tisch gefaltet wie ein General, der seinen Stab einberufen hat und ungeduldig auf dessen Erscheinen wartet. Er war in Uniform und hatte die Mütze mit den sauber gefalteten Handschuhen obenauf rechts neben sich liegen. Er blickte zwar hoch, als Brunetti und Vianello eintraten, würdigte die beiden aber keines

Wortes. Brunetti, der in ihm auf Anhieb denjenigen wiedererkannte, dem er so genüßlich vor den Knöchel getreten hatte, bemerkte wohl, daß dieses Wiedererkennen auf Gegenseitigkeit beruhte.

Schweigend, so wie Filippi es ihm vormachte, setzte Brunetti sich auf eine Seite des Tisches, Vianello auf die andere. Brunetti hatte einen dicken blauen Aktenordner dabei, den er vor sich auf den Tisch legte. Ohne den Jungen zu beachten, schaltete er das Mikrophon ein und nannte Datum, Uhrzeit und die Namen der drei Anwesenden. Dann erst wandte er sich Filippi zu und fragte in einem Ton, der für den jungen Mann hoffentlich so klang, als müsse ein tapferer Held dieses Angebot ausschlagen, ob er einen Anwalt wünsche.

»Natürlich nicht«, sagte der Junge mit der blasierten Überheblichkeit, die mittelmäßige Schauspieler in schlechten Kriegsfilmern vorführen. Brunetti entrichtete der Arroganz der Jugend seinen stummen Dank.

Rasch hakte er die Fragen nach Name, Alter, Wohnsitz ab und sparte sich die nach Ausbildung oder Berufsstand bis zum Schluß auf.

»Ich bin Kadett der San Martino«, sagte Filippi, und es klang, als ob es undenkbar wäre, daß jemand seines Alters und Standes etwas anderes sein könnte.

»Auf der Giudecca?« fragte Brunetti.

»Das wissen Sie doch«, erwiderte der Junge schroff.

»Tut mir leid, aber das ist keine Antwort«, sagte Brunetti ruhig. Worauf der Junge sich ein trotziges »Ja« abrang.

»Und in welchem Jahr sind Sie?« fragte Brunetti weiter, obwohl er die Antwort kannte. Aber er wollte sehen, ob Filippi gelernt hatte, stur auf jede Frage zu antworten.

»Im dritten.«

»Haben Sie alle drei Jahrgänge der San Martino absolviert?«

»Ja, natürlich.«

»Hat das in Ihrer Familie Tradition?«

»Was, die Akademie?«

»Ja.«

»Selbstverständlich. Erst die Akademie, dann die Armee.«

»Also ist Ihr Vater auch in der Armee?«

»War. Jetzt ist er pensioniert.«

»Seit wann?«

»Sei etwa drei Jahren.«

»Wissen Sie, warum Ihr Vater sich hat pensionieren lassen?«

»Interessieren Sie sich nun für mich oder für meinen Vater?« fragte der Junge gereizt. »Wenn Sie etwas über ihn wissen wollen, warum laden Sie ihn dann nicht vor?«

»Alles zu seiner Zeit«, sagte Brunetti ruhig. Dann wiederholte er: »Wissen Sie, warum Ihr Vater sich hat pensionieren lassen?«

»Aus einem ganz einfachen Grund«, gab der Junge ungehalten zurück. »Weil er genügend Dienstjahre hatte und noch einmal eine neue Aufgabe suchte.«

»Als Vorstand der Edilan-Forma-Werke?«

Filippi wischte die Frage mit einer ungeduldigen Handbewegung beiseite. »Das müssen Sie ihn schon selber fragen.«

Als ob das ganz folgerichtig in seinen Fragenkatalog gepaßt hätte, fragte Brunetti weiter: »Kannten Sie Ernesto Moro?«

»Den Jungen, der sich umgebracht hat?« fragte Filippi

überflüssigerweise.

»Ja.«

»Ich kannte ihn flüchtig, er war eine Klasse unter mir.«

»Hatten Sie trotzdem gemeinsame Kurse?«

»Nein.«

»Haben Sie gemeinsam Sport getrieben?«

»Nein.«

»Gemeinsame Freunde?«

»Nein.«

»Wie viele Schüler hat die San Martino?«

Die Frage brachte Filippi aus dem Konzept. Rasch blickte er sich nach Vianello um, als ob der wissen könnte, was diese Frage zu bedeuten hatte.

Als von Vianello nichts kam, sagte der Junge: »Nein. Wieso?«

»Es ist eine kleine Anstalt, mit nicht einmal hundert Schülern.«

»Wenn Sie das schon wissen, warum fragen Sie dann?«

Brunetti stellte befriedigt fest, daß es den Jungen irritierte, eine Frage vorgelegt zu bekommen, zu der die Polizei offenbar bereits die Antwort wußte. Ohne auf Filippis Einwurf einzugehen, fuhr er fort: »Wie ich höre, ist es eine sehr gute Schule.«

»Ja, es ist sehr schwer reinzukommen.«

»Und sehr kostspielig«, bemerkte Brunetti beiläufig.

»Natürlich«, sagte Filippi mit unverhohlenem Stolz.

»Werden die Söhne ehemaliger Absolventen bevorzugt?«

»Das will ich doch hoffen«, sagte Filippi.

»Wieso das?«

»Weil dann die richtigen Leute reinkommen.«

»Nämlich welche?« fragte Brunetti, der sicher war, daß er, falls sein Sohn einmal in diesem Ton von den »richtigen Leuten« sprechen sollte, seine Erziehung als gescheitert ansehen würde.

»Offizierssöhne natürlich«, antwortete der Junge.

»Natürlich«, wiederholte Brunetti. Er klappte den Aktenordner auf und überflog den ersten Eintrag, der nichts mit Filippi oder Moro zu tun hatte. Trotzdem ging der Blick des Commissarios aufmerksam zwischen Filippo und dem Text hin und her. »Erinnern Sie sich, wo Sie waren, in der Nacht, als man den Kadetten Moro ...« Hier machte er eine Kunstpause, ehe er sich korrigierte und mit den Worten schloß: »... als Moro starb?«

»Ich nehme an, in meinem Zimmer«, antwortete Filippi.

»Sie nehmen es an?«

»Wo hätte ich sonst sein sollen?«

Brunetti wechselte einen Blick mit Vianello, der fast unmerklich nickte, worauf Brunetti umblätterte und die nächste Seite überflog.

»War jemand bei Ihnen?«

»Nein.« Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

»Ach, und wo war Ihr Zimmergenosse?«

Filippi beugte sich vor und rückte die Handschuhe auf der Mütze zurecht, bis sie millimetergenau von der Mitte des Schirms zum hinteren Rand hin ausgerichtet waren.

»Doch, ja, der muß auch da gewesen sein«, sagte er endlich.

»Verstehe.« Wieder suchte Brunetti ostentativ den Blickkontakt zu Vianello, der auch diesmal mit einem leichten Nicken antwortete. Worauf Brunetti erneut seine

Akte zu Rate zog, obwohl er aus dem Gedächtnis zitierte:  
»Davide Cappellini, so heißt er doch, nicht wahr?«

Filippi, der sich seine Verblüffung nicht anmerken ließ, bejahte.

»Sind Sie gut befreundet?« fragte Brunetti.

»Denk' schon«, versetzte der Junge so bockig, wie das allein Teenager fertigbringen.

»Nur das?«

»Nur was?«

»Sie denken nur, daß er Ihr Freund ist? Aber sicher sind Sie sich nicht?«

»Natürlich bin ich mir sicher! Wieso würden wir sonst seit zwei Jahren zusammenwohnen?«

»Eben.« Brunetti nickte und beugte sich wieder über seine Akte. Nach einer ziemlich langen Pause fragte er:

»Unternehmen Sie viel zusammen?« Und bevor Filippi fragen konnte, wer gemeint sei, ergänzte er: »Sie und Ihr Zimmerkamerad, Kadett Cappellini?«

»Wovon reden Sie?«

»Von gemeinsamen Unternehmungen«, wiederholte Brunetti. »Sport? Hausaufgaben machen? Andere Dinge?«

»Was für andere Dinge?« forschte Filippi argwöhnisch.

»Auf die Jagd gehen?« warf Vianello zu beider Überraschung ein.

Filippi fuhr so erschrocken herum, als hätte er ganz vergessen, daß noch ein zweiter Polizist im Raum war. »Was?« fragte er, und seine Stimme kippte um eine Oktave.

»Fischen? Jagen?« erkundigte Vianello sich harmlos. Und ergänzte dann: »Fußball?«

Filippi streckte die Rechte nach den Handschuhen aus,

zog sie jedoch im letzten Moment zurück und legte beide Hände ineinander verschränkt vor sich auf den Tisch. »Ich möchte einen Anwalt«, sagte er.

»Aber gern«, antwortete Brunetti, und es klang so freundlich, als hätte Filippi um ein Glas Wasser gebeten. Dann beugte er sich zum Mikrofon und nannte die Uhrzeit, zu der die Vernehmung unterbrochen worden war.



Als der Junge selbst keinen Anwalt benennen konnte, gestattete man ihm, ohne Zeugen mit seinem Vater zu telefonieren. Nach wenigen Minuten kam Filippi aus dem Verhörraum und erklärte, sein Vater werde in etwa einer Stunde mit einem Anwalt zur Stelle sein. Brunetti ließ einen Beamten kommen, der so lange mit dem Jungen im Verhörraum bleiben sollte, und erkundigte sich höflich, ob er etwas zu essen oder zu trinken wünsche. Filippi lehnte beides mit der gleichen arroganten Geste ab, mit der Generationen von drittklassigen Schauspielern in schlechten Hollywoodfilmen die Augenbinde verschmähten, die der Führer des Erschießungskommandos ihnen reichen ließ.

Sobald sie allein waren, wies der Commissario Vianello an, Major Filippi und seinen Anwalt so lange wie möglich aufzuhalten, bevor er sie zu dem Jungen ließ.

Dann rief er Pucetti an und bestellte ihn an den Bootsanleger.

»Wo wollen Sie denn jetzt hin?« unterbrach Vianello verdutzt.

»Nach San Martino. Ich muß mit Cappellini sprechen, bevor die ihn instruieren«, erklärte Brunetti. »Lassen Sie Filippi ruhig allein mit seinem Sohn reden, wenn er darauf besteht. Wenn's sein muß, kann er ihn meinetwegen auch mitnehmen. Sorgen Sie nur dafür, daß es sich so lange wie möglich hinzieht.« Bevor Vianello darauf antworten konnte, war Brunetti schon zur Tür hinaus.

Die Polizeibarkasse lag vor der Questura bereit, und der Bootsführer, der sich von Pucettis Aufregung hatte

anstecken lassen, brachte den Motor auf Touren. Pucetti hatte bereits die Ankertaue gelöst und hielt das Boot vom Ufer aus hart am Pier. Brunetti sprang an Bord, Pucetti folgte, verlor aber, da das Boot im selben Moment startete, das Gleichgewicht und mußte sich mit einer Hand an Brunettis Schulter festhalten, um nicht auszugleiten. Mit Vollgas brauste die Barkasse quer durchs Bacino und bog in ungebremsster Fahrt in den Canale della Giudecca ein. Pucettis Weisung folgend, hatte der Bootsführer das Blaulicht, aber nicht die Sirene eingeschaltet.

Auf den ersten erregenden Nervenkitzel folgte schlagartig peinliche Ernüchterung, und Brunetti schämte sich, daß er selbst inmitten von Tod und Verbrechen noch in einen solchen Geschwindigkeitsrausch verfallen konnte. Natürlich war dies kein Schulausflug und kein Räuber- und-Gendarm-Spiel; trotzdem schlug sein Herz höher, als er den Fahrtwind in den Haaren spürte und der Bug schlingend durch die Wellen pflügte.

Ein verstohlener Blick zu Pucetti erleichterte sein Gewissen, denn auf dem Gesicht des jungen Polizisten fand er die eigenen Empfindungen gespiegelt. Wie im Flug rasten sie an den anderen Booten vorbei, von wo man ihnen mit gereckten Köpfen nachsah, während sie in elegantem Schwung den Kanal entlangbrausten. Doch die Fahrt ging allzu rasch zu Ende; schon bog der Bootsführer in den Rio di Sant' Eufemia ein, schaltete in den Rückwärtsgang, und die Barkasse glitt geräuschlos ans linke Ufer. Als er und Pucetti von Bord gingen, kamen Brunetti Zweifel, ob es richtig war, diesen sanftmütigen jungen Mann mitzunehmen statt einen wie Alvisè, der zwar nicht minder anständig war, aber für einen Einsatz wie diesen den Vorzug hatte, daß er aussah wie ein Schlägertyp.

»Ich will dem Jungen Angst einjagen«, erklärte er,

sobald sie über die Uferpromenade auf die Akademie zuschritten.

»Nichts leichter als das, Signore«, versetzte Pucetti.

Während sie den Hof überquerten, hatte Brunetti das Gefühl, daß neben ihm etwas in Bewegung geriet, und als er im Gehen einen Blick auf Pucetti warf, war er so überrascht, daß er fast aus dem Tritt gekommen wäre. Pucettis Schultern hatten sich scheinbar verbreitert, und sein Gang war der eines Boxers oder Hafenarbeiters. Der vorgereckte Kopf saß auf einem bulligen Nacken, seine Hände zuckten, als warteten sie nur auf den Befehl, sich zu Fäusten zu ballen, und jeder Schritt war wie eine Drohung an den Boden unter seinen Füßen, ihm nur ja kein Hindernis in den Weg zu stellen.

Pucettis Blicke schweiften lauernd über den Hof. Mit raubtierhafter Gier nahm er die Kadetten einen nach dem anderen ins Visier. Um seinen Mund lag ein hungriger Zug, und seine Augen hatten alle Wärme und jeden Humor verloren.

Unwillkürlich verlangsamte Brunetti den Schritt und ließ Pucetti vorangehen – wie ein Kreuzfahrtschiff in der Antarktis einem Eisbrecher die Vorfahrt läßt. Die wenigen Kadetten, die um diese Stunde auf dem Hof waren, verstummten mit einem Schlag, als die beiden vorüberschritten.

Auf dem Weg zu den Schlafräumen nahm Pucetti zwei Stufen auf einmal, während Brunetti in gemächlicherem Tempo folgte. Vor der Tür zu Filippis Zimmer hob Pucetti die Faust und ließ sie mehrmals in rascher Folge auf das Holz niedersausen. Über den ganzen Flur hinweg hörte Brunetti den erschrockenen Aufschrei von drinnen und sah gleich darauf, wie Pucetti die Tür so ungestüm bis zum Anschlag aufstieß, daß sie mit dumpfem Aufprall gegen

die Wand schlug.

Als Brunetti ihn einholte, stand Pucetti breitbeinig auf der Schwelle, die Arme so in die Seiten gestemmt, daß die Schultern noch muskulöser wirkten als zuvor.

Ein schwächlicher blonder Junge mit aknevernarbten Wangen, der halb sitzend, halb liegend auf dem oberen Stockbett hockte, drückte sich ängstlich gegen die Wand und zog die Beine an, als wolle er sie vor Pucettis Gebiß in Sicherheit bringen. Sowie er Brunetti kommen sah, hob Cappellini die Hand, aber nicht abwehrend, nein, er winkte ihn eifrig näher.

»Was wollen Sie?« stammelte der Junge in blankem Entsetzen.

Auf seine Frage hin drehte Pucetti sich langsam nach Brunetti um, als erwarte er den Befehl, aufs Bett zu steigen und den Kadetten mit Gewalt herunterzuholen.

»Nein, Pucetti«, beschied ihn der Commissario in einem Ton, in dem man normalerweise mit Hunden spricht.

Pucetti ließ die Hände ein Stück weit sinken und wandte sich wieder dem Jungen auf dem Bett zu, bevor er mit dem Absatz die Tür zuschlug.

In das spannungsgeladene Schweigen hinein fragte Brunetti: »Cappellini?«

»Jawohl.«

»Wo waren Sie in der Nacht, als Kadett Moro getötet wurde?«

Ohne nachzudenken, sprudelte der Junge mit hoher Fistelstimme hervor: »Ich war's nicht. Ich habe ihn nicht angerührt.« Vor lauter Angst wußte er nicht einmal, was er damit gestanden hatte.

»Aber Sie wissen, wer es war«, versetzte Brunetti so unbeirrt, als hätte er die Bestätigung dafür längst in der

Tasche.

»Ja, aber ich hatte nichts damit zu tun«, jammerte der Junge und versuchte, noch weiter nach hinten zu rutschen. Doch Schultern und Rücken waren bereits flach gegen die Wand gepreßt, so daß es kein Entkommen, keine Fluchtmöglichkeit mehr für ihn gab.

»Wer war es?« fragte Brunetti und konnte gerade noch verhindern, daß ihm Filippis Name über die Lippen kam. Als der Junge zögerte, herrschte er ihn an: »Reden Sie!«

Doch Cappellini mußte offenbar erst abwägen, was schlimmer war: die Gefahr, die von diesen beiden bedrohlichen Gestalten ausging, oder die, mit der er seit Tagen lebte. Offenbar fiel die Entscheidung zu Brunettis Gunsten aus, denn er sagte: »Filippi. Er hat alles geplant.«

Nach diesem Geständnis ließ Pucetti die Hände sinken, und Brunetti spürte, wie sein ganzer Körper sich entspannte, während er Zug um Zug seine bedrohliche Maske abstreifte. Der Commissario wandte den Blick nicht von Cappellini, aber er war sicher, daß Pucetti hinter ihm langsam wieder auf seine normale Größe schrumpfte.

Der Junge schien sich ein klein wenig zu beruhigen. Er rutschte auf dem Bett nach vorn, streckte die Beine aus und ließ das linke über den Rand baumeln. »Filippi hat ihn gehaßt. Warum, weiß ich nicht, aber das war schon immer so. Und er wollte uns dazu anstiften, ihn auch zu hassen, weil er ein Verräter sei. Er und seine ganze Familie.« Als er sah, daß Brunetti darauf nicht eingehen wollte, fuhr er fort: »So hat er es uns erzählt. Und Moros Vater sei der größte Verräter von allen.«

»Können Sie sich denken, warum er das behauptet hat?« fragte Brunetti mit einer Stimme, die auf einmal weich und nachsichtig klang.

»Nein, Signore. Mehr hat er uns nicht gesagt.«

So gern Brunetti auch gewußt hätte, wer die anderen waren – jetzt danach zu fragen hätte den Rhythmus des Verhörs unterbrochen. Also fragte er statt dessen: »Hat Moro sich beschwert? Oder zur Wehr gesetzt?« Und als Cappellini zögerte, setzte er hinzu: »Ich meine, wenn Filippi ihn einen Verräter nannte?«

Die Frage schien Cappellini zu überraschen. »Natürlich hat er sich gewehrt. Sie haben sich ein paarmal gestritten, und einmal hat Moro sich auch mit ihm geprügelt, aber jemand ist dazwischengegangen und hat sie getrennt.« Cappellini fuhr sich mit der Rechten durchs Haar, dann stützte er sich mit beiden Händen auf und ließ den Kopf zwischen die Schultern sinken. Es entstand eine lange Pause. Pucetti und Brunetti standen wie aus Stein gemeißelt.

»Was ist in jener Nacht geschehen?« hakte Brunetti endlich nach.

»Filippi kam sehr spät. Ich weiß nicht, ob er eine Ausgeherlaubnis hatte oder seinen Schlüssel benutzte.« Cappellini sagte das so beiläufig, als nähme er an, sie wüßten bereits über die Hausgewohnheiten Bescheid. »Ich weiß nicht, mit wem er weg war – vielleicht mit seinem Vater. Irgendwie war er immer besonders aggressiv, wenn er sich mit seinem Vater getroffen hatte. Jedenfalls, als er hier hereinkam ...«

Cappellini stockte und wies mit einer Handbewegung auf den Raum vor ihm, genau dorthin, wo jetzt die beiden reglosen Polizisten standen. »Also da fing er wieder an, über Moro herzuziehen und was der für ein Verräter sei. Ich hatte schon geschlafen und wollte nichts davon hören. Darum hab ich ihm gesagt, er soll den Mund halten.«

Er schwieg so lange, daß Brunetti endlich nachhelfen mußte: »Und was ist dann passiert?«

»Er hat mich geschlagen. Er kam hier ans Bett, kletterte rauf zu mir und hat mich an den Schultern gepackt und zugeschlagen. Nicht richtig fest, verstehen Sie, mehr so geknufft, um mir zu zeigen, wie wütend er war. Und dabei hat er immerzu über Moro geflucht – was für ein Scheißkerl der sei und welch ein Verräter.«

Brunetti hoffte inständig, der Junge würde weiterreden. Und er wurde erhört. »Dann ist er plötzlich abgehauen, hat sich einfach umgedreht und ist raus auf den Flur. Ich weiß nicht, vielleicht wollte er Maselli und Zanchi holen.« Nun hielt der Junge doch wieder inne und starrte zu Boden.

»Und dann? Was weiter?«

Cappellini blickte auf und sah Brunetti aus leeren Augen an. »Ich weiß es nicht. Ich bin wieder eingeschlafen.«

»Komm, Davide, das nehme ich dir nicht ab«, meldete sich unvermittelt Pucetti zu Wort. »Also, was ist passiert?«

Da fing der Junge ohne jede Vorwarnung zu weinen an.

Ungehindert liefen ihm die Tränen über die Wangen, und er wischte sie nicht einmal fort, als er jetzt zu einer Antwort ansetzte, sondern sprach einfach durch sie hindurch.

»Ich weiß nicht, wie lange er fort war. Ich bin wieder wach geworden, als er zurückkam, und ich merkte gleich, daß etwas passiert sein mußte. Schon an der Art, wie er hereinkam. Diesmal wollte er mich bestimmt nicht wecken, ganz im Gegenteil. Aber auf einmal war so eine unheimliche Energie im Raum, daß ich einfach wach werden mußte. Ich setzte mich auf und machte Licht. Und da saß er und sah aus, als wäre ihm ein Gespenst erschienen. Ich fragte ihn, was los sei, aber er sagte, es sei nichts und ich solle weiterschlafen. Doch ich wußte, daß etwas Schreckliches passiert war.«

Die Tränen liefen ihm immer noch ungehindert übers Gesicht. Er schniefte nicht und machte auch keine Anstalten, sie fortzuwischen. Und so rann Träne um Träne über seine Wangen und tropfte ihm aufs Hemd, das sich langsam dunkel färbte.

»Irgendwann bin ich wohl tatsächlich eingeschlafen, und als ich wieder zu mir kam, rannten die anderen draußen schreiend über die Gänge. Das muß mich geweckt haben. Dann kam Zanchi hereingestürzt und rüttelte Filippi wach, und sie tuschelten miteinander. Mit mir haben sie nicht gesprochen, aber Zanchi warf mir einen Blick zu, und da wußte ich, daß ich den Mund halten mußte.«

Wieder hielt er inne, und die beiden Polizisten sahen zu, wie seine Tränen fielen. Endlich wies Cappellini auf Pucetti und fuhr fort: »Ja, und dann sind Sie gekommen und haben Fragen gestellt. Aber ich hielt es wie alle anderen und sagte, ich wüßte von nichts.« Pucetti machte eine beschwichtigende Geste, und der Junge hob eine Hand und wischte sich die Tränen von der rechten Wange, ließ die anderen aber ungehindert weiterfließen. »Ich mußte es tun«, beteuerte er und fuhr sich mit der Armbeuge übers Gesicht. Als alle Tränen fortgewischt waren und sein Gesicht wieder zum Vorschein kam, sagte er: »Und dann war es zu spät, und ich konnte mit niemandem mehr reden.«

Hilfesuchend sah er erst Pucetti an, dann Brunetti und senkte den Blick schließlich auf seine im Schoß gefalteten Hände. Brunetti und Pucetti tauschten einen verstohlenen Blick, aber keiner von beiden wagte etwas zu sagen.

Auf der anderen Seite der Tür wurden Schritte laut, gingen vorbei und kamen zurück, aber ohne anzuhalten. Endlich fragte Brunetti: »Was sagen denn die anderen?«

Cappellini zuckte nur mit den Schultern.



»Wissen sie Bescheid, Davide?« hakte Pucetti nach.

Wieder ein Schulterzucken, aber dann sagte er: »Ich weiß es nicht. Niemand spricht darüber. Es ist fast, als ob es nie passiert wäre. Auch die Lehrer reden nicht davon.«

»Ich dachte, es hätte eine Trauerfeier gegeben«, sagte Pucetti.

»Ja, aber die war ganz blöd. Sie haben Gebete vorgetragen und so. Bloß gesagt hat keiner was.«

»Und Filippi? Wie hat er sich seitdem verhalten?« fragte Brunetti.

Fast hätte man meinen können, der Junge habe darüber noch nie nachgedacht. Er hob den Kopf, und man sah ihm an, daß er von der eigenen Antwort überrascht wurde. »Wie immer. Keinen Deut anders. Als ob nichts geschehen wäre.«

»Und hat er inzwischen mit dir gesprochen?« fragte Pucetti.

»Nein, nicht richtig. Aber am nächsten Tag, also nachdem sie Moro gefunden hatten und Sie in die Schule kamen und Fragen stellten, da hat er zu mir gesagt, ich wüßte hoffentlich, was mit Verrätern geschieht.«

»Und was, glauben Sie, hat er damit gemeint?« fragte Brunetti.

Da erwachte Cappellini zum ersten Mal aus seiner Apathie und gab aufgebracht zurück: »Wie können Sie so etwas Dummes fragen!«

»Ja, Sie haben recht, das war dumm«, gab Brunetti zu.

»Wo finden wir denn die beiden anderen, Zanchi und Maselli?«

»Rechts den Gang hinunter. Die dritte Tür.«

»Können wir dich jetzt allein lassen, Davide?« fragte Pucetti.

Der Junge nickte einmal, dann noch einmal, ließ den Kopf sinken und starrte auf seine Hände.

Brunetti gab Pucetti das Zeichen zum Aufbruch. Der Junge blickte weder auf, als sie sich zum Gehen wandten, noch, als sie die Tür öffneten. Draußen auf dem Flur fragte Pucetti: »Und jetzt?«

»Zanchi und Maselli, wie alt sind die?« fragte Brunetti zurück.

Pucetti schüttelte bedauernd den Kopf, was Brunetti so verstand, daß beide noch minderjährig waren und also nur in Gegenwart der Eltern oder eines Rechtsbeistands verhört werden durften – zumindest, wenn ihre Aussagen vor Gericht verwertbar sein sollten.

Und da begriff der Commissario, daß es sinnlos gewesen war, hierher zu eilen und Cappellini unter Druck zu setzen. Filippi hatte einen Köder ausgelegt, und er war darauf hereingefallen. Es bestand nicht die geringste Hoffnung, daß Cappellini sein Geständnis vor Gericht wiederholen würde; sobald er sich mit besonneneren Leuten beriet, sobald seine Familie auf ihn einwirken konnte, sobald ein Anwalt ihnen die unausweichlichen Folgen einer Konfrontation mit der Justiz auseinandersetzte, würde der Junge mit Sicherheit alles widerrufen. Sosehr Brunetti auch auf seine Aussage angewiesen war – er mußte einsehen, daß kein vernünftiger Mensch zugeben würde, von einem Verbrechen gewußt, es aber der Polizei verschwiegen zu haben; und schon gar nicht würde man eine solche Torheit seinen Kindern gestatten.

Nicht einmal er hätte seine Kinder in einer vergleichbaren Situation aussagen lassen. Gewiß, als Polizeibeamter war er gehalten, sie unter Hinweis auf das staatliche Zeugenschutzprogramm dazu zu ermuntern,

aber als Vater wußte er, daß ihre einzige Chance, einen Zusammenstoß mit der *magistratura*, unversehrt zu überstehen, auf der Stellung ihres Vaters und, mehr noch, auf dem Reichtum ihres Großvaters beruhen würde.

»Fahren wir zurück«, sagte er und ging dem verblüfften Pucetti voran auf die Treppe zu.

Auf dem Rückweg zur Questura setzte der Commissario Pucetti die gesetzliche Regelung zur Befragung Minderjähriger auseinander. Falls Cappellini ihnen die Wahrheit gesagt hatte – und daran zweifelte Brunetti keinen Augenblick –, dann hatte er sich strafbar gemacht, weil er nicht von sich aus Anzeige erstattet hatte. Allerdings wog ein solches Vergehen nicht schwerer als eine Ordnungswidrigkeit. Filippi dagegen – und mit ihm vermutlich auch seine Komplizen Zanchi und Maselli – hatte ein Kapitalverbrechen begangen, das mit der vollen Härte des Gesetzes geahndet werden würde. Bloß, solange Cappellini seine Aussage nicht in Gegenwart eines Anwalts wiederholte und zu Protokoll gab, war sie juristisch nicht verwertbar.

Die einzige Hoffnung, die ihnen noch blieb, war die, Filippi mit der gleichen Strategie zu überlisten, die sich schon bei seinem Zimmergenossen bewährt hatte: so tun, als wisse man bereits, wie Moro zu Tode gekommen war, und darauf hoffen, daß man den Jungen mit Fragen nach noch ungeklärten Details dazu verleiten konnte, ihnen den Tathergang zu verraten.

Vor der Questura sprang Pucetti mit dem Ankertau an Land und zog das Boot längsseits an den Pier. Brunetti bedankte sich beim Bootsführer, dann folgte er Pucetti. Schweigend gingen sie hinunter zu den Verhörräumen, wo sie Vianello auf dem Flur antrafen.

»Sind sie noch drin?« fragte Brunetti.

Vianello nickte und sah erst auf seine Uhr, dann auf die geschlossene Tür. »Seit über einer Stunde.«

»Konnten Sie was hören?« fragte Pucetti.

Vianello schüttelte den Kopf. »Kein Wort. Vor einer halben Stunde bin ich rein und habe gefragt, ob sie was zu trinken wollen, aber der Anwalt hat mich gleich wieder rausgeschickt.«

»Und der Junge? Wie sieht er aus?« fragte Brunetti.

»Besorgt.«

»Gut. Und der Vater?«

»Genauso.«

»Wer ist der Anwalt?«

»Donatini«, sagte Vianello betont beiläufig.

»Sieh an!« entfuhr es Brunetti. Bemerkenswert, daß Maggiore Filippi den berühmtesten Strafverteidiger der Stadt engagierte, um seinen Sohn zu vertreten.

»Hat er schon was gesagt?« fragte Brunetti.

Vianello schüttelte den Kopf.

Ein paar Minuten standen die drei Männer noch auf dem Gang herum, bis Brunetti es leid wurde, Vianello und Pucetti in den Bereitschaftsraum schickte und sich in sein Büro begab. Dort wartete er fast eine geschlagene Stunde, bevor Pucetti ihn anrief und sagte, Avvocato Donatini lasse ausrichten, sein Mandant sei zu einer Aussage bereit.

Brunetti verabedete sich mit Vianello vor dem Verhörraum, ließ sich aber absichtlich Zeit, ehe er nach unten ging, wo Vianello bereits auf ihn wartete. Brunetti nickte, Vianello öffnete die Tür und ließ seinem Chef den Vortritt.

Donatini erhob sich und streckte Brunetti die Hand hin. Er lächelte sein smartes Lächeln, und Brunetti fiel auf, daß er sich seit ihrer letzten Begegnung aufwendig die Zähne hatte richten und die Jacketkronen à la Pavarotti im Oberkiefer durch dezente Verblendschalen hatte ersetzen

lassen, die vorteilhafter mit den Gesichtsproportionen harmonierten. Ansonsten war er unverändert: Sonnenbräune, Designeranzug, Krawatte und Schuhe vereinten sich zu einem glorreichen Halleluja auf Reichtum, Macht und Erfolg.

Der Anwalt bot Vianello zwar nicht die Hand, bedachte ihn aber mit einem knappen Nicken. Vater und Sohn Filippi gönnten den Polizisten nicht einmal das. Der Maggiore war in Zivil erschienen, aber wie der Donatinis zeugte auch sein Anzug so beredt von Wohlstand und Prestige, daß er einer Uniform in nichts nachstand. Er war schätzungsweise in Brunettis Alter, sah aber zehn Jahre jünger aus – was er entweder einer Gnade der Natur verdankte oder schweißtreibenden Stunden im Fitneßstudio. Die dunklen Augen und die lange, gerade Nase hatte er seinem Sohn vererbt.

Donatini, der offenbar bei dem bevorstehenden Verhör Regie führen wollte, winkte Brunetti zu einem Platz am anderen Ende des rechteckigen Tisches und bedeutete Vianello, sich Vater und Sohn gegenüberzusetzen. So hatte er Brunetti im Blick, während die beiden anderen auf Vianello schauten.

»Ich will Ihnen nicht Ihre kostbare Zeit rauben, Commissario«, begann der Anwalt. »Mein Mandant hat sich bereit erklärt, mit Ihnen über das tragische Ereignis in der Akademie zu sprechen.« Er suchte den Blick des Kadetten, und Filippi antwortete mit einem feierlichen Kopfnicken.

Brunetti revanchierte sich mit einer, wie er fand, sehr zuvorkommenden Geste.

»Wie sich herausgestellt hat«, fuhr der Anwalt fort, »kann mein Mandant etwas zur Aufklärung des Todes von Kadett Moro beitragen.«

»Ich bin sehr gespannt«, sagte Brunetti, seine Neugier in höfliche Zurückhaltung kleidend.

»Mein Mandant war –«, begann Donatini. Doch da hob der Commissario die Hand, sachte nur und nicht sehr hoch, um ihm Einhalt zu gebieten. »Wenn Sie gestatten, Avvocato, würde ich die Aussage Ihres Mandanten gern auf Band aufnehmen.«

Diesmal war es der Anwalt, der Höflichkeit bezeugte und mit einem nur angedeuteten Nicken sein Einverständnis gab.

Brunetti beugte sich vor – wie oft hatte er das nicht schon getan – und schaltete das Mikrophon ein. Er gab Datum und Uhrzeit an, nannte seinen Namen und Dienstgrad und stellte die übrigen Personen im Raum vor.

»Mein Mandant –«, begann Donatini wieder, und wieder sah sich Brunetti genötigt, ihn mit erhobener Hand zum Schweigen zu bringen.

»Ich denke, es wäre besser, Avvocato«, sagte er und schaltete für einen Moment das Mikrophon aus, »wenn Ihr Mandant für sich selbst spricht.« Bevor der Anwalt etwas einwenden konnte, fuhr Brunetti mit geschmeidigem Lächeln fort: »Das würde von größerer Bereitschaft zur Offenheit zeugen. Und außerdem dürfte es ihm dann leichter fallen, eventuelle Ungereimtheiten klarzustellen.« Brunetti stellte befriedigt fest, wie elegant es ihm gelungen war, sich ein Recht darauf zu sichern, den Jungen gegebenenfalls ins Kreuzverhör zu nehmen.

Donatini sah Maggiore Filippi an, der bisher unbeweglich und stumm dagesessen hatte. »Nun, Maggiore?« fragte er höflich.

Filippi nickte, worauf sein Sohn sich straffte, wie zum Salut.

Brunetti lächelte dem Jungen zu und schaltete das

Mikrofon wieder ein.

»Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen?« sagte er.

»Paolo Filippi.« Er sprach lauter und deutlicher als bei der ersten Vernehmung, wahrscheinlich zugunsten des Mikrofons.

»Und Sie sind Absolvent der Militäarakademie San Martino in Venedig?«

»Ja.«

»Können Sie mir sagen, was sich in der Nacht vom dritten auf den vierten November in der Akademie zugetragen hat?«

»Sie meinen mit Ernesto?« fragte der Junge.

»Ja, ganz recht, meine Frage bezieht sich auf die Umstände, die zum Tod des Kadetten Ernesto Moro führten.«

Der Junge schwieg so lange, daß Brunetti schließlich fragte: »Haben Sie Ernesto Moro gekannt?«

»Ja.«

»War er ein Freund von Ihnen?«

Der Junge schüttelte den Kopf, doch bevor Brunetti ihn an das Mikrofon erinnern konnte, sagte Paolo: »Nein, wir waren nicht befreundet.«

»Und warum nicht?«

Erstaunt sah der Junge ihn an. »Er war ein Jahr jünger als ich und eine Klasse unter mir.«

»Gab es sonst noch Gründe, die einer Freundschaft zwischen Ihnen und Ernesto Moro im Weg standen?«

Der Junge dachte einen Augenblick nach und verneinte dann.

»Könnten Sie uns nun schildern, was in jener Nacht geschah?«



Als der Junge längere Zeit nicht antwortete, wandte sein Vater sich ihm mit einer winzigen Drehung des Kopfes zu und nickte leicht.

Da beugte Paolo sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm etwas zu, wovon Brunetti nur ein »Muß ich?« verstand.

»Ja«, sagte der Maggiore mit fester Stimme.

Der Junge wandte sich wieder Brunetti zu. »Es fällt mir sehr schwer«, sagte er mit unsicherer Stimme.

»Erzählen Sie einfach der Reihe nach«, ermunterte ihn Brunetti und dachte an seinen eigenen Sohn und all das, was Raffi ihm im Lauf der Jahre hatte beichten müssen; auch wenn sicher nichts davon an die Ungeheuerlichkeit heranreichte, die vermutlich auf dem Gewissen dieses Jungen lastete.

»Ich war ...«, begann Paolo, hüstelte nervös und fing noch einmal von vorn an. »Ich war in dieser Nacht mit ihm zusammen.«

Brunetti hielt es für das beste, jetzt nichts zu sagen, und so blickte er den Jungen nur weiter aufmunternd an.

Paolos Blick schweifte zum Kopfbende des Tisches, wo Donatini saß und ihm väterlich zunicke.

»Ich war mit ihm zusammen«, wiederholte der Junge.

»Wo?«

»Im Waschraum.« Normalerweise dauerte es sehr viel länger, bevor jemand ein Geständnis ablegte. Die meisten mußten erst langsam darauf hinarbeiten und all die verhängnisvollen Umstände aufzählen, die, zumindest in ihren Augen, am Ende unausweichlich zu der Tat geführt hatten.

»Wir waren zusammen in einer Dusche«, sagte der Junge und stockte wieder.

Brunetti sah Donatini an, doch der preßte nur die Lippen

zusammen und schüttelte den Kopf.

Aber das Schweigen währte so lange, daß der Anwalt schließlich doch eingriff: »Sag es ihm, Paolo.«

Der Junge räusperte sich, sah Brunetti an, wollte sich seinem Vater zuwenden, unterließ es aber und sprach den Commissario direkt an: »Wir haben so rumgemacht«, sagte er und stockte.

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als sei das alles, was er sagen würde, aber dann fügte er hinzu: »An uns – gegenseitig.«

»Verstehe«, sagte Brunetti. »Bitte sprechen Sie weiter.«

»Viele von uns machen das«, erklärte der Junge so leise, daß Brunetti Sorge hatte, ob es für das Mikrophon ausreichen würde. »Ich weiß, daß es unrecht ist, aber es tut ja niemandem weh, und wenn es alle machen ...«

Brunetti schwieg, und der Junge fuhr fort: »Wir haben schon Mädchen. Aber eben zu Hause. Und es ist so schwer, sich ... und ...« Seine Stimme versagte.

Brunetti vermied es, den Vater anzusehen, und wandte sich statt dessen an Donatini. »Verstehe ich recht, daß Ihr Mandant und der Kadett Moro gegenseitig sexuelle Handlungen aneinander vorgenommen haben?« Er hielt es für angezeigt, sich so klar wie möglich auszudrücken.

»Es geht um Masturbation, ja«, bestätigte Donatini.

Die Zeit, da er so jung gewesen war wie Paolo Filippi, lag um Jahrzehnte zurück; trotzdem verstand Brunetti nicht, warum Paolo die Sache gar so peinlich war. Es handelte sich um spätpubertierende Jungs, die, bedingt durch die Internatssituation, tagein, tagaus nur unter sich waren. Daß es da zu sexuellen Erlebnissen kam, verwunderte ihn nicht – das Verhalten Paolos dagegen sehr wohl.

»Drücken Sie sich bitte etwas deutlicher aus«, sagte Brunetti und hoffte, was immer er zu hören bekam, würde ihm helfen, Licht in den Fall zu bringen.

»Ernesto war anders«, begann Paolo. »Ihm reichte es nicht, das zu tun, was – na ja, was wir eben so machen. Er wollte immer noch ganz andere Dinge.«

Brunetti behielt den Jungen fest im Blick, um ihn durch seine ungeteilte Aufmerksamkeit zum Sprechen zu bringen.

»In der Nacht erzählte er mir, er habe etwas in einer Illustrierten gelesen, etwas ganz Aufregendes. Oder vielleicht war es auch eine Zeitung.« Paolo stockte, und Brunetti sah, wie er diesem läppischen Detail nachgrübelte. Endlich sagte er: »Nein, ich weiß nicht mehr, wo er es herhatte, aber er wollte es unbedingt ausprobieren.« Und wieder schwieg er.

»Was ausprobieren?« fragte Brunetti. Einen Moment lang glitt sein Blick von dem Jungen zum Vater, und er sah, wie der Maggiore den Kopf gesenkt hielt und so blicklos auf den Tisch starrte, als wünschte er sich meilenweit fort aus diesem Raum, wo sein Sohn einem Polizisten ein derartiges Geständnis machen mußte.

»Er sagte, wenn man es so machte, wie er es gelesen hatte, dann hätte man viel mehr davon«, fuhr der Junge fort.

»Aber dazu mußte er sich eine Schlinge um den Hals legen und sich ein bißchen würgen, wenn er ... na ja, wenn er *es* machte. Und darum wollte er mich dabeihaben, damit nichts schiefgehen würde.«

Der Junge seufzte tief, pumpte Luft in die Lunge und machte sich bereit für die letzte Hürde. »Ich habe ihm gesagt, daß er verrückt sei, aber er wollte nicht auf mich hören.« Paolo preßte die Hände zusammen und legte sie

züchtig gefaltet auf den Tisch.

»Er hatte schon alles vorbereitet, und als ich in den Waschraum kam, zeigte er mir das Seil. Es war da, wo es auch hinterher ... ich meine, wo man ihn gefunden hat. Es war so lang, daß er damit über den Boden kriechen und so tun konnte, als ob er stolpern und hinfallen würde. Dann sollte sich das Seil straff ziehen und ihn würgen. Und das wäre dann das Tolle daran. So hat er es jedenfalls beschrieben.«

Schweigen. Durch die Wand hörte man ein schwaches Summen: Computer? Kassettenrecorder? Gleichgültig, es interessierte niemanden.

Brunetti blieb auffallend stumm.

Der Junge setzte aufs neue an. »Und dann hat er es also gemacht. Ich meine, erst hat er sich den Strick umgelegt und dann eine Plastiktüte über den Kopf gezogen. Er rief mir etwas zu, aber auf einmal bekam er einen Lachkrampf, und ich konnte nicht verstehen, was er sagte. Ich weiß noch, daß er auf mich zeigte und wieder zu lachen anfang, und dann zappelte er so komisch ... und nach einer Weile sackte er zusammen und kippte zur Seite weg.«

Das Gesicht des Jungen war rot angelaufen, und Brunetti sah, wie sich seine Hände verkrampften. Aber er sprach trotzdem weiter, konnte jetzt nicht eher aufhören, als bis er sich alles von der Seele geredet hatte. »Er strampelte mit den Beinen, und seine Hände ruderten wie wild durch die Luft. Und auf einmal fing er an zu schreien und schlug wie verrückt um sich. Ich versuchte ihn zu fassen, aber er zappelte so wahnsinnig, daß er mich aus der Kabine stieß. Ich bin trotzdem wieder rein und habe versucht, den Strick zu lösen, aber die Plastiktüte war so rutschig, und ich kam nicht ran an das Seil, und als ich es endlich doch gepackt hatte, da kriegte ich den Knoten nicht auf, weil Moro so

wild um sich schlug. Und dann ... dann hörte er auf zu strampeln, aber als ich endlich an ihn rankam, da war es zu spät – ich glaube, er war schon tot.«

Der Junge wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

»Und was haben Sie dann gemacht, Paolo?« fragte Brunetti.

»Ich weiß nicht mehr. Zuerst habe ich einfach nur daneben gestanden. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen. Tut mir leid, aber ich weiß nicht, was ich gemacht habe.« Er hob den Kopf, schlug jedoch gleich wieder die Augen nieder. Brunetti sah, wie der Vater die Linke über die verkrampften Hände seines Sohnes legte, sie einmal tröstend drückte und seine Hand dann darauf ruhen ließ.

Ermutigt durch diesen väterlichen Beistand, fuhr Paolo fort: »Ich hab wohl Panik gekriegt. Ich dachte, es sei meine Schuld, weil ich ihn nicht hatte retten oder davon abhalten können. Vielleicht wäre das ja möglich gewesen, aber ich hab's nicht geschafft.«

»Was haben Sie dann gemacht, Paolo?« wiederholte Brunetti.

»Ich konnte kaum klar denken, aber ich wollte nicht, daß man ihn so findet. Dann hätte doch jeder gewußt, was passiert war.«

»Und?« drängte Brunetti.

»Ich weiß selber nicht, wie ich darauf kam, aber ich dachte, wenn es nach Selbstmord aussähe, dann – na ja, das wäre auch furchtbar, aber doch nicht so schlimm wie ... wie das andere.« Diesmal hakte Brunetti nicht nach, sondern hoffte, daß der Junge von allein weiterreden würde.

»Also habe ich versucht, es so aussehen zu lassen, als ob

er sich erhängt hätte. Ich wußte, ich mußte ihn aufrichten und dann so dort zurücklassen.« Brunettis Blick fiel auf die verschlungenen Hände von Vater und Sohn. Die Knöchel des Maggiore sprangen weiß hervor. »Und so habe ich es dann gemacht. Und ihn allein gelassen.« Der Junge öffnete den Mund und sog so gierig die Luft ein, als sei er kilometerweit gerannt.

»Und die Plastiktüte?« fragte Brunetti, als Paolos Atem wieder ruhiger ging.

»Die habe ich mitgenommen und später weggeworfen. Ich weiß nicht mehr genau, wohin. In irgendeine Mülltonne.«

»Und dann?«

»Ich kann mich kaum noch erinnern. Ich glaube, ich bin zurück auf mein Zimmer.«

»Hat Sie jemand gesehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ihr Zimmerkamerad?«

»Ich erinnere mich nicht. Vielleicht. Aber ich weiß kaum noch, wie ich nach oben gekommen bin.«

»Wann setzt Ihre Erinnerung denn wieder ein, Paolo?«

»Am nächsten Morgen weckte mich Zanchi und sagte mir, was passiert sei. Und da war es zu spät, um noch irgendwas zu ändern.«

»Und warum haben Sie sich jetzt doch zu einer Aussage entschlossen?« fragte Brunetti.

Der Junge schüttelte den Kopf. Er löste seine Hände voneinander und umklammerte mit der Rechten die seines Vaters. Endlich sagte er mit leiser Stimme: »Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Vor dem, was passieren könnte. Oder wie man es auslegen wird.«

»Nämlich?«

»Als ob ich ihm nicht hätte helfen wollen. Daß ich tatenlos zugeesehen hätte, weil ich ihn nicht mochte.«

»Hatten die anderen den Eindruck, daß Sie ihn nicht mochten?«

»Ernesto wollte, daß sie das denken«, beteuerte Paolo und rückte ein winziges Stück von seinem Vater ab, als fürchte er sich vor dessen Gesichtsausdruck. Aber seine Hand ließ er nicht los. »Er hat mir gesagt, wie ich mich verhalten soll, damit die andere Sache nicht auffliegt.«

»Sie meinen, daß Sie beide ...«

»Ja. Wir machen es fast alle, aber normalerweise mit wechselnden Partnern. Ernesto wollte es immer nur mit mir tun. Und ich habe mich geschämt deswegen.«

Der Junge wandte sich an seinen Vater. »*Papa*, muß ich noch mehr Fragen beantworten?«

Statt zu antworten, warf der Maggiore Brunetti einen fragenden Blick zu. Der beugte sich vor, nannte die Uhrzeit, erklärte die Vernehmung für beendet und schaltete das Mikrophon aus.

Stumm erhoben sich alle fünf. Donatini, der der Tür am nächsten gesessen hatte, ging und öffnete sie. Der Maggiore legte seinem Sohn den Arm um die Schultern. Brunetti schob seinen Stuhl unter den Tisch, gab Vianello das Zeichen zum Aufbruch und ging zur Tür. Er war schon fast an der Schwelle, als er hinter sich ein Geräusch hörte, doch es war bloß Vianello, der über seinen Stuhl gestolpert war.

Als er sich überzeugt hatte, daß Vianello nichts weiter passiert war, warf Brunetti einen letzten Blick auf Vater

und Sohn, die einander gegenüberstanden. Und da sah er, wie Paolo, dem sein Vater sich mit gespannter Aufmerksamkeit entgegenneigte, das rechte Auge zukniff und einmal triumphierend und verschlagen zwinkerte. Im selben Moment hob der Vater die Rechte und versetzte dem Jungen einen anerkennenden Schlag auf den Bizeps.



Vianello hatte es nicht gesehen. Ihm war dieser Sekundenbruchteil komplizenhaften Einvernehmens zwischen Vater und Sohn entgangen. Brunetti wandte sich zur Tür und schritt an dem plötzlich auffallend stummen Donatini vorbei. Auf dem Flur wartete er, bis Vianello herauskam, gefolgt von den beiden Filippis und ihrem Anwalt.

Langsam und umständlich schloß Brunetti das Verhörzimmer ab, denn er brauchte Zeit zum Nachdenken.

Donatini sprach als erster. »Es ist Ihre Entscheidung, Commissario, wie Sie diese Informationen verwenden wollen.« Brunetti gab keine Antwort, ließ nicht einmal erkennen, ob er seine Worte gehört hatte.

In Brunettis Schweigen hinein ergriff der Maggiore das Wort. »Vielleicht wäre es besser, wenn die Familie des Jungen ihn so in Erinnerung behalten könnte, wie sie ihn gesehen haben«, sagte er feierlich. Und Brunetti gestand sich beschämt, daß ihn, wäre er nicht Zeuge des triumphalen Siegerblicks zwischen Vater und Sohn geworden, die Sorge des Mannes um Ernestos Familie gerührt hätte. Jetzt aber hätte er ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen. Statt dessen kehrte er allen den Rücken und schritt den Korridor entlang. Hinter sich hörte er den Jungen rufen: »Soll ich noch etwas unterschreiben?« Und dann, absichtlich verzögert: »Commissario?«

Brunetti ging unbeirrt weiter. Er hatte nur den einen Wunsch, sich in seinem Büro zu verkriechen, wie ein Tier, das sich erst in seiner Höhle sicher fühlt vor dem Feind. Oben angekommen, schloß er die Tür hinter sich. Vianello würde ihn, so sehr ihn das wunderliche Benehmen seines

Vorgesetzten auch verwirren mochte, allein lassen, bis er gerufen wurde.

»Schachmatt und aus das Spiel«, sagte Brunetti laut. Er war seinem inneren Aufruhr so sehr ausgeliefert, daß er sich buchstäblich nicht mehr rühren konnte. Da half es auch nichts, die Fäuste zu ballen und die Augen zu schließen: Vor diesem Zwinkern, diesem anerkennenden Schlag gab es kein Entrinnen. Selbst wenn außer ihm auch Vianello Zeuge gewesen wäre – für sie oder die Moros würde das nichts ändern. Filippis Geschichte klang glaubhaft, der ganze Auftritt war perfekt inszeniert. Brunetti schauderte bei dem Gedanken, wie sehr ihn das schamhafte Stammeln des Jungen gerührt, wie er sich seinen eigenen Sohn an Paolos Stelle gedacht und Furcht und Reue gesehen hatte, wo doch nur niederträchtige List am Werk gewesen war.

Fast wünschte er, Vianellos Stimme an der Tür zu hören, damit er ihm sagen könnte, wie schmähsch man sie übertölpelt hatte. Aber auch das würde ihm keine Linderung verschaffen, und so war er froh, daß der Inspektor fortblieb. Seine Unbesonnenheit war schuld; weil er unbedingt Cappellini verhören wollte, hatten die Filippis Zeit gehabt, sich ihre Geschichte zurechtzulegen, ja sie so raffiniert auszuschnücken, daß sie niemanden ungerührt lassen konnte. Hatten sie auch nur ein Klischee ausgelassen? Jungs sind nun mal Jungs. Meine Scham ist größer als meine Schuld. Oh, wir wollen der trauernden Mutter des armen Toten weiteres Leid ersparen.

Brunetti fuhr herum und trat mit voller Wucht gegen die Tür. Aber weder der laute Krach noch der Schmerz in seinem Rücken bewirkten etwas, und er mußte sich damit abfinden, daß er nichts tun, nichts mehr ändern konnte, so schmerzlich das auch war.

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er über dem

Verhör völlig die Zeit vergessen hatte, auch wenn er an der Dunkelheit vor dem Fenster hätte abschätzen können, wie spät es war. Er hatte zwar nichts angeordnet, aber es gab keinen Grund, Filippi festzuhalten, und sicher hatte Vianello ihn bereits gehen lassen. Doch da Brunetti es nicht ertragen hätte, ihm, seinem Vater oder dem Anwalt noch einmal begegnen zu müssen, zwang er sich, weitere fünf Minuten mit geschlossenen Augen, den Kopf an die Tür gelehnt, zu verharren, bevor er nach unten ging.

Aus Feigheit machte er einen Bogen um den Bereitschaftsraum, obwohl er unter der Tür Licht durchschimmern sah. Leise schlich er die Treppen hinunter, und draußen wandte er sich nach rechts, der Uferpromenade zu. Ein plötzliches Verlangen nach Trubel und Menschen bewog ihn, das Vaporetto zu nehmen, das um diese Zeit meist überfüllt war.

Als er zum Anleger kam, fuhr gerade ein Boot ab, und in den zehn Minuten, die er auf das nächste warten mußte, hatte er Zeit, die Leute zu beobachten, die sich am *embarcadero* versammelten, in der Mehrzahl Venezianer wie er. An Bord gelangt, stellte er sich an die Reling und kehrte den prächtigen Fassaden der Palazzi den Rücken zu.

Als er endlich vor seiner Wohnungstür stand, hielt er inne und hoffte, daß ihn drinnen ein verlässlicher Rest von Menschlichkeit empfangen möge. Was, wenn er zu einem Sohn wie Paolo heimkehren mußte? Wer außer seinem Erzeuger konnte stolz sein auf eine solche Ausgeburt? Brunetti öffnete die Tür und betrat die Wohnung.

»Ich werde dir kein *telefonino* kaufen, weil diese Dinger euch nur verweichlichen und Menschen ohne Rückgrat heranziehen. Und du würdest damit noch abhängiger von uns, als du es sowieso schon bist«, hörte Brunetti Paola sagen und jauchzte innerlich über die herzlose Strenge, mit der sie ihren Kindern die sehnlichsten Wünsche

verweigerte.

Ihre Stimme kam aus der Küche, aber Brunetti ging geradewegs in Paolas Arbeitszimmer. Er war sicher, daß sie, deren Ohr durch jahrelanges Wachliegen und Lauschen auf die Schritte der heimkehrenden Kinder geschärft war, ihn gehört hatte und gewiß bald kommen und ihn suchen würde.

So geschah es, und dann redeten sie. Oder vielmehr, er redete, und sie hörte zu. Nach einer langen Weile, als er alles erklärt und die Möglichkeiten aufgezählt hatte, die ihm offenstanden, fragte er: »Also?«

»Die Toten können nicht mehr leiden« war alles, was sie sagte, eine Antwort, die ihn zunächst verwirrte.

Doch da er an ihre Art zu denken gewöhnt war, ließ er sich den Satz eine Weile durch den Kopf gehen und fragte endlich: »Im Gegensatz zu den Lebenden?«

Sie nickte.

»Filippi und sein Vater«, sagte er und fügte hinzu: »die es weiß Gott verdient haben. Aber auch Moro und seine Frau.«

»Und Tochter und Mutter«, ergänzte Paola, »die mehr als genug gelitten haben.«

»Wird das jetzt ein Zahlenwettstreit?« fragte er nüchtern.

Paola wischte den Einwurf mit einer ungeduldigen Geste beiseite. »Nein, nein, überhaupt nicht. Aber ich denke, man muß abwägen, wie viele Menschen betroffen sind und vor allem auch wie viel damit erreicht wird.«

»Welche Möglichkeit ich auch wähle, bewirken tun sie beide nichts«, behauptete er.

»Und welche wird weniger Schaden anrichten?«

»Der Junge ist tot«, sagte Brunetti, »ganz gleich, wie das Gerichtsurteil lautet.«

»Hier geht es nicht um das Urteil des Gerichts, Guido.«

»Worum denn dann?«

»Darum, was du den Eltern sagst.« Aus Paolas Mund klang es ganz selbstverständlich. Er hatte vor dem Gedanken zurückgescheut; fast wäre es ihm gelungen, ihn ganz zu verdrängen, doch sobald sie es aussprach, wußte er, daß dies das einzige war, worauf es ankam.

»Du meinst, was Filippi getan hat?«

»Ein Mann hat das Recht zu erfahren, wer sein Kind getötet hat.«

»Bei dir hört sich das so einfach an. Wie ein Zitat aus der Bibel.«

»Ich versichere dir, es stammt nicht aus der Bibel. Aber es ist schlicht die Wahrheit.« Ihr Ton ließ keinen Zweifel gelten.

»Und was, wenn er sich rächen will?«

»Wie denn? Indem er Filippi tötet? Oder seinen Vater?«

Brunetti nickte.

»Nach dem, was ich gehört habe und was du von ihm erzählst, bezweifle ich, daß er so etwas tun würde.« Bevor er einwenden konnte, daß man das nie vorher wisse, sagte sie: »Aber man weiß nie, oder?«

Und wieder hatte Brunetti das Gefühl, jeden Zeitbezug verloren zu haben. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß es schon fast zehn war. »Haben die Kinder gegessen?«

»Ich hab sie in die Pizzeria geschickt, als ich dich reinkommen hörte.«

Während er ihr von dem Verhör mit den Filippis und ihrem Anwalt erzählte, war Brunetti immer tiefer und tiefer ins Sofa gerutscht, bis sein Kopf auf einem Kissen ruhte.

»Ich glaube, ich habe Hunger«, sagte er.

»Ja«, meinte Paola, »ich auch. Bleib du noch ein bißchen liegen, und ich mache unterdessen die Pasta.« Sie stand auf und ging zur Tür. »Was wirst du tun?« fragte sie.

»Ich muß mit ihm reden«, antwortete Brunetti.

Das Gespräch fand tags darauf um vier Uhr nachmittags statt. Die Zeit hatte Dottor Moro festgesetzt, der darauf bestand, den Commissario nicht in seiner Wohnung zu empfangen, sondern sich mit ihm in der Questura zu treffen. Der Doktor war auf die Minute pünktlich, und Brunetti erhob sich, als ein uniformierter Beamter ihn hereinführte. Der Commissario trat vor den Schreibtisch und streckte Moro die Hand entgegen. Sie tauschten ein paar steife Höflichkeitsfloskeln, und sobald man Platz genommen hatte, fragte Moro: »Was wollen Sie diesmal, Commissario?«

Seine Stimme klang ruhig und gefaßt, ohne jede Spur von Neugier oder Interesse. Sein Unglück hatte ihn alledem entrückt.

Brunetti, der sich mehr aus Gewohnheit denn mit irgendeiner Absicht hinter seinen Schreibtisch zurückgezogen hatte, begann mit der Feststellung: »Es gibt da ein paar Dinge, die Sie wissen sollten, Dottore.« Er hielt inne, darauf gefaßt, daß Moro vielleicht sarkastisch, vielleicht verärgert reagieren würde. Aber der Doktor sagte nichts.

»Wir haben in bezug auf den Tod Ihres Sohnes gewisse Fakten aufgedeckt, die ...« Schon hatte Brunetti sich hoffnungslos verhaspelt und wußte nicht weiter. Den Blick auf die Wand hinter Moro gerichtet, begann er noch einmal von vorn. »Das heißt, ich habe einige Dinge in Erfahrung gebracht und möchte sie nun auch Ihnen mitteilen.«

»Warum?«

»Weil sie Ihnen bei Ihrer Entscheidung helfen könnten.«

»Welcher Entscheidung?« fragte Moro müde.

»Wie Sie weiter vorgehen wollen.«

Moro rutschte an die Stuhlkante vor und schlug die Beine übereinander. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Commissario. Ich glaube nicht, daß ich irgendeine Entscheidung treffen kann. Jedenfalls nicht in absehbarer Zeit.«

»Aber wenn es um Ihren Sohn geht?«

Brunetti sah, wie etwas in Moros Augen aufflackerte.

»Für meinen Sohn gibt es nichts mehr zu entscheiden«, sagte er mit unverhohlenem Zorn. Und wie um Brunetti das Unabänderliche einzuhämmern, setzte er hinzu: »Er ist tot.«

Wieder mußte Brunetti den Blick abwenden, so stark hatte Moros Erregung sich auf ihn übertragen. Aber als er das Wort an ihn richtete, sah er dem Doktor fest in die Augen. »Ich habe neue Erkenntnisse gewonnen, und ich denke, Sie sollten wissen, worum es sich handelt.« Ohne Moro Gelegenheit zu einem Einwand zu geben, fuhr er fort:

»Paolo Filippi, ein Kadett aus San Martino, behauptet, Ihr Sohn sei Opfer eines Unfalls geworden, und um sich – und Ihnen – Peinlichkeiten zu ersparen, habe er, Filippi, einen Selbstmord vorgetäuscht.«

Brunetti hatte erwartet, daß Moro fragen würde, ob das nicht genauso peinlich sei. Statt dessen sagte der Doktor:

»Nichts, was mein Sohn getan hat, wäre mir je peinlich.«

»Filippi behauptet, Ihr Sohn sei im Verlaufe einer homosexuellen Handlung gestorben.«

»Ich bin zwar Arzt«, sagte Moro, »aber ich habe keine Ahnung, was das bedeuten soll.«

»Daß Ihr Sohn bei dem Versuch, seine sexuelle Erregung durch Strangulationsexperimente zu steigern, ums Leben kam.«

»Autoerotische Asphyxie«, diagnostizierte Moro kühl und distanziert.

Brunetti nickte.

»Warum sollte mir das peinlich sein?« fragte der Doktor ruhig.

Als Brunetti nach langem Schweigen einsah, daß Moro ihm kein Stichwort liefern würde, sagte er: »Ich glaube nicht, daß Filippi mir die Wahrheit gesagt hat. Ich denke, er hat Ihren Sohn getötet, weil sein Vater ihm einredete, daß Ernesto ein Spion oder ein Verräter sei. Es war sein Einfluß, der den Jungen zu der Tat getrieben hat – vielleicht hat er ihn sogar angestiftet.«

Moro sagte immer noch nichts, aber seine Augen weiteten sich vor Staunen.

Da er beharrlich schwieg, schloß Brunetti matt: »Ich wollte, daß Sie wissen, welche Geschichte Filippi auftischen wird, wenn wir den Fall weiterverfolgen.«

»Und was hat es mit der Entscheidung auf sich, derentwegen Sie mich herzitieren haben, Commissario?«

»Es liegt bei Ihnen, ob wir gegen Filippi ein Verfahren wegen fahrlässiger Tötung anstrengen.«

Moro musterte Brunetti eine Weile, bevor er sagte:

»Wenn Sie glauben, daß er Ernesto umgebracht hat, Commissario, dann ist fahrlässige Tötung eine viel zu milde Anklage, finden Sie nicht?« Und bevor Brunetti antworten konnte, fuhr er fort: »Im übrigen ist das Ihre Entscheidung, Commissario, nicht meine.« Seine Stimme war so distanziert wie sein Gesichtsausdruck.

»Ich wollte Ihnen die Wahl lassen«, sagte Brunetti und



hoffte, daß auch er seine Stimme unter Kontrolle hatte.

»Damit Ihnen die Entscheidung abgenommen wird?«

Brunetti senkte den Kopf, machte jedoch im letzten Moment ein Nicken daraus. »Meinetwegen, wenn Sie es so sehen wollen, aber es geht doch auch um Sie und Ihre Familie.«

»Darum, uns Peinlichkeiten zu ersparen?« fragte Moro spöttisch.

»Nein«, sagte Brunetti, der den Hohn des anderen kaum noch ertragen konnte. »Darum, Sie vor Gefahren zu schützen.«

»Was für Gefahren?« fragte Moro, und es klang, als sei er wirklich neugierig.

»Den Gefahren, die uns allen drohen, wenn dieser Fall vor Gericht geht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Der Bericht, den Sie zurückgehalten haben, müßte als Beweismittel vorgelegt werden, oder Sie müßten zumindest eine eidesstattliche Erklärung darüber abgeben, daß er existiert und wovon er handelt. Nur so ließen sich das Motiv für Filippis Tat und der Grund für den Haß oder die Angst seines Vaters belegen.«

Mit einer Geste, die Brunetti sehr theatralisch vorkam, führte Moro eine Hand an die Stirn. »Mein Bericht?« fragte er endlich.

»Ja. Über den militärischen Versorgungsdienst.«

Moro ließ die Hand sinken. »Es gibt keinen Bericht, Commissario. Jedenfalls keinen über die Armee oder den Versorgungsdienst oder was immer die befürchten. An dem Tag, als sie auf meine Frau geschossen haben, habe ich alle Recherchen eingestellt.«

Brunetti konnte es kaum glauben, wie ruhig Moro das

sagte; als sei einwandfrei erwiesen, daß der vermeintliche Jagdunfall ein vorsätzlicher Anschlag gewesen war.

Der Doktor fuhr fort: »Richtig ist, daß ich die Ausgaben und die Verteilung der Gelder überprüft habe, sobald ich dem Ausschuß beitrat. Das war nicht weiter schwer, nicht einmal für einen Mediziner; vor lauter Arroganz sind sie so schlampig in ihrer Buchführung, daß ich ihnen ganz leicht auf die Spur kam. Aber dann haben sie auf meine Frau geschossen.«

»Sie sagen das, als sei es erwiesen«, bemerkte Brunetti.

Moro sah ihn an und erwiderte kalt: »Allerdings. Ich erhielt einen Anruf, noch bevor sie ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Und ich erklärte mich bereit, meine Recherchen einzustellen. Dann legte man mir nahe, mich aus der Politik zurückzuziehen, und ich habe wieder nachgegeben. Ich habe ihnen in allem gehorcht, Commissario.«

»Sie wußten, daß die auf Ihre Frau geschossen haben?« fragte Brunetti, der immer noch nicht wußte, wer »die« waren – zumindest nicht genau genug, um ihnen Namen zu geben.

»Natürlich«, sagte Moro. Und der sarkastische Unterton war wieder da, als er ergänzte: »So weit habe ich denn doch recherchiert.«

»Aber warum haben Sie sich dann von Ihrer Frau getrennt?«

»Um sicherzugehen, daß die sie in Ruhe lassen.«

»Und Ihre Tochter?« fragte Brunetti mit plötzlich erwachter Neugier.

»Ist an einem sicheren Ort« war alles, was Moro preisgeben wollte.

»Aber warum haben Sie Ihren Sohn ausgerechnet auf die

San Martino geschickt?« Noch während er die Frage stellte, kam Brunetti der Gedanke, daß Moro die Höhle des Löwen womöglich für das sicherste Versteck gehalten habe. Wer immer auf seine Frau geschossen hatte, würde sich hüten, die Akademie in einen Skandal zu verwickeln. Vielleicht war die Einschulung seines Sohnes in San Martino aber auch nur als Täuschungsmanöver gedacht.

Moros Gesicht verzog sich zu etwas, das vielleicht einmal ein Lächeln gewesen war. »Weil ich ihn nicht aufhalten konnte, Commissario. Es war die größte Niederlage meines Lebens, daß Ernesto Soldat werden wollte. Aber das war sein sehnlichster Wunsch, schon seit er ein kleiner Junge war. Und nichts, was ich sagte oder tat, konnte ihn davon abbringen.«

»Aber warum haben die ihn dann umgebracht?« fragte Brunetti.

Als Moro nach einigem Zögern antwortete, schien er erleichtert, endlich darüber sprechen zu können. »Weil sie dumm sind und nicht glauben wollten, daß es so leicht war, mich aufzuhalten. Weil ich ein Feigling war und nicht gegen sie aufgestanden bin.« Lange saß er gedankenversunken da, ehe er fortfuhr. »Oder vielleicht war Ernesto auch kein solcher Feigling wie ich. Er wußte, daß ich einmal so einen Bericht geplant hatte, und vielleicht hat er ihnen damit gedroht.«

Obwohl es kühl war in seinem Büro, sah Brunetti Schweißperlen auf Moros Stirn, die ihm langsam übers Gesicht rannen, bis hinunter zum Kinn, wo der Doktor sie mit dem Handrücken auffing. Dann sagte er: »Ich werde nie erfahren, wie es wirklich war.«

Die beiden Männer saßen sich lange schweigend gegenüber, ohne jede Regung, bis auf die matte Geste, mit der Moro sich hin und wieder den Schweiß vom Gesicht

wischte. Als seine Stirn wieder trocken war, fragte Brunetti: »Was soll ich tun, Dottore?«

Moro hob den Kopf und sah Brunetti aus Augen an, die in der letzten halben Stunde noch trauriger geworden waren.

»Sie wollen, daß ich Ihnen die Entscheidung abnehme?«

»Nein. Das nicht. Oder nicht nur. Ich möchte, daß Sie sie für sich selbst treffen. Und für Ihre Familie.«

»Und Sie werden sie in jedem Falle akzeptieren?« fragte Moro.

»Ja.«

»Ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit?« Moro legte eine sehr häßliche Betonung auf das letzte Wort.

»Ja.«

»Wieso?« fuhr Moro ihn zornig an. »Ist Ihnen die Gerechtigkeit so wenig wert?«

Brunetti war mit seiner Geduld am Ende. »Hier gibt es keine Gerechtigkeit, Dottore«, sagte er und stellte erschrocken fest, daß er damit nicht nur diesen Mann und seine Familie meinte, sondern auch seine Stadt, sein Land und ihrer aller Leben.

»Dann lassen Sie es ruhen«, sagte Moro erschöpft. »Und lassen Sie ihm seinen Frieden.«

Aller Anstand, den er in sich hatte, drängte Brunetti, diesem Mann etwas Tröstliches zu sagen, aber sosehr er auch nach Worten rang, sie wollten sich nicht einstellen. Er dachte an Moros Tochter und dann an seine eigene. Er dachte an seinen Sohn, an den von Filippi und den von Moro, und dann kamen die Worte wie von selbst: »Der arme Junge.«